

GERTRAUD SCHÖPFLIN

Auf der
anderen Seite
DES STURMS

Der Bibeltext folgt dem Wortlaut folgender Bibelübersetzungen:
Bibeltext der Schlachter. Copyright © 2000 Genfer Bibelgesellschaft.
Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung.

Alle Rechte vorbehalten.

Hoffnung für alle®, Copyright © 1983, 1996, 2002 by Biblica, Inc.®.
Verwendet mit freundlicher Genehmigung von Fontis – Brunnen Basel.
Elberfelder Bibel 2006, © 2006 by SCM R.Brockhaus in der
SCM Verlagsgruppe GmbH, Witten/Holzgerlingen
Lutherbibel 1912.



© 2022 Brunnen Verlag GmbH Gießen
Lektorat: Carolin Kotthaus
Umschlagfoto: trevillion.com & Adobe Stock
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland
ISBN Buch 978-3-7655-3703-5
ISBN E-Book 978-3-7655-7645-4

www.brunnen-verlag.de



*Für meine Patentante Marianne Kleemann
und ihren Mann Joachim,
die viele Jahre Missionare
bei der Liebenzeller Mission waren und
in deren Haus die chinesische Holztafel hängt,*

*und für ihren Sohn Jens,
der in dieser Geschichte „Jakob“ heißt.*

Prolog

Wenn du durchs Wasser gehst ...



... so will ich bei dir sein.
Jesaja 43,2

Elf Wochen auf See

„Mutter, ich will zu dir!“ Gefesselt an den Pfosten der Schiffskoje streckte ihr der Junge verzweifelt die Hand entgegen. Könnte sie ihn nur an sich drücken! Wer weiß, wie viel Zeit ihr noch blieb?

„Halt durch, Jakob! Bald ist es vorbei!“ Rebekka zweifelte an ihren eigenen Worten, während sie krampfhaft den Holzbalken am anderen Ende der Koje umklammerte, obwohl sie daran festgebunden war. Wieder krachte ein Brecher von außen an die Schiffswand. Die Holzplanken rutschten unter ihren Füßen weg. Das Schiff bäumte sich auf, nur um in die nächste Schlucht zu stürzen. Seit Stunden heulte der Sturmwind über ihnen, prasselte der Regen gegen den Rumpf des Frachtseglers und verwandelte den Teeklipper in einen Spielball der Hölle. Rebekka fühlte sich gefangen im Schiffsbauch wie Jona im Walfisch.

Es war ihr einerlei. Sie hatte nichts mehr zu verlieren. Alles, was ihr wert und teuer gewesen war, lag hinter ihr begraben in der Erde Chinas. Alles, außer ihren zwei Schätzen, für die noch ein letzter Funke Lebensmut in ihr glühte.

Sie tastete im Schummerlicht nach dem warmen Bündel. Ihre kleine Sofie, bald zwei Jahre alt, sicher festgebunden in einem Tuch an den Querholmen des Bettes. Sie schlummerte wie im Auge des Sturms.

„Mutter, hol mich!“ Vom anderen Ende der Bett-Koje starrte

sie der Siebenjährige angstvoll an. Mit bebenden Lippen sprach er erneut sein Gute-Nacht-Gebet. „*Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude ...*“ Zitternd hob er die gefalteten Hände. „... *will Satan mich verschlingen, so lass die Englein singen ...*“

Sie streckte die Hand nach ihm aus und stimmte in den Vers mit ein: „*Dies Kind soll unverletzt sein!*“

Er hielt ihr seine zarten Finger entgegen. Für einen Moment flackerten ihr im Gesicht ihres Sohnes die Augen ihres Mannes entgegen. „Wilhelm“, flüsterte sie. Sie versuchte, ihn zu erreichen. Doch ihre Hand griff ins Leere.

Verzweifelt riss sie an der Schlinge um den Bauch, mit dem sie sich an den Pfosten der Koje gefesselt hatte. Wider alle Vernunft löste sie das Tau. Hart schlug die Petroleumlampe an die Decke. Das Glas klirrte und das fahle Licht tanzte zum Gurgeln der Woge, die aufs Neue draußen über das Deck schwappte.

Über das schwankende Bett schob sie sich auf ihn zu. Sie atmete den süßlichen Duft seiner Haare ein und umschlang ihn. „Jakob, Liebling!“

Ein ohrenbetäubender Schlag riss Mutter und Kind auseinander. Rebekka schlitterte über die Planken und prallte gegen die Holzvertäfelung der Kammer. Stühle, Seekiste und Waschtisch schlugen wie Wellen über ihr zusammen. Schmerz durchflutete sie, ihr Kopf dröhnte. Sie schmeckte Blut auf den Lippen und ertastete eine Wunde an der Stirn.

Über ihnen an Deck hallten die Schreie und Schritte der Seemänner. Wie ein loses Gepäckstück rutschte Rebekkas Körper erneut über den Holzboden. Haltlos war sie, wehrlos den Gewalten ausgeliefert.

„Jesus, hilf mir!“ Alles in ihr schrie. Verzweifelt ruderten ihre Arme, versuchten etwas Festes zu greifen.

Die Tür krachte auf und benommen nahm sie die Umrisse im Flackerlicht wahr. „Pierrot!“

„Halten Sie sich an mir fest!“

Sie spürte, wie sein Arm ihren Körper zu fassen bekam.

„Rebekka! Kommen Sie! Bei mir sind Sie sicher!“

Der Sturmwind rührte.

„Meine Kinder!“

Die nächste Woge warf sie gebündelt aufs Bett. Der Kapitän zückte ein Messer und durchtrennte mit einem Ruck Jakobs Seile. Hastig presste Rebekka die Kleine an sich.

Pierrots Arme zogen sie mit den Kindern die schwankende Stiege hoch und über das Deck. Gischt und Regen peitschten ihnen heulend ins Gesicht. Das Salzwasser brannte in Rebekkas Wunden.

Mit dem nächsten Brecher strandete sie in seiner Kajüte.

Eigentlich hatte sie diese Kammer nie wieder betreten wollen. Vor ein paar Tagen erst war sie daraus geflohen. Vor seinem Charme, vor ihrer Einsamkeit.

Er schlang die Enden des Seils ineinander, das er um sie und den Pfosten seiner Koje gewunden hatte. „So! Jetzt sind sie sicher!“ Rasch band er ihr die Kleine an den Bauch. Jakob hing mit einem Seemannsknoten vertäut am Pfosten gegenüber.

Im Gehen warf er eine Tasche mit Verbandsmaterial neben sie. „Kommen Sie klar?“

Sie nickte. Schließlich war sie die Frau eines Missionsarztes ... gewesen.

„Ich muss an Deck!“ Der Kapitän wankte zur Tür. Mit der Hand am Knauf drehte er sich noch einmal um. Seine Lippen formten ihren Namen, dann trat er hinaus.

Während sie von draußen hörte, wie seine Stimme den Männern Befehle zubrüllte, verband sie sich die Stirn. Sofie zappelte unruhig an ihr. Mechanisch öffnete sie die oberen Knöpfe ihres Kleides, um sie anzulegen. Papier kratzte unter ihrem Mieder.

Der Brief!

Sie berührte ihn wie einen Schimmer aus einer fernen Welt ... Am anderen Ende des Meeres würde jemand auf sie warten.

Ein Unbekannter. Dort, in der Heimat. Doch wo war daheim?

Dankbar umschloss sie ein paar Stunden später die Blechtasse, die der Kapitän ihr hinhielt. Vor ihr knisterte das Feuer im offenen Kamin gegenüber der Kojе, in der die Kinder schliefen. Er hatte sein tiefendes Ölzeug über die Seile neben ihre nassen Kleider gehängt. Es roch nach dem Seehundstran, der die Nähte abdichtete.

Mit einer zweiten Tasse in der Hand setzte er sich neben Rebekka auf das Bärenfell am Boden und lächelte ihr müde zu. „Der Sturm ist besiegt.“ Seine feuchten Locken klebten ihm bis an die dunklen Bartstoppeln herab.

„Danke, Pierrot. Für alles. Ohne Sie ...“ Ihr Kopf brummte. Sie tastete nach der Wunde. Es gurgelte sanft an der Bordwand und sie lauschte den Atemzügen der Kinder. Vorsichtig setzte sie die dampfende Tasse an die Lippen. Feuer durchfloss sie. Erschrocken fuhr sie zurück. „Was ist das?“

„Grog.“

„Alkohol? Nicht für mich.“ Sie hielt ihm die Tasse hin.

Er lachte. „Das ist Tee! Mit einem Schlückchen Rum. Der wird Sie wärmen! Alle meine Männer bekommen das nach so einer Seeschlacht.“ Sorgfältig schob er ihr die Wolldecke wieder hoch zur Schulter.

Sie schloss mit der linken Hand die Öffnung bis zum Hals, um ihr Unterkleid zu verbergen. Der Durst der letzten Stunden brannte ihr in der Kehle. Zögernd betrachtete sie das Glitzern im Inneren der Tasse.

Er nickte ihr zu.

Schluck für Schluck sog ihre unterkühlte Seele die Wärme auf und Müdigkeit kroch ihr in die Glieder. Rebekkas dröhnender Kopf wog immer schwerer. Mehr und mehr lehnte sie sich gegen den starken Arm, der sich hinter sie geschoben hatte.

Du hast mir das Herz geraubt ...



... mit einem einzigen deiner Blicke.
Hohelied 4,9

Hamburg, 13. April 1882

Friedrich tastete unter dem schwarzen Mantel nach der Kette. Es war sinnlos, daran zu ziehen. Das wusste er. Es würde das Segelschiff nicht beschleunigen. Ganz gleich, wie oft er daran zog und auf die Zeiger starrte. Dennoch gab ihm das runde Metall in der Hand das Gefühl, etwas im Griff zu haben.

„*Der Wind weht, wo er will ...*“, murmelte er und klappte mit dem Daumen den Silberdeckel auf. *Fünf vor sieben*. Kurz sinnierte er, wo er in der Bibel den Satz über den Wind gelesen hatte. Dabei fiel sein Blick von der Rampe aus auf das Schild über der Schleuse zum Sandthor-Hafen. Er schnaubte. „*Langsam fahren!*“ prangte dort in großen Buchstaben gut lesbar in der Morgendämmerung. An dieses Gebot schien sich der Segelclipper zu halten, der die Unbekannte aus China bringen würde.

Er seufzte – eine Atemwolke stieg sichtbar in die kalte Luft des Aprilmorgens. Zwei Tage spazierte er nun schon im Hamburger Hafen auf und ab! Ständig tickten die Fragen in ihm wie das Schweizer Uhrwerk in seiner Hand.

Ist sie dick? Oder hager? Abgehärmt vom Dienst in China?

Mit fahlem Haar, streng zu einem Knoten gebunden?

Aber nein, Äußerlichkeiten allein sollten ihn beim ersten Kennenlernen nicht leiten. Auf innere Schönheit wollte er achten. Hatte er sich das nicht vorgenommen? Er lockerte den weißen Kragen.

Doch was, wenn er in glanzlose Augen und strenge Züge blicken würde? Hätte er nur eine Fotografie von ihr gehabt! Warum auch hatte er sich von Bruder Daniel zu diesem Brief mit dem Heiratsantrag überreden lassen?

Nun hing er fest wie ein Fisch an der Angel.

Die Taschenuhr schnappte zu.

Neben ihm zischte es in den offenen Lagerschuppen entlang des Hafenbeckens, in denen Schauerleute Berge von Ballen, Kisten und Säcken stapelten. Ratternd senkte sich die Kette eines Dampfkrans in den Schiffsbauch eines stählernen Kolosses. Wer weiß, was er herausbefördern würde?

Wer weiß, was auf ihn zukommen würde? Vielleicht, wenn er rechtzeitig einen Blick auf sie werfen könnte ...

Beißender Qualm mischte sich in den Geruch von Salz und Fisch. Schwarz verschmierte Kohlejuniper fütterten die Feuerluken der Dampfkräne wie unersättliche Mäuler.

Ratlos hob Friedrich den Blick über den Sandthor-Hafen hinaus auf die Elbe. Es war ihm ein Rätsel. Wie sollte er die Ankunft der *Susanna* erkennen?

Dicht an dicht lagen im Hamburger Niedernhafen unzählige Segelschiffe aufgereiht wie Perlen an einer Kette und nebeneinander festgemacht an hölzernen Dalben. Wimpel und Seile flatterten im Wind. Er starrte durch das Gewirr von abgetakelten Masten an den Horizont. Es war unmöglich, einen Segelklipper zu entdecken!

Möwen kreischten höhnisch über ihm. Er beneidete die Gelassenheit der Ewerführer, die auf den flachen Lastkähnen ihre langen Stangen ins Wasser tauchten, um ihre Schuten voll Kohle, Holz oder Gemüse zwischen den großen Schiffen voranzuschieben.

Spätestens morgen müsste er den Zug nach Berlin nehmen, um am Sonntag wieder auf der Kanzel zu stehen. Man erwartete von ihm, dass er wieder heiratete. Ein evangelisches Pfarrhaus ohne Pfarrfrau ... undenkbar.

Friedrich überprüfte noch einmal den Pastorenkragen und trat

dann vor an die Hafenkante. Unter ihm plätscherte die trübe Wasserbrühe gegen die steinerne Wand. Mit seiner blank polierten Stiefelspitze fuhr er die Form des Metallrings nach, der an der Kaimauer auf das Tau des nächsten Frachtschiffes wartete. Auch er hatte einen Ring eingesteckt. Nur für den Fall, dass er ihn brauchen würde. Wenn sich erfüllen würde, was er hoffte – ja, wider alle Vernunft ersehnte.

Seine Finger umschlossen in der Manteltasche ein Stück Papier. Mehr als das hatte er nicht als Sicherheit. Daran hielt er sich fest, wenn Zweifel ihn überrollten. Er zog den Zettel hervor, auch wenn er wusste, was darauf stand. „*Habe deine Lust am Herrn ...*“ Er hielt sich vor Augen, was er sich aus der Bibel abgeschrieben hatte. „... *so wird er dir geben, was dein Herz begehrt!*“

„Bruder Friedrich!“ Der Grauhaarige im dunklen Gehrock keuchte auf ihn zu. Er schwenkte ein Blatt in der Hand. „Sie kommt! Der Schiffsmeldedienst hat es dem Reeder heute Nacht ...“ Atemlos klopfte der untersetzte Missionssekretär der Berliner Mission mit den Fingern auf die Nachricht aus Cuxhaven. „Die *Susanna* läuft ein! Wir müssen zu den Vorsetzen. Meine Frau ist schon dort.“ Daniel Maser grinste unter dem buschigen Schnauzer und zeigte zu der Anlegestelle, die in Richtung der Michaeliskirche lag. „Komm, ich kenne eine Abkürzung durch das Gängeviertel der Kehrviertelinsel.“

Friedrich sträubte sich. „Da hätten sie gestern fast einen Nachtopf über mir ausgeschüttet. Seuchenbrut-Quartiere nennt mein Freund Justus solche Viertel.“

„Der Arzt von der Berliner Charité?“ Bruder Daniel lachte.

Als ob sie Halt suchten, lehnten sich die mehrgeschossigen Häuser im Kehrviertel mit ihren spitzen Giebeln windschief aneinander. Dazwischen wärmte die Sonne nur spärlich das Pflaster der düsteren Gassen, durch die Friedrich dem Missionssekretär folgte. Fensterflügel standen zur Straße offen, Keifen und Säuglings-

geschrei drangen heraus. Eine abgehärmte Frau befestigte Wäsche auf den kurzen Leinen vor dem Fenstersims. Ein paar Tagelöhner pafften darunter an der Hauswand. Friedrich schlängelte sich zwischen einem Fischstand und zwei Händlern hindurch, die Brennholz und Krautköpfe auf ihren Karren feilboten. Ein paar Schuljungen drückten sich an ihnen vorbei.

„Und das hier wollen die Ratsherren alles abreißen?“ Friedrich verlangsamte seinen Schritt. „Wo sollen denn die ganzen Leute hin?“

Der Alte zuckte mit den Schultern. „Sie versprechen den Arbeitern neue Viertel. Irgendwo am Stadtrand von Hamburg.“ Er zog eine Zeitung hervor. „Hier – die *Altonaer Nachrichten*. Ich habe sie ausgelesen.“

Friedrich blieb stehen und überflog die Schlagzeile. „20 000 Menschen umsiedeln? Und das alles für ein Stadtviertel nur mit Lagerhäusern?“

Daniel hob hilflos die Hände. „Die Speicherstadt ist der einzige Weg, um ein Stück von Hamburg zollfrei zu erhalten. Bismarck hat ja den Rest der Hansestadt dem Königreich Preußen einverleibt. Nächstes Jahr beginnen die Bauarbeiten.“

Friedrich holte Daniel auf der Niederbaumbrücke am Ende der Kehrwiederinsel mit ein paar Schritten ein. „Und das machen die Hamburger mit?“

Der Alte blieb zwischen den mannshohen Bögen stehen, die das Brückengeländer teilten. „Die Bürgerschaft ist gespalten. Keiner weiß, was richtig ist.“ Er zeigte auf ein Schiff, das mit prallen Segeln wie ein Möwenschwarm auf die Landungsbrücken zuglitt.

„Das ist sie! Los!“ Der Alte zog Friedrich am Ärmel.

Er hielt seinen Freund zurück. „Ehrlich gesagt, Daniel, ich bin auch gespalten.“

Der Alte musterte ihn überrascht. „Was ist?“

„Was, wenn sie mir nicht gefällt?“

„Du willst kneifen? Jetzt?“

„Was, wenn es so wird wie mit Roswitha?“ Friedrich umfasste die kalte Eisenbrüstung und blickte durch die Gitterstäbe aufs Wasser.

„Nun vertrau, dass Gott die Idee in mein altes Hirn gepflanzt hat. Als ich den Brief vom Tod ihres Mannes gelesen habe, da habe ich einfach an dich denken müssen.“ Die Hand des Missionssekretärs legte sich warm auf die seine. „Du kannst mit drei Kindern nicht ewig Witwer bleiben. Manchmal muss man das Alte abräumen – wie in Hamburg –, damit Neues entstehen kann.“

Friedrich zog die Hand zurück. Er ahnte, dass die Berliner Mission irgendetwas tun musste, um diese mittellose Witwe zu versorgen. Und er war Teil des Konstruktes! „Woher weißt du, dass sie meinen Brief bekommen hat, den ich ihr vor über einem halben Jahr geschrieben habe? Und was, wenn ...?“

Der Alte atmete hörbar aus. „Schau sie dir an, wenn sie auf dem Steg vom Schiff herunterkommt. Gefällt sie dir nicht, stelle ich dich ihr gar nicht erst vor. Dann fährst du allein nach Hause.“

„Machen wir es so.“ Friedrich atmete auf und hielt ihm die Hand hin.

Majestätisch bahnte sich der schlanke schwarze Bug unter fünf Etagen von flatternden Segeln den Weg auf die Landungsbrücke zu. Fieberhaft musterte Friedrich die Umrisse der Gestalten, die sich auf dem Klipper immer schärfer abzeichneten – doch eine Frau konnte er nicht entdecken.

Unzählige Arme holten in schwindelnder Höhe riesige Segeltücher ein, Füße balancierten auf Wanten und Seilen. Männer in dunklen Uniformen brüllten Befehle. Die Ankerkette klirrte. Taue flogen durch die Luft und wurden von starken Händen kraftvoll um die Holzstangen an der Hafenkante gebunden.

Geschickt marschierten die ersten Seemänner den Steg vom Schiff hinunter, die Schultern beladen mit Gepäckstücken und Seekisten. Eine Handvoll Reisende schien sich oben an der Reling zu versammeln.

„Sie ist da! Freust du dich, Bruder Friedrich?“ Marta Maser eilte ihnen am Kai mit geröteten Wangen entgegen.

Der Missionssekretär nahm seine Frau sanft beiseite und flüsterte mit ihr. Der Knoten, zu dem ihr weißes Haar über dem hochgeschlossenen grauen Kleid zurückgekämmt war, wiegte bedächtig, während sie zu Friedrich hinüberschielte. Der Anblick der beiden Alten versetzte ihm einen Stich. Nach so einer Vertrautheit sehnte er sich.

An Bord wagte nun ein beleibter Herr als Erster ungelenk den Schritt auf den Steg – nach dem feinen Zwirn seines Anzugs zu urteilen, war er ein Kolonialwarenhändler. Zwei Laufburschen witzelten neben Friedrich über ihn. Ein weiterer Kaufmann folgte über die schwankende Brücke.

Dann stieg ein hagerer Junge in knielanger Hose und Wollstrümpfen mit einem Koffer vom Schiff – gehalten von einer Hand hinter sich. Jetzt kam Leben in Schwester Marta und rasch trat sie an den Schiffssteg heran.

Hinter dem Jungen schürzte eine Frau von schlanker Statur ihr schwarzes Kleid und trat auf die Brücke, auf der Hüfte ein kleines Kind.

In Friedrich begann etwas zu pulsieren.

Die Burschen neben ihm pfften durch die Zähne und Friedrich strafte sie eines strengen Blickes.

„Entschuldigung, Herr Pastor“, murmelte einer, und sie verzogen sich.

„Schwester Rebekka!“ Marta Maser winkte voller Freude.

Die Frau hielt inne und blickte vom Holzsteg auf. Ein Strahlen erhellte ihr Gesicht und ließ die großen Augen unter den klar gezeichneten Brauen aufleuchten.

Friedrich vergaß für einen Moment zu atmen. Ihre Haut schimmerte wie feines Porzellan und eine Brise umspielte das Kleid. Jetzt erfasste ein Windstoß ihren Strohhut. Er fiel am Band nach hinten und gab den Blick frei auf dicht gewelltes Haar, das locker zu einem

Zopf geflochten war. Es schimmerte hell- und dunkelblond und schien um die Stirn von der Gischt gekräuselt. Einige Strähnen flatterten im Frühlingswind und umgaben ihre regelmäßigen Züge wie einen Heiligenschein.

Friedrich griff nach dem Arm seines Begleiters. „Stell mich vor!“

Bruder Daniel lachte leise. „Und, wie findest du sie?“

Friedrich holte tief Luft, ohne den Blick von ihr zu nehmen. „Sie ist wie das Licht des Morgens, wenn die Sonne aufgeht, ein Morgen ohne Wolken.“ Er hielt feierlich inne.

„Sehr poetisch – wo hast du das denn her?“

„Bei König David gelesen. Zweites Buch Samuel.“ Sie lachten befreit auf. „Warum hast du nicht gesagt, dass sie eine Schönheit ist?“

Friedrich beobachtete, wie ihre Gestalt zielsicher mit den Kindern über den Steg herunterbalancierte und am Ende in den Armen der mütterlichen alten Dame verschwand.

„Schwester Rebekka, wie schön!“

Die Umarmte begann zu weinen. „Schwester Marta!“

Die Alte wiegte sie sanft in den Armen. „Kind, es tut mir so leid mit Wilhelm.“ Sie strich ihr über das schimmernde Haar.

„Ich weiß nicht, ob es richtig war, China zu verlassen“, hörte Friedrich die tränenerstickte Stimme. Marta redete leise und eindringlich auf sie ein. Das kleine Mädchen, in etwa so alt wie seine Grete, ragte aus den verschlungenen Armen hervor und klammerte sich wie ein Äffchen an seine Mutter.

Der Junge stand zwischen ihr und dem Koffer. Sein langes braunes Haar war zu einem Zopf geflochten. Mit den Schuhen kratzte er sich an den Strümpfen.

„Ein langer Zopf – wie die Chinesen“, flüsterte Bruder Daniel amüsiert, zog aus der Tasche ein Bonbon hervor und hielt es dem Jungen hin. Er starrte ihn mit großen braunen Augen an und wandte sich ab zur Mutter.

Der Alte brummte und schob sich die Lakritze in den Mund.

Inzwischen nestelte Marta ein Taschentuch aus ihrem Pompadour

am Handgelenk und reichte es der jungen Witwe. „Mein Mann möchte dir einen guten Freund vorstellen“, raunte sie ihr zu.

Die junge Frau drehte sich abrupt um und ihre verweinten Augen trafen Friedrichs Blick. Röte huschte über ihre Wangen. In diesem Moment war er sich sicher: Sie hatte seinen Brief erhalten.

Der alte Missionssekretär drückte sie zur Begrüßung väterlich. „Meine Liebe, ich habe jemanden mitgebracht. Er hat dir bereits geschrieben. Darf ich vorstellen: Pastor Friedrich Hoffmann.“

Friedrichs Herz klopfte bis an den engen Pastorenkragen. Er ließ die Hacken zusammenklappen, lüftete den Hut und verbeugte sich leicht.

Dann wandte sich Bruder Daniel ihm feierlich zu. „Bruder Friedrich, darf ich bekannt machen: Rebekka von Sassnitz.“

Verlegen streckte sie ihm mit einem Knicks die Hand entgegen. Er ergriff ihre Finger, führte sie in Richtung seiner Lippen und hauchte einen Kuss darüber, so wie man es ihm beigebracht hatte. Das Pochen im Hals hatte sich zur Schlinge zugezogen. Er brachte kein Wort heraus, während er für einen Wimpernschlag in ihren hellblauen Augen versank.

Bruder Daniel räusperte sich. „Ihr habt noch Gelegenheit, auf der Zugfahrt nach Berlin nähere Bekanntschaft zu machen.“

Die junge Frau schweifte mit dem Blick zur Hafenkante. „Ich hole mein Gepäck.“ Ihre Stimme klang belegt. Marta nahm ihr die Kleine liebevoll vom Arm.

„Was hast du dabei?“ Daniel Maser trat an Rebekkas Seite. Friedrich folgte den beiden.

„Nur den kleinen Lederkoffer und eine hölzerne Seekiste.“ Die junge Frau durchsuchte den Berg von Truhen, Reisekoffern, Fässern und Ballen, die sich am Kai neben der Brücke stapelten. Doch sie schien das Gesuchte nicht zu finden.

Ein Matrose mit Wollmütze und unrasiertem Gesicht kam vom Steg auf sie zu. „Frau von Sassnitz?“

Sie blickte auf.

„Der Kapitän lässt ausrichten, Sie sollen Ihr Gepäck in seiner Kajüte abholen. Er bittet um einen Abschied. Es sei noch was zu regeln.“

„Wie bitte?“ Sie zupfte sich an den abgestoßenen Ärmeln. „Etwas zum Abschied zu regeln?“ Friedrich beobachtete, wie sich die Wangen der engelhaften Person röteten und sie wie beschämt zur Seite sah, bevor sie tief Luft holte. „Nichts ist zu regeln. Und sicher müssen wir schnell weiterreisen, nicht wahr, Bruder Daniel? Ich verzichte auf mein Gepäck.“

Bruder Daniel trat beschwichtigend vor. „Aber Schwester Rebekka, das lässt sich sicher in Ordnung bringen. Bist du dem Kapitän noch etwas schuldig?“ Der Alte tastete über die Brusttasche seines Gehrocks. „Ist es ein größerer Betrag? Meine Barschaft ist nicht so groß.“

„Wenn Sie gestatten, ich hole das Gepäck!“ Friedrich trat vor und stellte mit Genugtuung fest, dass er die hellblauen Augen auf sich zog. Ihre vollen Lippen bebten, doch sie schien kein Wort mehr herauszubekommen und nickte nur.

Entschieden stieg er im Takt des schwankenden Stegs nach oben an Deck, wo ihn geschrubbte Planken und endlose Seile in sauberen Schlingen an der Reling empfingen. Die Höhe der Masten war schwindelerregend – sie waren fast so hoch wie die Länge des Schiffs. Die verzierte Tür hinten im hölzernen Achterdeck unter der Kommandobrücke musste wohl zur Kajüte führen.

Er klopfte an der Kapitänskammer und trat ein.

Ein sonnengebräunter Mann mit dunklen Locken und aufgeköpfter Uniformjacke schrieb an einem Tisch in einem Logbuch zwischen Karten, Kompass und Navigationsinstrumenten. Überrascht blickte er auf. Dunkle Bartstoppeln umspielten sein Kinn. Er legte den Federhalter weg und lehnte sich im Sessel zurück. „Sieh an, der Pfaffe!“

Friedrich war erstaunt über die Begrüßung. „Brauchen Sie geistlichen Beistand?“

Der Mann mit dem südländischen Flair lachte höhnisch und

winkte ab. „Nur wenn ich sterbe oder zum Traualtar schreite. Ist aber beides nicht der Fall.“

„Ich komme, um das Gepäck von Rebekka von Sassnitz zu holen.“ Friedrich zog seinen Geldbeutel aus der Innentasche des Mantels. „Was ist meine Braut Ihnen schuldig?“

„Ihre Braut?“ Der Kapitän schnaubte. „Kennen Sie die Dame überhaupt?“

Seit fünf Minuten – diese Antwort erschien Friedrich unpassend. „Wir standen in Briefkontakt.“

Erregt sprang der Kapitän auf. „So – das reicht euch Pfaffen wohl! Womit, meinen Sie, hätten Sie diese Frau verdient?“ Er wankte wie ein angeschossenes Tier zum Schrank neben der Koje, kramte darin herum und zog etwas Wollenes hervor. „Was haben Sie ihr zu bieten? Kirche und Kinderkriegen?“

Friedrich schüttelte befremdet den Kopf. „Ich wüsste nicht, was Sie das angeht.“ Neben der Tür entdeckte er eine Holztruhe. „Das ist wohl ihr Gepäck. Also, Kapitän, bekommen Sie noch etwas?“

„Etwas, das Sie mir nicht geben können. Verschwinden Sie!“ Mit diesen Worten warf er ihm ein Wolltuch an den Kopf. Dann griff er sich eine Whiskey-Flasche aus einem Regal, das an Seilen über dem Schreibtisch baumelte. Der Korken schnalzte. Er goss das Glas voll, das zwischen Globus und Sextant stand, und stürzte es hinunter.

Der Duft des Hochprozentigen reizte Friedrichs Magen. Stirnrunzelnd rückte er seinen Zylinder zurecht, hievte die Kiste auf die Schultern und ging ohne Gruß. Ihn schauderte bei dem Gedanken, mit so einem Kerl vier Monate auf See zu sein.

Vorsichtig betrat er den schwankenden Steg mit dem sperrigen Gepäck. Ihm graute vor der Brühe unter ihm und erst unten am Kai wagte er aufzublicken. Erleichterung breitete sich in den Zügen der jungen Frau aus und beschwingt trat er auf sie zu – er spürte die Last auf der Schultern nicht mehr. „Ich trage Ihre Kiste zum Bahnsteig, wenn Sie erlauben!“

„Danke.“ Mit einem scheuen Lächeln hüllte sie sich in den ge-

häkelten Wollumhang, den er ihr reichte. Für einen Moment stutzte er – warum hatte sich ihr Tuch im Schrank des Kapitäns befunden?

Bruder Daniel drängte die Gruppe zur Haltestelle der Hamburger Hafenbahn, die sie zum Hauptbahnhof bringen sollte.

„Mutter, der Kapitän steht oben an der Reling!“ Der Junge blieb noch einmal stehen und winkte.

„Komm jetzt, Jakob!“ Seine Mutter ergriff hastig seine Hand und zog ihn hinter sich her, ohne zurückzuschauen.

2

Voll zog ich aus ...



... aber leer hat mich der Herr
wieder heimgebracht.
Ruth 1,21

Rebekka bemühte sich, Schritt zu halten. *Bloß nicht zurückblicken*, pochte es in ihr. *Sonst erstarre ich wie Lots Frau zur Salzsäule.*

Wochenlang hatte sie sich nach jenem Augenblick gesehnt, an dem sie wieder festen Boden unter den Füßen hätte. Aber nun fühlten sich die ersten Schritte an Land seltsam an. Der Weg zur Hafenbahn war gepflastert, doch es war ihr, als würde sie über einen Acker stolpern.

Inständig hatte sie gehofft, die Übelkeit hinter sich zu lassen, die sie auf dem Segelschiff in den letzten Tagen gequält hatte, aber das Ziehen in der Magengrube war ihr über die Landungsbrücke nachgeschlichen. Und nun flimmerte es ihr auch noch vor Augen. Sie ließ die Hand des bockigen Jungen fahren, blieb stehen und setzte die Kleine ab.

„Geht es dir nicht gut?“ Schwester Marta kramte aus ihrem Täschchen ein Riechfläschchen hervor. „Kind, du bist so blass!“

„Ich fühle mich ... etwas seekrank.“ Rebekka zwang sich, harmlos zu lächeln. Der Duft der parfümierten Ammoniaklösung stach ihr in die Nase und zwang sie, tief Luft zu holen.

Daniel lachte und bot ihr den Arm an. „Seemänner erkennt man an Land an ihrem torkelnden Gang. Warum soll es dir nach so vielen Wochen an Bord anders gehen?“

Sie presste die Lippen zusammen, strich das Kleid vor sich glatt und schielte zu dem schlanken Mann hinüber, der sie mit ihrer Kiste auf der Schulter besorgt musterte. Sie wollte die Kleine wieder hochnehmen.

„Warte, ich nehme sie.“ Marta zog das Kind an sich.

Gelehnt auf den Arm des Missionssekretärs, beobachtete Rebekka im Gehen, wie sich die hölzerne Seekiste vor ihr auf breiten Schultern und schwarzen langen Hosenbeinen bewegte. Die Muskeln der Oberarme zeichneten sich unter dem schwarzen Mantel ab. Die Knöchel der großen Hände spannten sich um das Gepäckstück. Diese Finger hatten ihr den Brief geschrieben.

Sie erinnerte sich genau daran, wie sie ihn vor fast vier Monaten kurz vor der Abfahrt am Hafen in Schanghai erhalten hatte ...



Leere. Nichts als Leere. Rebekka starrte in die großen Tonnen, die vor ihr am Hafen von Schanghai gespült wurden. Eine ganze Reihe Wasserfässer wartete neben dem Landungssteg der *Susanna* noch darauf, vom fauligen Gestank befreit zu werden, den die letzten Wochen auf See in sie hineingefressen hatten.

Der Fuß eines kräftigen Matrosen donnerte gegen ein Fass. Die

blonden Haare hingen ihm verschwitzt ins unrasierte Gesicht. Die nächste Tonne schepperte zu Boden und die Brühe ergoss sich über den Kai. Es roch modrig. Der Seemann schubste einen jungen Chinesen zu Boden, der eine Bürste in der Hand hielt. Der schwächliche Junge mit den schwarzen glatten Haaren kroch hinein und schrubhte. Kurz darauf trat der Matrose derb dagegen. „Schneller, du Nichtsnutz!“, rief er auf Deutsch. Der Junge schrie auf im Fass. Dumpf klang das Kratzen schneller aus dem Inneren des Holzes.

Um die kleine Gruppe der wartenden Passagiere schwirrten die Rufe der chinesischen Hafenarbeiter, die sich mit den harten europäischen Lauten der Schiffsmannschaft vermischten.

Rebekka verstand jedes Wort im Sprachengewirr. Jakob schwatzte aufgeregt ein Kauderwelsch von Deutsch und Chinesisch mit den Kindern der Missionare, die gekommen waren, um sie zu verabschieden. Die Jungen spielten Fangen um die Koffer, Kisten und Ballen am Kai. Eine der Missionarstöchter hatte Sofie an der Hand.

Seemänner schleppten Teekisten über einen Holzsteg auf das Segelschiff. Für einen Dampfer hatte das Geld nicht gereicht, immerhin hatte die Missionsleitung für ihre Heimreise einen Segelklipper gefunden. Von diesem Schiffstyp hatte Rebekka gehört – man hätte früher damit Wettrennen ausgetragen.

Noch waren die unzähligen weißen Segel an die hölzernen Querbalken gebunden, doch die *Susanna* sollte in den nächsten Stunden ablegen. Rebekka war es einerlei, wann sie in Hamburg ankommen würde. Niemand wartete auf sie – außer Ruth vielleicht. Ihre Schwester schlug sich als Gouvernante durch. Bei ihr würde sie nicht unterkommen können. Wo sollte sie nur hin mit den Kindern?

Rebekka trat an den gestapelten Fässern vorbei zur Uferkante. Wie eine schwarze Wand stand der wuchtige Rumpf des Klippers vor ihr. Die Ankerkette quoll vorne am Bug aus dem Schiffsrumpf und lenkte ihren Blick ins schlammgelbe Hafenwasser. Abfälle und toter Fisch schaukelten zwischen Ästen darauf.

Ihr Herz wog wie Blei unter dem Gewicht ihrer zerbrochenen Träume und der Ungewissheit, wie es weitergehen sollte. Keiner würde es merken, wenn sie jetzt zwischen dem Gewirr von Kisten, Seilen und Fässern nur einen Schritt vor sich setzen würde. Wenn sie hineinsinken würde in die Ewigkeit – dorthin, wo ihr Mann und ihre erste Tochter schon waren. Rebekka beugte sich über den Abgrund der Hafenkante und sah das schwarze Witwenkleid und die breite Krempe des Strohhuts im Wasser. Zur Fratze verzerrt schaukelte ihr Gesicht im Spiegel des Meeres. Mit diesem Schiff würde ihr alles entrissen werden, was sie je geliebt hatte: Wilhelm, Elisabeth – und China. Sie schluchzte, schloss die Augen und ...

Ein Fass löste sich vom Stapel hinter ihr, krachte zu Boden und polterte auf sie zu. Sie schrie auf. Hektische Bewegungen und Rufe am Kai. Ein Schlag und Schmerz. Das Ungetüm riss sie mit nach vorn!

Nasse Kälte nahm ihr den Atem. Blitzschnell sogen sich ihre Kleider voll und zogen sie abwärts in die dunkle Tiefe.

Gott, hilf mir!

Mit Armen und Beinen ruderte sie dagegen an.

Ich will leben! Ich muss!

Sie sah Jakob vor ihrem inneren Auge. Sofie.

Rette mich!

Sie kämpfte gegen den Sog des Abgrunds. Ihre Hände stießen an etwas Hartes. Die Kette! Die Ankerkette. Ihre Finger umklammerten die Eisenglieder. Eine glitschige Schicht von Algen hatte sich um das rostige Metall gelegt. Ihre Lungen begannen zu brennen. Panik ergriff sie. Plötzlich tauchte inmitten von Luftblasen eine Gestalt neben ihr auf, starke Arme umschlangen sie und stießen sich mit ihr hoch ans Licht. Gierig schnappte sie nach Luft.

Mehrere Hände fassten nach ihr und zogen sie unter Geschrei über die harte Reling eines Ruderbootes.

„Bringt sie dort hinüber!“, rief ihr Retter auf Deutsch, der ihren Körper vom Wasser aus ins Boot drückte.

Vor ihren Augen wurde es schwarz ...

Als sie die Augen aufschlug, beugte sich ein tropfnasser Mann mit dunklen Bartstoppeln über sie. Schwarze Locken klebten ihm bis ins Gesicht. „Sie kommt zu sich!“ Der besorgte Ausdruck wich aus seinen braunen Augen. Lächelnd tätschelte er ihr die Wange. „Na, gnädige Frau, das ist ja noch mal gut gegangen.“

Sie hörte Jakobs helle Stimme. „Mutter! – Lasst mich ...!“

Der Mann richtete sich auf, wobei sich der muskulöse Oberkörper unter seinem weißen Hemd abzeichnete. „Lasst den Jungen durch!“

Jakob schlang die zarten Arme um ihren Hals. Dahinter traten die Freunde schreckensbleich heran.

Benommen versuchte Rebekka, sich aufzusetzen. Sie spürte, wie ihr seine Hand im Rücken zu Hilfe kam. Das nasse Kleid klebte ihr am Leib. Erst jetzt bemerkte sie die Menge an Schaulustigen, die sich gaffend um sie versammelt hatte.

Der Mann, der auf Deutsch die Befehle gab, hob seine trockene blaue Uniformjacke neben sich vom Boden auf und legte sie ihr um die Schultern. „Trauen Sie sich aufzustehen?“

Sie nickte und er zog sie auf die Beine. Dem Aussehen nach hätte er auch Spanier sein können.

„Ich bin Kapitän Salmas. Sie gehören zu meinen Passagieren nach Hamburg?“

„Ja.“ Verlegen wischte sie die Tropfen beiseite, die vom Haar übers Gesicht rannen.

Er griff in die Seitentasche der Uniformjacke, die an ihren Schultern baumelte, und zog eine Liste hervor. „Frau von Sassnitz?“

„Richtig.“

„Sie reisen allein mit zwei Kindern?“ Er musterte sie für einen Moment und machte eine einladende Bewegung in Richtung des Schiffs. Auf seinen Wink hin brachten Matrosen ihren Lederkoffer und die Seekiste.

„Ist das alles?“

Sie unterdrückte nickend ein Zähneklappern.

„Ich bringe Sie in Ihre Kammer. Sie müssen sich umziehen.“

Rebekka drehte sich nach ihren Freunden um. Arme streckten sich ihr entgegen und legten sich zum Abschied um sie. Warme Tränen vermischten sich mit den kalten, die von ihrer Stirn tropften. Zitternd zog sie die trockene Kapitänsjacke fester um sich.

Missionar Bahr, der Feldleiter von China, öffnete sein Gesangsbuch, um zum Abschied ein Lied anzustimmen.

Brummend trat der Kapitän dazwischen. „Lassen Sie es gut sein! Sonst holt sie sich noch den Tod.“

Mit zitternden Beinen betrat Rebekka den Holzsteg, der zum Segelschiff hochführte. Jakob sprang neugierig voraus, während der Kapitän mit Sofie auf dem Arm folgte.

Das Schiffsdeck war in etwa so lang wie der Innenhof ihrer Missionsstation in Schaudschu, aber nur halb so breit. Als sie an den Masten entlang nach oben blickte, drohten ihr die Knie nachzugeben. Dies sollte für die nächsten drei bis vier Monate ihr Zuhause sein? Sie fror erbärmlich in der schwachen Wintersonne.

„Ihre Kammer!“ Der Kapitän öffnete unter Deck am Ende der Stiege die Tür zu einer winzigen Kabine. *Er hätte auch „Zelle“ sagen können*, dachte sie. Sofie tappte neugierig hinein.

Die Kammer enthielt zwei schmale Pritschen in einer Kojen übereinander, einen aufklappbaren Waschtisch mit einer Schüssel darauf sowie einen an der Wand befestigten Tisch mit einem Hocker davor.

„Sie speisen mit den Offizieren und mir sowie den anderen beiden Passagieren im Salon. Dort können sie sich tagsüber aufhalten.“ Der Kapitän schob Rebekka sanft hinein. „Ich denke, es ist Ihnen klar, dass Sie als Frau an Deck nichts zu suchen haben.“

Sie nickte und setzte sich zitternd vor Kälte und Schauer aufs Bett.

„Um Ihren Sohn kümmert sich der Schiffsjunge.“ Er setzte Jakob die Kapitänsmütze auf den Kopf und der Junge lachte. „Willkom-

men an Bord, Frau von Sassnitz! Ich lasse Ihnen warmes Wasser bringen. Wenn ich noch meine Jacke haben könnte.“

Mit klammen Fingern schälte sich Rebekka heraus. „Vielen Dank für Ihre Hilfe, Kapitän!“ Lächelnd und bibbernd zugleich hielt sie ihm die Jacke hin.

Auf der Türschwelle drehte sich der Kapitän noch einmal um. „Bevor ich es vergesse – hier ist noch ein Brief für Sie.“ Er gab ihr einen Umschlag mit ihrem Namen und der Missionsadresse darauf.

„Ein Brief?“ Sie nahm ihn mit bebender Hand entgegen.

Er salutierte und schloss dann die Tür hinter sich.

Rebekka vergaß für einen Moment alle Kälte und Nässe. Wer ihr wohl aus der Heimat schrieb? Vielleicht ihre Schwester Ruth?

Eilig öffnete sie den Umschlag. Eine unbekannte Handschrift stach ihr feinsäuberlich entgegen. Ihre Augen weiteten sich, während sie die Zeilen überflog. Dann ließ sie das Schreiben sinken. Der Inhalt wirkte wie die Tonne, die sie überrollt hatte.

„Was steht da, Mutter?“ Jakob stützte sich neugierig auf ihre Knie. Sie starrte auf die Zeilen. Halblaut las sie das Ende vor:

...
*Darum erwägen Sie bitte auf Ihrer Reise mein Angebot,
mit mir in den heiligen Stand der Ehe zu treten.
Bis zu Ihrer Ankunft verbleibe ich in Hoffnung.*

*Hochachtungsvoll
Pastor Friedrich Hoffmann*

Wer ist jener Mann ...



... der uns auf dem Feld entgegenkommt?
1. Mose 24,65

Ein Pfiff hallte in der hohen Hamburger Bahnhofshalle. Es ruckte. Zischend rollte der Zug auf den Gleisen an – eingehüllt in eine Wolke aus Dampf. Ein Schaffner hangelte sich außen an den Waggonen von Trittbrett zu Trittbrett, um in jedem Abteil die Fahrkarten zu kontrollieren. Daniel und Marta Maser lehnten sich aus dem Türfenster des benachbarten Abteils.

Rebekka hatte gehant, dass sie etwas im Schilde führten. Ungern war sie mit dem Fremden allein in das geschlossene Abteil gestiegen, auch wenn die Kinder bei ihnen waren. Jede Kabine des Zugwaggonen hatte seine eigene Außentür – im Zug selbst gab es keine Verbindung und keinen Abort. Der Pastor zeigte die Billets und lehnte sich gegenüber von Rebekka an die Holzbank. Sie zog die Knie zurück, die schwarzen Hosenbeine berührten fast ihren Rock.

Er drehte den Zylinder an der Krempe und lächelte sie erwartungsvoll an.

Sie wusste nicht, wohin sie blicken sollte. Die Luft vibrierte von Vorahnung und beklommen zupfte sie auf dem Schoß die Häkelspitzen von Sofies Kleid zurecht.

Jakob sprang ans Fenster und drückte seine Nase an die Scheibe. Das Malmen der Räder ging in Rattern über. Der Wagen schaukelte sacht und Sofie fielen die Augen zu.

Der Mann zog den dunklen Mantel aus, faltete ihn korrekt in der Mitte und legte ihn neben sich. Darunter trug er ein schwarzes Wams, an dem eine Silberkette baumelte. Am Hals blitzten zwei

weiße Stoffstreifen gestärkt zwischen dem schwarzen Stehkragen hervor. Ohne Zweifel: Vor ihr saß ein protestantischer Pfarrer. Allerdings hatte sie sich den Absender des Briefes anders ausgemalt ... kleiner, dickbäuchig, mit gutmütigem Blick. So wie ihr Vater.

Er räusperte sich. „Ich hoffe, Sie hatten eine gute Überfahrt, Frau von Sassnitz.“

„Ja.“ Sie blickte zu Boden und schluckte. „Das heißt eher nein.“ Sie sah auf. „Ich möchte ehrlich mit Ihnen sein, Pastor Hoffmann.“

„Ich schätze Ehrlichkeit.“ Wach und durchdringend ruhten seine Augen auf ihr.

Sie blickte in ein graues Blau, das sie an das Meer erinnerte, in das sie fast vier Monate lang geschaut hatte: Tief und schön – aber unberechenbar. „Ich habe mich wie eine Gefangene gefühlt ... in all den Wochen.“

„Und ich habe Sie um diese Reise beneidet! Eine Seefahrt stelle ich mir aufregend vor – das Meer vor Augen, den Wind im Haar!“

Sie lachte bitter. „Frauen haben an Deck nichts zu suchen. Ich saß meist den ganzen Tag mit Sofie im Salon.“

„Aber du hast doch mit dem Kapitän rausgedurft.“ Jakob kletterte auf die Bank.

„Bitte sei leise und setz dich“, flüsterte sie und versuchte, ihn von der Bank zu bewegen. Sie schielte zu dem Fremden hinüber, der ihren Sohn regungslos betrachtete.

„Sie haben wohl jeden Tag an Bord gezählt?“

„Ja, jeden! 102 Tage auf 60 Meter Länge und elf Meter Breite ...“

Jakob hopste auf seine Füße. „Wir haben einen Sturm gehabt! Da ist Mutter fast gestorben!“

„War es so gefährlich?“

„Es war nur eine Platzwunde am Kopf“, beschwichtigte sie. „Wir hatten mehrere Stürme, aber Mitte März war es besonders schlimm.“

„Der Kapitän hat uns gerettet!“, rief der Junge dazwischen.

Rebekka schob Jakob mit strengem Blick auf die Bank zurück.

„Der Kapitän?“ Der Pastor krepelte seine weißen Hemdsärmel in exaktem Abstand hoch. „Dieser muffige dunkle Kerl auf dem Schiff, als ich Ihre Kiste geholt habe?“

Sie presste die Lippen zusammen. „Noch einmal danke für Ihre Hilfe. Ich bin froh, dass die Reise vorbei ist.“ Mit der feuchten Hand wischte sie über das Kleid, sodass der Stoff über dem Bauch straff saß. Unauffällig schob sie eine geflickte Stelle unter den Schenkel und gähnte hinter dem Handrücken.

„Müde von der Reise?“ Er blickte sie versonnen an.

„Ich konnte heute Nacht kaum schlafen vor Aufregung.“ Sie spürte Wärme in ihre Wangen steigen.

„Ich gebe zu, mir ging es genauso.“ Ein Lächeln erschien unter dem Schnauzbart. Er kämmte mit den Fingern eine hellbraune Strähne aus der Stirn. Wohlgeordnet von einem Seitenscheitel aus, umrahmte leicht gewelltes Haar sein markantes Gesicht.

Sie wollte den Gedanken nicht zulassen ... Er sah gut aus. Er glich den Zeichnungen der Männer im Modekatalog, den sie auf dem Schiff im Salon gefunden hatte. Vor allem der Bart entsprach der Mode – exakt rasierte, schmale Koteletten säumten die Wangenknochen vom Ohr hinab. Ein paar graue Haare lugten an Schläfe und Bart zwischen den hellbraunen hervor. Wie alt er wohl war? Sie wusste nur, dass er Witwer war und Vater von drei Kindern.

„Ihre Kinder – sind die zu Hause?“ Ihr fiel keine bessere Frage ein.

Aus einer dunklen Briefmappe zog er eine Fotografie hervor. „Ja. Hier ... das sind meine drei.“

Sie nahm das Bild und schluckte beim Anblick der freudlosen Kindermienen. „Sie haben mir von ihnen geschrieben. Der Große ist sicher Georg.“

„Ja. Ein gehorsamer Knabe. Elf Jahre alt.“

Rebekka legte die Hand auf Jakobs Beine, mit denen er gegen die Holzbank wummerte.

„Das ist Helene. Sie ist sechs.“ Sie erschrak über seine Finger, die ihren Handrücken streiften, als er auf das Mädchen deutete.

„Und das ist Grete – etwas über ein Jahr alt.“ Er zeigte auf ein kleines Mädchen in weißem Kleid zwischen den beiden und seufzte. „Ihre Mutter ist bei der Geburt gestorben. Es ist schwierig mit ihr. Bald wird uns die dritte Amme verlassen, weil sie wieder niederkommt.“

„Das arme Kind!“ Rebekka musterte die feinen Züge der Jüngsten. Sie hatte ein eigenwilliges Näschen und krallte sich an den Ärmel ihrer Schwester. „Meine Familie sehen Sie ja: Jakob ist sieben. Sofie bald zwei.“

„Und Sie?“

Rebekka sog die Luft ein. *Diese direkte preußische Art!* Daran war sie nicht mehr gewöhnt nach sieben Jahren China. Dort war man stets höflich und zurückhaltend gewesen. „Siebenundzwanzig“, stotterte sie.

Er hob eine Augenbraue. „Wollen Sie auch etwas über mich wissen?“

Sie zögerte. Die Gegenfrage lag ihr auf der Zunge, aber sie wagte es nicht.

Sorgfältig verstaute er derweil die Fotografie im Mantel und faltete ihn wieder exakt in der Mitte. Dann straffte er die Schultern. „Vielleicht wollen Sie wissen, wie hoch meine Einkünfte sind?“

„Sagt das denn etwas über Ihren Charakter aus?“

Er schmunzelte. „Sie überraschen mich. Sonst ist das Frauen bei einer Eheschließung so wichtig.“

Sie schnaubte leise und unterdrückte ein Gähnen.

Er wischte über den Hut, als suchte er ein Staubkorn. „Ich habe nur eine kleine Pfarrei in der Nähe von Berlin – in Grünheide. Aber ich gebe noch Lateinstunden und schreibe im Namen meines Vaters ab und zu Rezensionen.“

Sie winkte ab. „Ich kann Ihnen finanziell nichts bieten, Pastor Hoffmann. In China habe ich alles verschenkt, was wir hatten. Ich habe nur mich – keine Mitgift.“

Er schob den Hut zur Seite. „Ich suche eine Frau, die meinen

Glauben teilt. Treue und Aufrichtigkeit sind mir mehr wert als alles andere.“

Hitze durchwallte sie. Sie atmete tief durch, um ihren Magen zu besänftigen, und strich den Rock glatt. „Ich weiß, was von einer Pfarrfrau erwartet wird. Mein Vater war Pfarrer in Vorpommern.“

„Bruder Daniel hat es mir gesagt.“

„Ich bin aber nicht mehr die Pfarrerstochter vom Land, als die er mich gekannt hat. Seit der Ausreise vor acht Jahren ist viel passiert.“ Tränen traten ihr in die Augen, rasch sah sie zur Seite.

Unruhig rutschte er auf der Holzbank hin und her. „In China ... Was haben Sie da gemacht?“

„Was man eben als Frau so tut: Haushalt, Kinder, Gäste, in der Klinik helfen, in der Missionsschule unterrichten und die Missionsstation leiten, wenn mein Mann auf Reisen war. Zwei Jahre waren wir allein damit beschäftigt, sie aufzubauen.“

Ihr Blick glitt in die Ferne. Sie sah wieder die grünen Berge von Schantung, roch den Mist der Zugochsen im Hof und hörte den Singsang der chinesischen Stimmen vor der Krankenstation. Vom Tempel in Schaudschu wehte der tiefe Gong über die kleinen Holzhäuser mit den geschwungenen Dächern herüber.

Um sie herum waren die vertrauten Gesichter mit den mandelförmigen Augen und den dunklen glatten Haaren. Die alte Liang fegte wie jeden Morgen gebückt mit einem kniehohen Reisigbesen die Terrasse vor dem Missionshaus. Alles war so angeordnet wie bei jeder Missionsstation der Berliner Mission: rechts die Schule, in der Mitte das Missionshaus, links die Krankenstation – wie ein Dreigestirn.

„Zur Einweihung ist sogar der Mandarin der Provinz Schantung gekommen! Er wollte unbedingt eine Bibel haben.“ Rebekka lächelte. „Wilhelm hat mich und die Kinder ihm vorgestellt. Das war sonst nicht üblich! Der Mandarin hat sogar mit mir gesprochen und wollte ein Foto von uns für seine Frauen. Am Ende hat er mich zu ihnen eingeladen – das war eine hohe Ehre. Wilhelm war ein

bisschen neidisch. Aber einen weißen Mann hätten die Chinesen niemals zu ihren Frauen vorgelassen. Nicht einmal ihn als Arzt.“

Rebekka wog Sofies Füßchen in der Hand. „Die Füße dieser vornehmen Frauen in China werden mit Bandagen von Kind an zurückgebunden, sodass sie auf verkrüppelten Füßchen gehen müssen. Schrecklich, finden Sie nicht auch?“

Der Waggon schwankte knarrend in eine Kurve. Sofie schreckte weinend auf und holte Rebekka zurück in das hölzerne Abteil, das in Richtung Berlin ratterte.

„Da scheinen Sie ja gut vorbereitet für das Leben in einem Pfarrhaus.“ Der Pastor zupfte mit undurchdringlicher Miene an der Uhrenkette.

Langweilte sie ihn? Unsicher drehte Rebekka die Kleine auf dem Schoß zu sich und flüsterte ihr ins Ohr, um sie abzulenken.



Friedrich staunte, welche Frische die Frage nach „China“ in die blassen Wangen der schönen Witwe gebracht hatte. Richtig gesprächig war sie geworden. Allerdings war ihm der Schatten dieses Missionsarztes unheimlich – mit so einem Heiligen wollte er sich nicht messen müssen. Besser er vermied das Thema zukünftig.

Sie zog der jammernden Kleinen das Mützchen aus und bot ihr einen Kanten Brot an – doch das Kind schlug nur danach und drückte sein Gesicht energisch in das Kleid der Mutter. Was wollte es nur?

Friedrich bemerkte, dass die junge Frau zu ihm schielte und immer angespannter wirkte. Sie flüsterte Chinesisch mit der Kleinen, dann wieder Deutsch. Sie ließ sie auf den Knien reiten und sang ihr leise ins Ohr. Nichts half gegen die Quengelei.

Er klappte die Uhr auf, nur um der Versuchung zu widerstehen, sein Gegenüber unentwegt anzustarren. Ihr Augenaufschlag, dieses Lächeln ... die Röte, die ihr ins Gesicht stieg, wenn sie verlegen

war. Selbst die müden Augen und dieses abgetragene schwarze Witwenkleid taten ihrer Schönheit keinen Abbruch.

„Entschuldigen Sie, Herr Pastor Hoffmann ...“ Sie zog ihren Wollumhang vom Rücken nach vorne und bedeckte sich damit. „Es geht nicht anders. Ich muss meine Tochter stillen. Sie will wegen der Reise nichts anderes zu sich nehmen.“

Seine Ohren wurden heiß. Wenn bekannt würde, dass er als Pfarrer mit einer fremden Frau in einem Abteil gesessen hatte, die ihr Kleid vorne geöffnet hatte ... Gewiss, nur zum Stillen – aber das Gerede der Leute!

Er beeilte sich, im Mantel nach Daniels Zeitung zu suchen. „Ich wollte ohnehin lesen. Fühlen Sie sich frei.“ Er spannte die *Altonaer Nachrichten* vor sich auf. In ihm pulsierte es. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Nur mühsam überflog er die ersten Schlagzeilen. Doch er konnte sich auf keine einzige Zeile konzentrieren. Hinter der Papierwand hörte er das Kind jammern, dann schmatzte es und augenblickliche Ruhe erfüllte das Abteil.

Friedrich atmete leise auf und blickte hinter der Zeitung aus dem Fenster. Seine Gefühle glichen dem Blütenmeer der Obstbäume, das vor dem Zugfenster in der flachen Landschaft wie ein buntes Band in den Weiten der endlosen Plantagen und Wiesen an ihnen vorüberzog. Er lächelte. Eigentlich war dieses Stillen so natürlich wie alles Erblühende in der Natur. Warum nur störten sich die Leute in der Öffentlichkeit daran? Ihm gefiel, wie der Schöpfer es sich gedacht hatte.

Würde er die Zeitung nur ein klein wenig nach unten ...

Er widerstand dem Drang. Langsam wurden jedoch seine Arme schwer und er stützte sich mit den Ellenbogen an den Rippen ab. Wie lange so etwas wohl dauerte? Seine erste Frau hatte nie selbst ein Kind gestillt. Stets hatten ihr die Eltern eine Amme bezahlt. Wohl auch, um ihm zu zeigen, dass seine Besoldung nicht ihren Vorstellungen entsprochen hatte. Aber mit dieser Missionarin würde alles anders werden!

Zwischen dem Rattern der Räder hörte Friedrich regelmäßige Atemzüge. Ob sie etwa ...?

Vorsichtig senkte er die Zeitung. Wie ein Dornröschen war sie mit dem Kind auf dem Schoß in der Ecke der Holzbank eingesunken und schlief. Ihre Gesichtszüge waren entspannt. Als ob sie auf den Kuss des Prinzen wartete. Sein Blick glitt über den Bogen ihrer Augenbrauen hin zu ihren Lippen. Er wünschte, er könnte der Prinz sein.

Plötzlich tauchte eine kleine Hand unter dem Wollumhang auf. Der kleine Lockenschopf mit den hellblauen Kulleraugen erschien. Die Kleine war das Abbild ihrer Mutter. Sie begann sich am Wollumhang festzukrallen und daran hochzuziehen. In der nächsten Kurve schwankte sie gefährlich auf dem Schoß. Friedrich schnellte vor und fing das Mädchen auf. Etwas fiel dabei zu Boden.

Unter der Bank entdeckte er einen Brief mit geöffnetem Umschlag. Er bückte sich vorsichtig danach mit dem Kind im Arm. Das Papier war dünn, doch es schien ihm seltsam vertraut. Vorsichtig klappte er das zerlesene Blatt auf. Scharfgestochene Zeilen in seiner eigenen Handschrift blickten ihm entgegen.

Mein Brief! So nah am Herzen hat sie ihn getragen? Wie oft hat sie ihn wohl gelesen?

Vorsichtig legte er das Papier wieder zusammen.

Er hielt die Kleine an den Ärmchen fest, während Sofie auf seinem Schoß turnte und juchzte. Ihre kleinen Zähnnchen blitzten hervor. Er fühlte sich unbeholfen, wie immer, wenn er kleinen Kindern ausgeliefert war. Um den Nachwuchs kümmerte er sich erst, wenn man ihm den Katechismus und Latein beibringen konnte.

Jakob hopste neben ihn ans Fenster. Endlose grüne Wälder wechselten mit Feldern, Weiden und Dörfern, in denen sich die Dächer eng aneinanderkauerten. Ab und zu lag ein Gutshof dazwischen, der sein Reetdach tief über die Backsteinmauern breitete. Bauern bestellten mit Pferdegespannen die kahlen Schollen der weiten Ebene.

„Ma!“, rief die Kleine auf seinem Schoß und zeigte hinaus.

„Ma heißt jetzt *Pferd*“, erklärte Jakob ihr im Lehrerton.

„*Gou, gou! Wau, wau*“, sagte das Mädchen und deutete wieder durchs Fenster.

„Ja, das ist ein Hund!“ Jakob zupfte an Friedrichs Ärmel. „Weißt du, was die Pferde da haben?“

„Die Egge?“ Friedrich überlegte, ob er das unangemessene „Du“ korrigieren sollte, mit dem das Kind ihn ansprach.

„Egge“, wiederholte der Junge zufrieden. Er begann die Schuhbündel aufzuziehen, streifte die abgetragenen Stiefel ab und schob sie unter die Bank. Sichtlich erleichtert bewegte er die Zehen in den mehrfach gestopften Wollstrümpfen. Mit den abgewetzten Kleidern und den langen Zottelhaaren erinnerte ihn der hagere Kerl an einen Gassenjungen aus den Armenvierteln in Berlin.

Der Zug verlangsamte seine Fahrt. Die Bremsen quietschten und die Lok kam zischend zum Stehen.

„Lu... Was steht da draußen?“ Jakob zeigte auf das Bahnhofschild.

„Ludwigslust. Eine von den fünf Stationen in Richtung Berlin.“

„Mama! Ludwigslust!“, rief Jakob.

Die junge Frau schlug die Augen auf. Die Türen klatschten an den benachbarten Abteilen. Erschrocken blickte sie Friedrich an, als sie ihr Kind auf seinem Schoß entdeckte. Sie räusperte sich und tastete hastig nach den Knöpfen unter dem Wollumhang. Eine tiefe Röte stieg in ihre Wangen. „Das ist mir sehr unangenehm, Herr Pastor Hoffmann.“ Sie nahm ihm Sofie vom Schoß. „Was denken Sie nur von mir?“

„Ich denke, dass Sie etwas müde waren.“ Er zog den Brief hervor. „Ich habe etwas gefunden. Ihre Tochter zog es heraus.“

Sie starrte auf das zerlesene Schreiben.

„Es ist mir eine Ehre, Ihnen mein Heiratsangebot noch einmal persönlich zu überreichen.“ Er streckte ihr den Brief hin.

Stumm griff sie danach.

„Und vielleicht wollen Sie mich Friedrich nennen?“ Er versuchte ein gewinnendes Lächeln.

Sie schob den Umschlag unter eine Rockfalte. „Ganz wie Sie wünschen ... Bruder Friedrich.“

Er rollte innerlich die Augen. „Bis wann darf ich auf eine Antwort hoffen?“

Sie öffnete die Lippen, schien aber keine Worte zu finden.

„Ich kann die Kinder und mein Pfarramt nur noch bis morgen allein lassen. Mir wäre es recht, wenn wir möglichst bald ein Aufgebot im Berliner Rathaus ...“

Sie atmete scharf ein. „Bruder Friedrich, bitte gestehen Sie mir zu, dass ich wenigstens darüber schlafe. Ich kenne Sie erst ein paar Stunden. Ich muss warten, ob ...“ Sie suchte nach Worten.

„Ob?“, fragte Friedrich.

„Ob mir der Herr ein Zeichen gibt. Ich kann Sie nicht aus einer Laune heraus heiraten. Ich muss wissen, ob ... es Gottes Ruf ist!“

Friedrich war sprachlos.

„Außerdem habe ich noch eine Bedingung.“

Er hielt die Luft an.

„Falls ich in Ihr Angebot einwillige, verlange ich, dass meine Kinder bei mir bleiben dürfen.“

Er ließ die Luft ausströmen. „Ist das alles? Ich habe auch Kinder, die auf eine Mutter warten.“

„Wollen wir Gott fragen? Ich meine, beten wir?“ Sie blickte ihn unsicher an.

„Jetzt?“ Friedrich schluckte. „Hier?“ Er hatte nie mit seiner Frau gebetet. Wirklich gebetet. Er nickte stumm. Fieberhaft überlegte er einen wohlklingenden Anfang. Doch bevor er ihn fand, öffnete sie schon den Mund. Ihm blieb die Spucke weg. Ob es in der Mission üblich war, dass Frauen zuerst beteten?

Eine Locke fiel ihr vors Gesicht, als sie den Kopf senkte. „Lieber Heiland, bitte zeige uns doch, ob es deine Führung ist, dass ...“

Friedrich war bewegt von den einfachen Worten, mit denen sie betete.

Sie schwieg und schielte zu ihm. Nun war er dran.

„Vater unser im Himmel“, begann er zögerlich, „dein Wille geschehe.“ Er zögerte kurz, dann brach es aus ihm heraus: „Und führe uns ... nur in diese Ehe, wenn wir uns lieb gewinnen. Amen.“ Er blickte auf und sah in ein überraschtes Gesicht.

An der Waggontür klickte der Eisenhebel. Bruder Daniel schob seine Frau durch die Tür des Abteils. „Na, ihr beiden!“ Er zwängte sich hinterher. „Gibt es Neuigkeiten?“

Friedrich sah, wie sich Rebekka auf der harten Bank verspannte. Ihr Blick fiel auf Jakobs Strümpfe. „Wo sind deine Schuhe?“

„Die tun mir weh!“

„Wir haben keine anderen. Also bitte, zieh sie an.“

„Nein!“ Er stampfte auf.

Stumm legte Friedrich dem Jungen neben sich die Hand auf die Schulter. Jakob fuhr zusammen und sah an ihm hoch. Dann drehte er sich um und griff nach seinen Schuhen.

4

Er wird mich herausführen ...



... ans Licht.
Micha 7,9

Die letzte Dampfwolke vor dem Zugfenster verflüchtigte sich am frühen Abend im Bahnhof und ließ die Buchstaben auf dem Emaille-Schild über dem Bahnsteig erkennen: *Berlin*.

Waggontüren schlugen, doch Rebekka rührte sich nicht.

Der Pastor setzte auf dem Bahnsteig den Hut auf und streckte ihr die Hand ins Abteil entgegen. „Wollen wir?“

Zögernd legte Rebekka die Finger hinein. „Ob sich Berlin verändert hat – in acht Jahren?“ Sie raffte das Kleid und balancierte am Waggon das Trittbrett herab.

„Das kommt darauf an, ob Sie als Touristin aus dem Zug steigen oder als jemand, der Arbeit sucht.“

Rebekka zog die Finger aus seiner Hand. „Wie meinen Sie das?“

„Für den Gast hält unsere Kaiserstadt Glanz bereit. Doch der verliert sich im Schatten der Mietskasernen. Besser, Sie verirren sich nicht in die Arbeiterviertel.“

Rebekka zog ihr Umschlagtuch fester um sich. Sie sah schmutzige Arbeiter in abgetragener Kleidung, die sich zwischen Offizieren, einfachen Soldaten, Kammerjungfern, Bürgern in Gehrock und Zylindern sowie Damen mit ausladenden Hüten und nach hinten aufgebauchten Röcken den Weg durch die Menge suchten.

Rebekka streckte Sofie die Arme entgegen, als Friedrich sie ihr aus dem Zug reichte. „Ich fürchte, ich werde auch für unser Auskommen sorgen müssen“, murmelte sie. Eine ärmlich gekleidete Frau zog einen zerlumpten Jungen an ihr vorbei. Rebekka tastete mit der Hand nach Jakob, der neben ihr auf einem Bein hüpfte.

Der Pastor beugte sich vor zu ihr. „Ein Angebot haben Sie ja.“

Sie drehte sich zu ihm um.

Er hob den Zylinder. „Es braucht nur Ihre Einwilligung.“

„Ich weiß es zu schätzen, Bruder Friedrich.“ Ihre Stimme klang heiser. „Aber ... geben Sie mir noch etwas Zeit.“

Er hielt ihr die Armbeuge hin. Mit einem leisen Seufzer hakte sie sich ein und ließ sich nachdenklich durch das Gewühl in der Halle und das Gewirr der Droschken auf dem Bahnhofsvorplatz ziehen.

An diesem Arm würde ich zu den Bürgerlichen gehören. Doch der Preis dafür wäre, ihm etwas vorzumachen. Verlange ich nicht von Jakob, ehrlich zu sein? Sie biss sich auf die Lippen und fuhr über den Rockbund. Vielleicht könnte sie ja mit eigenen Händen für sich und die Kinder sorgen?

Der Missionssekretär winkte sie zu einem riesigen dunkelgrünen

Kastenwagen, vor dem ein Doppelgespann Pferde auf den Pflastersteinen scharrte.

„Die Seekiste lassen wir mit der Gepäckdroschke liefern. Wir nehmen hier den Pferdeomnibus!“ Bruder Daniel zeigte auf das Schild über dem weißen Fensterrahmen mit der Aufschrift: *„Friedrichstraße – Unter den Linden – Alexanderplatz“*.

Er schob Marta mit Sofie und Jakob die Stufen zur Plattform am Ende der Kutsche hoch, wo eine Tür ins Innere des Wagens führte. „Du gehst hoch, Bruder Friedrich!“

Der Pfarrer schwang sich die Eisenleiter nach oben, wo auf dem Dach hinter dem Kutscher bereits vier Männer Rücken an Rücken auf einer Bank saßen.

Rebekka war erleichtert, dass sie sich nicht neben ihn in den engen Fahrgastraum quetschen musste. Doch beim ersten Schritt in die stickige Kabine war ihr klar, dass sie es hier nicht lange aushalten würde. Mit knarrenden Rädern schaukelte die Kutsche an. Schnell trat Rebekka zurück auf die Plattform vor der Tür und klammerte sich an das Eisengeländer.

„*Schauen Sie an den Horizont*“, hatte Pierrot zu Beginn der Seereise zu ihr gesagt, als sie seekrank geworden war. Sie suchte mit den Augen die Linie am grauen Himmel über der Stadt. *Seekrank! Wenn das nur der Grund aller Übelkeit wäre ...*

„Und, hat sich Berlin verändert?“

Rebekka traute ihren Augen nicht. Der Pastor kletterte von der schwankenden Leiter herab und schob sich neben sie ans Geländer.

Sie starrte konzentriert auf den Straßenzug. „Ist das nicht die *Friedrichstraße*?“ Sie erkannte die mehrstöckigen prächtigen Häuserzüge wieder, die sich nahtlos aneinanderreichten. Verspielte Gauben grüßten von den Dächern, in der Mitte der Häuser prangten die hohen Fenster der *Beletagen*, umrahmt von aufwendigen Gesimsen, Stuckfiguren und zahllosen Reklametafeln. Am Straßenrand warteten Menschen, die versuchten, im Strom von Droschken, Wagen und Gespannen heil über die Straße zu kommen.

„Ist Berlin überall so?“ Rebekka zeigte mit dem Kinn auf die Kneipen, Destillen und Nachtlokale, vor denen Frauen standen und mit rauchenden und angetrunkenen Männern schäkerten.

Er schüttelte den Kopf. „Die Berliner sagen, die *Friedrichstraße* sei die Saufstraße. *Unter den Linden* ist die Laufstraße – und die *Leipziger Straße* wird die Kaufstraße. Warten Sie ab, bis Sie dort die Auslagen sehen!“

„Sie kennen sich aber aus!“

„Ich bin ja auch hier aufgewachsen.“

Der Pferdeomnibus bog links in die Berliner Prachtstraße *Unter den Linden* ein. Rebekka war geblendet vom Anblick der hell glänzenden Fassaden, der breiten Treppen, Denkmäler, Säulen und Statuen überall. Ja, sie erinnerte sich! Sie lehnte sich weit über die Brüstung hinaus, um vor der Kutsche die Universität zu erspähen, die Staatsoper, die Königswache ... vielleicht sogar die Kuppel des Stadtschlusses mit der goldenen Aufschrift!

„Fallen Sie nicht über die Reling!“ Besorgt legte ihr der Pastor die Hand auf die Schulter. „Da unten ist kein Wasser zum Schwimmen.“

Sie fuhr zurück. „Ich kann nicht schwimmen. Aber die vielen Menschen hier ...“

„Immer mehr ziehen nach Berlin. Die Stadt wächst und wächst.“

„Und alle haben Zeit zu flanieren?“

Er lachte. „Sie müssten erst einmal die Wachablösung sehen! Da marschieren nicht nur Unmengen von Soldaten auf – da ist ganz Berlin auf den Beinen! Manchmal ist sogar der Kaiser dabei.“

„Den Kaiser haben Sie schon gesehen?“

„Wohl mehr als mir lieb war.“ Er blickte düster an den Linden entlang den Boulevard zurück.

„Sie haben gedient?“

„Fünfte Kavallerie-Division.“

„Im Krieg gegen Frankreich?“

Er nickte schweigend.

In der Ferne erspähte Rebekka eine Figur im Streitwagen mit vier Pferden davor. „Das Brandenburger Tor!“ Freudig zeigte sie auf ihre Entdeckung.

Sie spürte, dass er hinter ihr stand und ihr über die Schulter blickte. Beklommenheit beschlich sie, so wie damals auf dem Schiff, als sie sich trotz des Verbots an die frische Luft gewagt hatte ...



Vier Wochen auf See

„Was tun Sie an Deck, Frau von Sassnitz?“

Rebekka fuhr an der Reling herum. Sie strich sich die Haare aus dem Gesicht, die ihr der Seewind unbarmherzig ins Gesicht blies. Tief atmete sie die salzige Meeresluft ein. Jede Minute hier oben war kostbar – auch wenn sie das Gebot übertrat.

„Ich ...“ Beschämt senkte sie den Blick.

„Suchen Sie Ihren Sohn?“ Der Kapitän verschränkte die Arme vor der Brust. „Den betreut der Schiffsjunge bestens, das wissen Sie!“

Sie versuchte ihrem Gegenüber in die Augen zu sehen. „Jakob muss noch schreiben und lesen üben.“ Das war zumindest die Wahrheit. Aber nicht der Grund, warum sie hier stand.

Sie schob die Hand über die Maserung der glatt geschliffenen Reling. Die Sonnenstrahlen hatten das Holz gewärmt und begannen ihre Haut zu durchdringen. Feine Wassertropfen kitzelten kühl in ihrer Hand. Sie blinzelte gegen das Licht und bemerkte, dass seine dunkelbraunen Augen ihrer Bewegung folgten.

Er war etwa in ihrem Alter und so groß wie sie. Sein drahtiger Körper zeugte von der harten Arbeit auf See.

Er verschränkte die Arme auf dem Rücken. „Ich sehe Frauen nun

mal nicht gerne an Deck. Meine Männer glauben, es bringt Unglück.“ Die Sonne spiegelte sich in den blanken Messingknöpfen der Uniform. „Und Sie wissen, es ist nicht schicklich, Frau von Sassnitz. Schon gar nicht für eine Frau Ihres Standes.“

Rebekka studierte die Schiffsplanken des Klippers, dann sah sie über die Reling der *Susanna* hinaus an den Horizont. Ein letztes Bild wollte sie noch erhaschen vom blauen Himmel und der endlosen Weite des Meeres, bevor sie ihm die Wahrheit gestand. „Ich habe es unter Deck nicht mehr ausgehalten, Kapitän Salmas.“

„Sie werden es nicht aushalten, wenn diese Meute hinter Ihnen her ist.“ Mit dem Kinn deutete er in Richtung der Männer, die in der Takelage turnten. „Seitdem die Dampfschiffe auch Mannschaften anwerben, heuert auf meinem Segelschiff nur noch Lumpengesindel an – Säufer und Raufbolde. Aber ich bin auf sie angewiesen.“

Eine kräftige Windböe zerrte an einem Segel. Es schlug und klackerte bedrohlich. Erschrocken sah Rebekka auf.

„Die Segel killen!“ Mit zwei Sätzen sprang der Kapitän die Holzstufen zur Kommandobrücke hoch. „Abfallen! Sonst stehen die Rahsegel back!“ Hektische Rufe auf dem Achterdeck, Matrosen bewegten knarrende Winden und Taue.

„Der dritte Offizier ist ein Grünschnabel! Er hat noch viel zu lernen.“ Polternd stieg der Kapitän wieder zu ihr hinab.

Rebekka hatte den Kopf in den Nacken gelegt und versuchte die Segel an den drei Masten zu zählen. In fünf Etagen untereinander schillerten sie wie Engelsflügel auf der Himmelsleiter. „Wie viele Segel sind es?“

„An die fünfzig, wenn wir alle Lee-Segelspiere ausfahren.“

Seine Hand berührte ihren Ellenbogen. „Es dient Ihrer Sicherheit, Frau von Sassnitz, wenn Sie sich im Salon aufhalten. Also, darf ich bitten?“ Sanft schob er sie in Richtung der Kommandobrücke, unter der sich der Salon und die Kajüte des Kapitäns befanden.

Er öffnete ihr galant die Tür, doch sie versteifte sich. Alles in ihr sträubte sich, zurück in die muffige Stube zu gehen, in der ledig-

lich ein Oberlicht in der Decke etwas Tageslicht einfallen ließ. Bei schlechtem Wetter wurde diese Luke auch noch abgedeckt, sodass Rebekka mit der Kleinen im Licht der Petroleumlampe saß.

„Lesen Sie etwas“, schlug er vor.

„Ich habe jede meiner Bibeln gelesen – auf Deutsch und Chinesisch.“

„Vielleicht finden Sie noch etwas Spannenderes im Regal!“ Er zwinkerte ihr zu. „Versuchen Sie es doch mal mit den Griechischen Göttersagen. Und gibt es dort nicht auch drei Romane? Und ein Modejournal?“

„Die Romane habe ich durch. Und das Modejournal ... nun ja, was ich darin sehe, werde ich wohl nie tragen.“

Er musterte sie. „Sie würden bezaubernd darin aussehen.“

Irritiert sah sie zur Seite. Wieder spürte sie einen sanften Druck im Rücken.

„Bitte, Kapitän Salmas!“ Flehend hielt sie sich an seinem Ärmel fest. „Lassen Sie mich ein paar Atemzüge an der frischen Luft nehmen. Ich ertrage es nicht, nur im Salon zu sitzen.“ Sie tupfte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, doch es drängten zu viele nach. Einsamkeit und Trauer klatschten über ihr zusammen wie Wellen am Kliff.

Mit Wilhelm war die Überfahrt vor acht Jahren ganz anders gewesen. Da hatte sie die Reise nach China sogar genossen. An der Seite eines Ehemanns war auf dem Schiff alles erlaubt gewesen. Gemeinsam waren sie stundenlang an Deck spaziert, hatten sich vorgelesen, geträumt, gesungen, die Sterne gezählt ...

„Na, wer wird denn gleich weinen.“ Der Kapitän nestelte ein Taschentuch aus dem Revers und drückte es ihr in die Hände. „Soll ich den Schiffsjungen etwa auch für Sie abkommandieren?“

Das Taschentuch in ihren Fingern wurde immer feuchter.

„Oder warten Sie ...“ Er bellte dem jungen Offizier auf der Kommandobrücke etwas zu. Dann blickte er sie mit einem charmanten Lächeln an und hielt ihr den Arm hin. „Gehen Sie mit mir eine Runde spazieren? Ich zeige Ihnen das Schiff.“

Mit brennenden Augen starrte Rebekka ihn an. Zaghaft hängte sie sich ein und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. „Ich hoffe, meine Kleine schläft.“

Er winkte einem Matrosen und befahl ihm, an ihrer Kabinentür zu wachen.

„Beginnen wir die Führung vorne, wo unsere Meeresjungfrau den Bug bewacht. 65 Meter sind es vom Heck bis zu ihrer hölzernen Flosse.“ Er führte sie in Richtung der Spitze des Klippers.

Rebekka klammerte sich an den Ellenbogen in Uniform, während sie mit dem geschürzten Rock auf der Hut war, nicht über eines der Taue zu stolpern. Die Seemänner starrten sie unverhohlen an. Sie rückte dichter an den Arm ihres Begleiters heran.

„Bei günstigen Winden segeln wir den Dampfschiffen sogar davon. Ein Klipper erreicht bis zu 50 Knoten!“

Rebekka nickte, um ihn bei Laune zu halten, auch wenn sie mit *Knoten* nichts anfangen konnte. Sie spürte nur den Fahrtwind, der an den Locken zerrte, und die sprühende Gischt, die das Haar kräuselte.

„Sehen Sie sich die Form des Bugs an.“ Gehorsam beugte sie sich über die Brüstung und bestaunte den Schaum, den das Schiff vor sich aufpflügte. „Spitz und lang – das macht einen Teeklipper so unübertroffen schnell. Durch Sturmwellen schneiden wir einfach hindurch, wo andere Frachter in Seenot geraten.“ Er verschränkte die Hände auf dem Rücken, die Brust stolzgeschwellt.

Rebekka verkniff sich ein Lächeln.

„Früher, da gab es regelrechte Wettrennen zwischen den Teeklippern. Wer den ersten Tee von China brachte, bekam für die Ladung den besten Preis.“ Der Kapitän schob mit dem Fuß einen Eimer Putzwasser zur Seite. „In 98 Tagen von Schanghai nach Hamburg – darauf ist mein Vater stolz gewesen. Heute verlacht man mich dafür in den Reedereien und Hafenkneipen.“ Er kickte nach einer Bürste.

„Weshalb?“

Ein bitterer Zug umspielte seine Lippen. „Seit es den Suezkanal gibt, transportieren die Dampfer den Tee drei Wochen schneller.“

„Warum segeln Sie nicht auch hindurch?“

„Für meine alte Lady ist der Kanal nicht schiffbar. Die verfluchte Rinne ist zu eng, um mit Segeln hindurchzumanövrieren. Ich fahre in Zukunft nach Südamerika.“

„Dort gibt es Tee?“

Er grinste. „Wir holen ab, was die Seevögel fallen lassen. In Europa werfen sie es als Dünger auf die Felder. *Guano* nennt man das. Nun ja, machen wir eben Dreck zu Gold.“

Während sie weitergingen, ruhte sein Blick auf ihrer Hand, die an seinem muskulösen Arm zart und zerbrechlich wirkte.

Verlegen sah sie aufs Meer. Plötzlich fühlte sie, wie sich seine rauen Finger auf ihren Handrücken legten. Erschrocken zog sie die Hand weg. Ihr Herz klopfte wild.

Er räusperte sich und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

Im gleichen Moment trat ein Matrose heran. „Kapitän, der Bootsmann fragt, ob Sie sich das mürbe Tauwerk ansehen könnten.“ Er nickte und folgte dem Matrosen zu einem Stoß aufgewickelter Seile.

Rebekka beobachtete über sich die Männer, die mit den Füßen auf den Seilen entlang der Querhölzer tänzelten, an denen die Segel festgezurt waren. Riesige Strickleitern führten von beiden Seiten der Reling hoch bis zu den verschiedenen Etagen der Segel und zu den Mastkörben unter der Spitze.

Plötzlich stockte ihr der Atem.

Kannte sie nicht die kleine Gestalt da oben im Ausguck? Sie kniff die Augen zusammen. „Jakob!“ Doch der Wind verschluckte ihr Rufen.

Ihr Sohn saß in schwindelerregender Höhe im Geflecht der Taue, baumelte mit den Füßen und schwatzte mit dem Jungen neben sich.

„Jakob!“, schrie sie noch einmal gegen das Rauschen von Wind und Wellen an.

Das Bild eines Sarges flackerte vor ihr auf ... In lehmige Erde

sank er hinab. *Asche zu Asche, Staub zu Staub*. Sie hörte die traurigen Lieder, sah die verweinten Gesichter der Chinesen, die betretenen Mienen der Missionare. *Wilhelm ... Warum, Gott? Warum nur?* Ein scharfer Windzug blies ihr ins Gesicht.

„Jakob“, brüllte sie und eilte auf die Strickleiter zu. *Ich darf ihn nicht verlieren! Nicht auch noch Jakob!*

Aus Leibeskräften rüttelte sie daran. Vergeblich. Verzweifelt warf sie den langen Rock über den Arm und begann sich auf die erste Stufe der Strickleiter zu ziehen. Bei jedem Tritt gab das Geflecht aus Seilen leicht nach, der Aufstieg war anstrengender als gedacht. Keuchend tastete sie sich an den rauen Webleinen Stück für Stück nach oben. Nach ein paar Reihen hielt sie inne und blickte nach unten. Das Meer, das Deck, die Segel – alles schaukelte und begann, sich um sie zu drehen.

Die Männer in der Takelage und auf Deck johlten und piffen.

„Jakob!“, rief sie mit letzter Kraft.

Der Junge hatte sie in der Zwischenzeit bemerkt und blickte erschrocken nach unten. Dann begann er, rasch abwärtszuklettern. Rebekka krallte sich an der Strickleiter fest, die sich mit dem Schwanken des Schiffes hin und her bewegte. Mit dem Schnürstiefel tastete sie eine Stufe zurück. Plötzlich ließ er sich nicht mehr bewegen. Sie hing fest! Eine Öse hatte sich im Hanf verhakt. Hilflos schloss sie die Augen.

Die Männer grölten und klatschten.

Verzweifelt tastete sie mit den Fingern zum Schnürsenkel hinab. Die Öse saß ... zu tief.

Auf einmal spürte sie, wie ihr Schuh von einer Hand befreit wurde. Ein kräftiger Arm legte sich ihr um die Taille. „Kann man Sie keine Sekunde aus den Augen lassen, Frau von Sassnitz?“ Der Kapitän klammerte sich hinter sie an die Strickleiter und half ihr Stück für Stück die Leiter herunter.

Kaum an Deck, sah er sie mit blitzenden Augen an. „Ich hatte Sie gewarnt – und Sie? Sie wissen nichts Besseres, als meinen Männern

ihr Strumpfband zu präsentieren! Wagen Sie sich ja nicht mehr allein an Deck!“

„Ich wollte doch nur meinen Sohn herabholen“, meinte sie kleinlaut. Alles an ihr zitterte.

„Ihren Sohn? Passen Sie lieber auf sich selbst auf. Habe ich Sie nicht auch schon vor der Abreise aus dem Hafenbecken gefischt? In welche Gefahren wollen Sie sich noch bringen?“ Ein Grinsen schob sich in seine strenge Miene.

Verlegen schlug sie die Augen nieder. „Ich danke Ihnen vielmals, Kapitän!“

Inzwischen hatte Jakob sie erreicht und schlüpfte an sie heran. Sie drückte ihn fest an sich. „Was machst du denn da oben?“

„Klettern! Tom passt doch auf mich auf.“

„Ach Jakob ... Komm, du musst noch schreiben.“

Der Junge murrte.

Kapitän Salmas nahm seine Mütze ab und setzte sie Jakob auf. „Mach, was deine Mutter sagt. Dann zeige ich dir den Globus in der Kajüte.“

Jakob strahlte.

„Und Sie kommen jetzt bitte mit, Frau von Sassnitz!“ Rebekka spürte die Hand des Kapitäns im Rücken. Er führte sie in Richtung ihrer Kabine unter Deck.

„Mut haben Sie ja!“, knurrte er. „Nun brauchen Sie nur noch Verstand.“

Er salutierte vor der Tür, während er sie aufdrückte. Rebekka trat über die Schwelle die Stufen hinab in den düsteren Gang. Sie spürte im Vorbeigehen, wie seine Hand den Rock scheinbar zufällig streifte.

„Frau von Sassnitz ...“ Er zog den Kopf ein und trat hinter ihr ins Dunkel. „Ich wäre bereit, morgen wieder mit Ihnen eine Runde an Deck spazieren zu gehen – unter der Bedingung, dass Sie keine Kletterpartie unternehmen.“

Rebekka drehte sich um und lächelte. „Danke!“

Willst du ...



... mit diesem Manne ziehen?
1. Mose 24,58

Das goldene Kreuz hob sich gegen den roten Abendhimmel über Berlin ab. Doch je deutlicher sich die Umrisse des spitzen Giebels des Missionshauses am Ende der Georgenkirchstraße abzeichneten, desto unruhiger wurde Friedrich. Noch hatte er das Ziel der Reise nicht erreicht – sie hatte nicht *Ja* gesagt.

Er schielte zu Rebekka hinüber, die den Kopf aus dem Fenster der Droschke beugte, in die sie am Alexanderplatz gestiegen waren.

Mit dem näher rückenden Backsteingebäude in Friedrichshain stand ihm die nächste Prüfung bevor: In der Berliner Mission warteten nicht nur Freunde auf ihn. Am besten, er würde ihr aus der Kutsche helfen und gleich den Platz an ihrer Seite behaupten.

„Elfriede, Auguste!“ Rebekka schwenkte den Zipfel ihres Umhangs aus dem Fenster. Vor dem Portal des vierstöckigen Missionshauses winkten zwei Frauen aufgeregt zurück.

„Fahren Sie um das Gebäude herum in den Hof der Mission!“, rief Bruder Daniel dem Kutscher zu.

Friedrichs Blick glitt im Vorbeifahren über die goldene Inschrift auf dem Erker des Missionshauses, die über einer Rosette in der Abendsonne prangte.

*Gehet hin und lehret alle Heiden
und taufet sie im Namen des Vaters
und des Sohnes und des Heiligen Geistes.*

Zur rechten und linken Seite eines spitzen Kirchenfensters wachten die Apostel Petrus und Paulus als mannshohe Steinfiguren in den Wandnischen der Ziegelfassade.

Kaum trabten die Pferde durch das hohe Tor, wurde die Kutschentür aufgerissen. Gesichter und Hälse reckten sich davor. Der Hof war erfüllt von Winken, Lachen und Begrüßungsrufen.

„Geh nur“, sagte Marta zu Rebekka. „Wir bringen die Kinder hinein.“

Die Hände des Missionsdirektors streckten sich ihr entgegen. Friedrich erkannte ihn durchs Fenster am weißen Rauschebart und der Nickelbrille.

„Bruder Wangemann!“ Sie fiel in die Arme des Alten, der sie väterlich inmitten der Menge drückte. Einen Augenblick später war Rebekka zwischen all den Köpfen, Händen und Menschen verschwunden.

Nachdem auch Daniel und Marta mit der Kleinen ausgestiegen waren, hörte Friedrich nur noch die tiefen Atemzüge des Jungen, der allein mit ihm in der Ecke der Droschke zurückgeblieben war.

„Auf uns hat hier keiner gewartet, was?“ Er blickte auf das schlafende Kind. Vorsichtig zwängte er sich mit ihm im Arm hinaus, während er die Menschentraube durch die Hintertür im Missionshaus verschwinden sah.

Auf der Treppe zum Eingang winkte ihm Schwester Marta zu und deutete auf die Seekiste neben den Steinstufen. „Das Gästezimmer liegt unter dem Dach im vierten Stock.“ Sie hielt ihm die Tür auf ins leere Treppenhaus.

Obwohl es spät am Abend war, fühlte sich Friedrich zu aufgewühlt, um zu schlafen. Die schwere Tür des Missionshauses klickte hinter ihm ins Schloss und die Nacht brachte Kühle in seine surrenden Gedanken.

Der Mond tauchte die Figuren in den Wandnischen der Backsteinfassade in ein gespenstisches Licht. Friedrich studierte die in

Stein gemeißelten Mienen von Martin Luther und Bonifatius, die auf der Rückseite des Missionshauses ihren Platz hatten. Dichter Efeu rankte sich von unten zu ihnen empor. Wie strenge Richter blickten sie auf Friedrich herab, genauso wie die „Heiligen“, die hinter diesen Mauern wohnten – mit Ausnahme von Bruder Daniel.

Die schwere Tür knarrte hinter ihm.

„Ach, da bist du!“ Der Missionssekretär trat neben ihn ans Trepengeländer, das vom Erdgeschoss in den Hof führte. „Marta hat dein Bett schon auf der Chaiselongue gerichtet.“

Schweigend starrten sie auf die dunklen Steingestalten.

„Sie will mich nicht. Erst recht nicht, wenn sie zu hören bekommt, was ich für einer bin.“ Friedrich lachte bitter auf. „Pass auf, Schwester“, wird man zu ihr sagen, ‚der Hoffmann gehört zum falschen Lager der Theologen.‘“ Er verstellte die Stimme. „Er ist ein Rationalist und will die Bibel zerhacken. So einer ist nicht richtig gläubig.“ Friedrich drehte den Steinfiguren den Rücken zu. „Na ja, früher hätte das vielleicht gestimmt.“

„Aber jetzt bist du ein anderer.“ Sein Freund gab ihm einen Klaps auf die Schulter. „Komm, wir drehen eine Runde!“

Sie gingen in Richtung Volkspark, der dem Missionshaus gegenüberlag. Durch die dunklen Büsche leuchteten einige Fenster des Städtischen Krankenhauses.

„Du bist nicht das, was andere über dich sagen. Du bist das, was Gott über dich sagt: ein neuer Mensch! Was hinter dir liegt, zählt nicht mehr.“ Der Alte blieb an einer Bank stehen und verschnaufte.

Friedrich betrachtete die Umriss der Bäume und Blumenrabatten am Wegrand. „Ob ich sie jemals in Grünheide an den See hinter dem Pfarrhaus führen werde? Oder sie zur Insel rudern darf?“

„Zur Liebesinsel im Werlsee?“ Der Alte gluckste. „Wie heißt es in Psalm 37? *Habe deine Lust am Herrn ...*“

„... so wird er dir geben, was dein Herz begehrt. Ja.“ Friedrich zog

die Notiz mit dem Vers aus der Manteltasche und hielt sie ihm hin. „Hier habe ich es schwarz auf weiß.“

Der Alte schmunzelte zufrieden. „Ist sie, was dein Herz begehrt?“

Friedrich nickte. „Diese Frau ist nicht nur äußerlich anziehend. In den wenigen Stunden auf der Reise habe ich in ihr eine Tiefe gespürt, die mich fasziniert hat. Sie wirkt echt ... und bescheiden. Ich glaube, sie ist es, mit der ich gern für immer unterwegs wäre.“ Der Kies knirschte unter ihm. „Aber was, wenn sie mich abweist? Habe ich dann falsch geglaubt?“

Väterlich legte ihm Daniel die Hand in den Rücken. „Nimm Gott beim Wort. Zerbeiße es nicht mit dem Verstand. Vertraue mit dem Herzen! Und du wirst sehen, Gott lässt sich nicht lumpen.“

Leise schlüpfen die beiden wieder ins Missionshaus. Der Alte stapfte müde die Stufen hoch, während Friedrich noch im Treppenhaus zurückblieb. Waren das nicht Klavierklänge? So spät? Ein zartes Singen?

Er folgte den leisen Tönen in den ersten Stock in Richtung des Missionssaals. Die Tür war angelehnt.



Irgendwie musste sie ihr Herz zur Ruhe bringen. Rebekka sang die alten Choräle. Wie immer, wenn sie nicht weiterwusste. Wie immer, wenn sie keine Antwort fand. *Was, wenn es so sein sollte? Hast du das wirklich zugelassen, Gott?*

Sie wischte die heißen Tränen samt der Fragen in den schwarzen Ärmel, während sie weiterspielte.

Selbst war sie schuld, sie ganz allein. „*So was kommt von so was*“, hätte ihre Mutter früher gesagt.

Rebekkas Magen brannte. Ihre Glieder schienen bleiern schwer. Das Gefühl war ihr nur allzu vertraut. Sie ahnte, was die Zeichen ihres Körpers bedeuteten. *Nur seekrank? Oder die Zugfahrt?*

Sie schnaubte. Ihre Finger verfehlten die richtigen Tasten des Klaviers und sie ließ seufzend die Hände in den Schoß fallen.

Wie lange wollte sie sich noch etwas vormachen? Sie hatte in einem schwachen Moment eine falsche Entscheidung getroffen. Und jetzt würde sie die Folgen tragen müssen!

Während sie mit der rechten Hand ein Lied im Gesangbuch suchte, begann sie mit der linken die Begleitung zu spielen.

Ihre Lippen sangen, doch die Ängste in ihr übertönten die Worte.

Wenn es so wäre und wenn es herauskäme ... Sie sang lauter. *Mit Schimpf und Schande würden sie mich hier hinauswerfen!*

Sie schlug eine weitere Seite im Gesangbuch um. Als Lösung kam ihr wieder jener abwegige Gedanke in den Sinn – und dieses Mal schob sie ihn nicht zur Seite: *Den Pfarrer heiraten. So schnell wie möglich! Er hat es ja auch eilig.*

Ein schaler Geschmack breitete sich im Mund aus, während sie zur ersten Strophe zurückblätterte. *Ein bitterer Ausweg wäre das, ein Weg der Lüge ... Oder soll ich es wagen, mit ihm ehrlich zu sein?*

Auf einmal legte sich von hinten eine kräftige Hand auf die Tastatur und umspielte ihre Melodie. Sie fuhr herum und blickte in das graue Blau des Meeres.

„Haben Sie mich erschreckt, Bruder Friedrich!“ Ihr Herz klopfte.

Lächelnd sah der Pastor sie an. „Warum haben Sie mir nicht geraten, dass Sie so gut Klavier spielen, Rebekka?“

„Sie haben es mir ja auch verschwiegen.“

Er zog einen Stuhl heran und setzte sich neben sie. „Ich dachte, Sie liegen im Bett und warten auf die Stimme Gottes.“

„Haben Sie das nicht nötig?“

„Ich habe Gewissheit.“ Er legte den Kopf schief und klopfte auf seine Manteltasche.

Sie zwang sich, ruhig zu atmen – er sollte nicht merken, unter welchem Druck sie stand. „Singen Sie das Lied doch mit!“ Mit heller Stimme stimmte sie eine alte Melodie der Herrnhuter an.

*Gottes Führung fordert Stille.
Wo man auf sein Wort nicht lauscht,
wird des ewgen Vaters Wille
mit der eignen Wahl vertauscht.*

Er lehnte sich zurück und beobachtete sie beim Singen.

„Was ist?“, rief sie herausfordernd in eine Atempause des Liedes.

„Es tut mir leid, das kenne ich nicht.“ Er stand auf und ging zu einem Stapel Gesangbücher.

Rebekka spielte die Melodie weiter. „Was? Dieses alte Lied vom Grafen Zinzendorf? Ich kenne es von Kindesbeinen an.“

Er blätterte das Liederbuch von hinten auf und suchte das Inhaltsverzeichnis. „Ich bin noch nicht so lange in Ihren Kreisen.“

„In unseren Kreisen? Dann stimmt es also, was man sagt ...“ Sie hörte auf zu spielen.

„Nennen Sie mir den Titel!“ Er setzte sich wieder mit dem geöffneten Gesangbuch neben sie.

Rebekka nahm es ihm aus der Hand und schlug es auf.

„Was hat man Ihnen über mich erzählt?“ Der Pastor musterte sie prüfend.

Sie zögerte. „Nichts ...“

„Ich dachte, als Missionarin sind Sie der Ehrlichkeit verpflichtet?“

Sie schielte auf das Holzparkett. „Nichts, das ich nicht schon zuvor geahnt hätte.“

„Und was?“ Mit dem Blick ins Liederbuch summt er die Melodie.

„Ich dachte, Sie kennen das Lied nicht?“ Rebekka schlug den Akkord für den ersten Takt an.

„Ich singe nach Noten. Ich war Sängerknabe beim Domchor.“

Ihre Finger zitterten leicht, als sie wieder zu spielen begann.

„Was erzählt man über mich?“ Er sah sie mit schmalen Augen an.

Sie griff leise weiter in die Tasten. „Dass Sie etwas anders an Gott glauben als wir hier im Missionshaus.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Der Missionsdirektor, Bruder Wangemann.“

„Dachte ich es mir. Er ist ein besonderer Freund meines Vaters.“
Sein bitterer Unterton verriet ihr, dass er das Gegenteil meinte.

„Stimmt es, dass Sie zu den Theologen gehören, die den Rationalismus vertreten?“ Ein schräger Ton erklang, doch sie spielte, um ihn nicht ansehen zu müssen. „Glauben Sie wirklich, Bruder Friedrich, man könnte Gott und die Bibel allein mit dem Verstand erklären?“

Scharf sog er die Luft ein. „Ja, ich glaube immer noch, dass Gott uns einen Verstand gegeben hat, um ihn zu gebrauchen. Aber dank Bruder Daniel habe ich entdeckt, dass es noch mehr geben könnte.“ Seine Finger glitten über ein paar hohe Tasten und näherten sich langsam den ihren. „Ich glaube, dass wir unser Herz brauchen, um die ganze Wahrheit zu erfassen.“ Nur fünf, dann vier Tasten lagen zwischen ihrer Hand und der seinen.

„Es ist wie beim Heiraten“, seine Finger kamen näher, „wenn man es allein mit dem Verstand angeht, verpasst man das Wesen der Liebe. So ist es auch mit Gott.“ Er überspielte mit der linken Hand ihre Rechte und griff einen Akkord zwischen ihren Fingern hindurch.

Sie hielt die Luft an und sah auf.

„Schieben Sie mich nicht ab in eine theologische Ecke.“ Er nahm ihre Hand vom Klavier und küsste ihre Fingerspitzen, während das graue Meeresblau auf ihr ruhte.

Eine Enge legte sich ihr um die Brust und sie sprang auf. „Es ist spät, Bruder Friedrich. Wenn Sie mich entschuldigen.“

Sofort ließ er ihre Hand los.

Sie warf ihr Wolltuch um sich und eilte aus dem Missionssaal.

Am nächsten Morgen war Rebekka ratlos. Gott schien sich in Schweigen zu hüllen – was sie nicht verwunderte. Sie wusste nicht, ob es richtig war zu heiraten. Sie wusste nur, dass sie keine andere

Wahl hatte. Die Übelkeit hatte sie beim Erwachen wieder gewürgt und drängte sie nun zu einer schnellen Entscheidung.

Mit Sofie auf dem Arm trat sie entschlossen in den Speisesaal des Missionshauses. Der Duft des Kaffees reizte ihren Magen aufs Neue und sie atmete tief durch. Dabei spürte sie seinen Brief in ihrem Ausschnitt.

Sie würde es tun.

Heute würde sie dem Pastor Antwort geben auf seine Frage. Ihre Hand tastete nach Jakob, der hinter ihr herschlurfte. Sie zog ihn vor sich. Nur unter Geheule hatte er heute die Schuhe wieder angezogen. Sie waren zu klein, aber sie hatte kein Geld für neue. *Jetzt zählen die Kinder – nicht deine Gefühle!* Wie einen Schutzschild schob sie den Jungen vor sich her.

Es war nicht schwer, die Kleidung des Pfarrers im Speisesaal auszumachen. Marta schenkte ihm gerade Kaffee ein. Mit jedem Schritt näher auf ihn zu, klopfte ihr Herz mehr. Sie zwang sich zu lächeln.

Als er sie erblickte, sprang er auf und stellte die Tasse ab. Er straffte die Schultern und überprüfte den Sitz des Kragens. So aufgerichtet, kam er Rebekka noch größer und steifer vor als im Zug. Sie verlangsamte ihren Schritt. Sein Anblick entzündete nichts in ihr.

Jetzt blieb Jakob vor ihr stehen. *Nun tu, was dein Verstand dir sagt!* Sie gab dem Jungen einen Schubs, damit er weiterging.

Neben ihr rutschte ein Stuhl zurück.

„Schwester Rebekka, guten Morgen!“ Der Direktor der Berliner Mission trat ihr in den Weg. „Darf ich dich mit einem Missionskandidaten für China bekannt machen?“

Rebekka hielt die Luft an und presste Sofie an sich.

Hinter dem ergrauten Bruder erhob sich ein schlaksiger junger Mann mit rostbraunen Haaren, der sie mit glänzenden Augen musterte. Er verbeugte sich verlegen.

„Bruder Johannes Schaft ist bei uns im Seminar im dritten Aus-

bildungsjahr. Das bedeutet, nächstes Jahr ist er fertig. Er will nach Schantung ausreisen und wünscht sich eine Gehilfin an der Seite.“ Der Missionsdirektor schob sie in Richtung der Tür des Speisesaals. „Wenn ich euch in mein Studierzimmer bitten darf!“

Wie eine hölzerne Schachfigur fühlte sie sich ohnmächtig übers Spielbrett gezogen. Verkuppeln wollte man sie – das war ihr klar.

Wangemann gab seinem Sekretär, Bruder Daniel, einen Wink. Gleichzeitig eilte Schwester Marta herbei und nahm ihr die Kleine ab.

Rebekka sah über die Schulter zurück. Ihr Blick traf Friedrichs – seine Gesichtszüge waren erstarrt.

Im Studierzimmer schweiften Rebekkas Augen über die geschnitzten Figuren aus Elfenbein in der Vitrine sowie den Hut aus Bambusblättern an der Wand, während sie sich bemühte, höflich zu lächeln. Getrennt in zwei Sesseln saßen sie aufgereiht vor dem wuchtigen Schreibtisch des Missionsdirektors.

Wie durch einen Schleier hörte sie, wie Wangemann dem jungen Mann wortreich ihre Vorzüge anpries – ihre Kenntnis der chinesischen Sprache, ihr medizinisches Wissen, die Erfahrungen auf dem Missionsfeld. Sie bemerkte Bruder Daniels grimmige Miene, der neben dem Schreibtisch des Direktors stand.

„Bruder Schaft möchte sein Leben für Christus und China hingeben – genau wie du.“ Bruder Wangemann wandte sich ihr zu. „Wäre es nicht zur Ehre des Herrn, wenn ihr beide nächstes Jahr ...“

Die Tür des Studierzimmers flog auf.

Schwester Marta stand mit hochrotem Gesicht auf der Schwelle. „Rebekka! Komm schnell! Jakob klettert an der Hauswand!“

Sofort sprang Rebekka auf, raffte ihren Rock und rannte an der alten Schwester vorbei zum Balkon am Ende des Ganges.

Was sie von dort aus sah, ließ ihr Mutterherz gefrieren. „Jakob!“

Der Junge war im zweiten Stock über die Balkonmauer gestiegen und schob sich barfuß auf einem schmalen Mauervorsprung an der

Ziegelfassade entlang in Richtung der Wandnische, in der Martin Luther mit aufgeschlagener Bibel in die Ferne blickte.

Jakob presste sein Gesicht an die roten Backsteine und strahlte sie an. „Ich kann das, Mama! Es ist wie bei der Strickleiter auf dem Schiff!“ Seine kleinen Hände tasteten nach einem Stück Efeu, das zwischen ihm und dem Reformator vom Hof aus nach oben wucherte.

„Komm sofort zurück!“ Rebekka blickte in die Tiefe. Der Hof begann sich vor ihren Augen zu drehen. Einige Bewohner des Missionshauses standen unten, den Hals in den Nacken gelegt, und starrten mit entsetzten Mienen nach oben.

Eine schwarz gekleidete Gestalt bewegte sich zwischen der Menge mit schnellen Schritten auf die Treppe zu, die vom Hof auf den Balkon des ersten Stockwerks führte.

„Friedrich!“, rief sie verzweifelt über die Brüstung. Seine Augen suchten ihr Gesicht zwischen den anderen, die sich um sie herum auf dem Balkon des zweiten Stocks versammelt hatten.

„Komm hoch!“ Bruder Daniel streckte Friedrich neben ihr die Hand über die Brüstung entgegen.

Der Pastor warf den Gehrock übers Treppengeländer und kletterte auf die Mauer des untersten Balkons. Von dort aus stieß er sich ab und fasste nach dem Mauervorsprung, der sich als Verzierung unter dem Balkon des zweiten Stockwerks entlangzog.

Seine Arme baumelten kurz am Sims, dann hangelte er sich ächzend daran vor in Richtung der Fassade, bis er mit den Füßen Halt in den dicken Ästen des Efeus fand. Keuchend hielt er inne.

„Hier, fass meine Hand!“ Bruder Daniel beugte sich mit dem Arm so weit er konnte über das Balkongeländer ihm entgegen. Mit einem kräftigen Klimmzug stemmte sich Friedrich mit schmerzverzerrter Miene nach oben und packte die Hand des Freundes.

Daniel stöhnte auf, als sich der große Mann daran hochzog, hinauf zu dem Sims, auf dem Jakob balancierte.

„Mutter, schau mal!“ Der Junge hatte die Steinfigur in der Wand-

nische erreicht, hielt sich an den Seiten von Luthers aufgeschlagener Bibel fest und winkte stolz zu ihr hinüber.

„Jakob, halt dich fest!“ Rebekka schlug die Hände vors Gesicht.

Er lachte. Auf einmal rutschten Jakobs Finger auf dem glatt polierten Stein der Statue ab. Sein Aufschrei vermischte sich mit dem Kreischen der Zuschauer im Hof. Er glitt an Luthers Talar hinab und umklammerte in letzter Sekunde den Fuß des Reformators.



Friedrich spürte, wie ihm die rauen Ziegelsteine die Wange auf-rissen. Dicht an die Hauswand gepresst, schob er sich mithilfe der Efeuranken auf dem Sims voran. „Halt durch“, keuchte er dem Jungen zu, der mit den Füßen haltlos nach unten baumelte.

Jakob wimmerte und sah ihn mit großen braunen Augen an.

Bei jedem Tritt prüfte Friedrich, ob das grüne Gewächs auch sein Gewicht tragen würde. Vom Balkon her hörte er Rebekkas Flehen.

Endlich konnte er den Arm der mannshohen Steinfigur greifen. Auge in Auge stand er mit dem Reformator. Unter ihm kämpfte Jakob. Lange würde sich der Kleine nicht mehr halten können ...

Eilig zog Friedrich mit einer Hand den Gürtel aus und fädelt mithilfe seiner Zähne den Riemen durch die Schnalle. Dann umklammerte er Luthers Hals und ließ mit einem Stoßgebet den Gürtel nach unten. „Schieb deine Hand durch die Schlinge!“

Der Junge ließ eine Hand los und schob sie blitzschnell hindurch, dann verlor er jeden Halt.

Der Hof gellte vom Aufschrei der Menge. Die Gürtelschlaufe zog sich augenblicklich zu. Das Kind hing mit der Hand darin.

Langsam bewegte Friedrich den Riemen nach oben. Der Junge bekam sein schwarzes Hosenbein zu fassen. Zitternd klammerten sich die kleinen Arme darum. Jakob schluchzte. Um sie hallten Jubelschreie. Friedrich merkte erst jetzt, wie ihm der Schweiß den Rücken hinunterrann.

„Schnell, die Leiter aus dem Gerätehaus!“, rief eine Männerstimme. „Da sind wir vor Schreck gar nicht darauf gekommen!“, antwortete ein anderer. Nur wenige Minuten später schleppten mehrere Gestalten eine große Holzleiter in Richtung der Hausmauer und legten sie an. Friedrich hielt Jakob fest, bis der erste Mutige oben war und den Jungen mit nach unten nahm.

Als Friedrich ebenfalls über die Sprossen den Hof erreichte, hielt Rebekka bereits kniend ihr Kind umarmt und küsste es unentwegt. Die beiden waren umringt von vielfacher Anteilnahme – auch Wangemann und der junge Missionskandidat standen um sie.

Daniel trat auf Friedrich zu und klopfte ihm auf die Schulter.

Mit grimmiger Miene fädelte Friedrich den Gürtel in die Hose zurück. „*Meine* Mutter hätte mir den Hosenboden stramm gezogen. Ganz zu schweigen von meinem Vater ...“

„Der Junge braucht eine feste Hand“, pflichtete ihm der alte Missionssekretär mit gedämpfter Stimme bei.

Friedrich wendete sich von der Szene im Hof ab. „Ich nehme den nächsten Zug nach Grünheide. Ich ertrage das Warten nicht mehr.“ Eilig ging er in Richtung der Treppe, die ins Missionshaus führte, um seine Reisetasche zu holen. „Sag ihr, sie soll mir schreiben. Entweder ist Gott auf meiner Seite – oder nicht.“

Daniel stieg hinter ihm mit hängenden Schultern die Stufen hoch.

„Ich lasse dir Geld zu ihrer Versorgung da.“ Friedrich holte das Portemonnaie aus dem Mantel, entnahm ein paar Münzen für die Heimfahrt und drückte Daniel den Rest in die Hand. „Es ist für eure Unkosten, für Kleidung, Schuhe und ... vielleicht braucht sie ja doch noch ein Hochzeitskleid.“

„Bruder Friedrich!“ Der Klang der hellen Stimme ließ die beiden herumfahren. Rebekka rannte ihnen mit geschürztem Rock hinterher.

„Haben Sie tausend Dank!“ Sie blieb stehen, ihre Lippen bebten. „Ich hatte Ihnen eine Antwort auf Ihren Brief versprochen.“

„Sie können mir schreiben. Ich will Sie nicht drängen.“

„Aber sprachen Sie nicht davon, heute noch das Aufgebot bestellen zu wollen?“

Friedrich war es, als ob ihn ein Blitz durchfuhr. „Heißt das, Sie ...?“ Er schluckte.

„Können wir das an einem ungestörten Ort besprechen?“ Rebekka schielte zu Bruder Daniel.

In den alten Mann kam Leben. „Ja, natürlich, Kinder, kommt!“



Voller zarter Blüten breitete der Apfelbaum am späten Nachmittag im Hof des Missionshauses seine Äste aus. Der Boden darunter war von rosa Blütenblättern übersät, auf die Rebekka an Friedrichs Hand den Fuß aus der Droschke setzte. Er befahl dem Kutscher zu warten, da er zum Bahnhof weitermusste.

Sie kaute an der Lippe. Das Aufgebot im roten Rathaus von Berlin war bestellt. War es richtig gewesen oder hatte sie den Verstand verloren? Es war jedenfalls das Einzige, was sie hatte tun können. Aber es war unehrlich, hinterhältig ... Ihr Gewissen brannte. Zudem rätselte sie noch immer, ob es Gottes Wille war. Ob am Ende Jakobs Rettung von der Hauswand ein Zeichen des Himmels gewesen war?

Friedrich führte sie an den knorrigen Stamm des Blätterdachs. Ein süßlicher Hauch lag in der Luft.

Jetzt! Du musst es ihm sagen. Aber wie sollte sie gestehen, was sie selbst noch nicht wusste? Jedoch ahnte. „Bruder Friedrich ...“

Erwartungsvoll sah er sie an.

Sie strich ihr Kleid am Bauch straff. „Ich muss Ihnen ...“ Ein Kloß im Hals versperrte jedes weitere Wort.

Er lächelte. „Schreiben Sie mir.“

Sie nickte erleichtert. Das würde sie tun! Schreiben würde sie es.

Er fasste in seine Manteltasche. „Ich habe noch ein kleines Zei-

chen meiner Verbundenheit für Sie. Oder darf ich sagen: für dich?“ Friedrich zog ein kleines Kästchen hervor und öffnete es.

„Für mich?“ Rebekka fuhr ehrfürchtig zurück. Ein winziger Diamant glitzerte auf einem zarten goldenen Ring.

Friedrich nahm ihn heraus. „Darf ich?“

Rebekka griff an die rechte Hand – sie fühlte ihren und Wilhelms Ehering an jenem Finger, den sie jetzt brauchte. „Entschuldige, ich war nicht vorbereitet.“ Ihre Wangen brannten. Sie bemühte sich, den Ring auszuziehen, doch er wollte seinen Platz nicht räumen. Zu sehr war er mit ihrer Hand in Freud und Leid verwachsen gewesen.

Friedrich griff nach ihrer linken Hand. „Heute reicht mir diese. In zwei Wochen bitte die rechte.“ Er steckte ihr vorsichtig den Ring an.

Sie betrachtete das Glitzern an ihrer Hand. Dann hob sie den Blick.

Seine Augen schimmerten. „Darf ich auf einen Kuss hoffen?“

Sie schluckte und vergewisserte sich, dass niemand im Hof war. Auf den Zehen schob sie sich hoch zu seiner Wange. Der herbe Duft von Rasierwasser mischte sich mit der süßlichen Brise der Apfelblüten. Ihre Lippen streiften die borstigen Barthaare seiner Koteletten.

Sie wollte auf die Füße zurücksinken, doch sein Arm legte sich um ihre Taille und hielt sie oben. „Darf ich?“, flüsterte er. Seine Lippen näherten sich und benetzten sanft die ihren. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Mit dem Hauch seines Geschmacks kam sie zurück auf die Füße.

Mit einem Abschiedswort sprang er in die Droschke, die aus dem Hof klackerte. Benommen drehte Sie sich um.

Vom Eingang her blickte der Missionsdirektor mit ernster Miene zu ihr. Langsam kam er über die Backstiebtreppe herab in den Hof.

„Ich habe mich verlobt, Bruder Wangemann.“ Sie versuchte, das Zittern in der Stimme zu unterdrücken.

„Mit dem ... Hoffmann?“

Sie nickte.

„Weißt du, was das für einer ist?“

„Wenn Sie meinen, Bruder Friedrich sei ein Vertreter des Rationalismus, muss ich Ihnen sagen –“

Der Missionsdirektor hob abwehrend die Hand. „Das ist der Sohn des Superintendenten Hoffmann von Berlin. Ein harter, ehrgeiziger Mann, der uns schon viele Probleme mit der Kirche beschert hat. Ich segne ihn, weil wir unsere Feinde segnen sollen. Aber ob ich dich als seine Schwiegertochter sehen will ...“

„Aber warum hasst er uns?“

„Er verachtet unsere Art von Frömmigkeit. Für ihn zählt nur, was die Vernunft erklärbar macht. Herzensglaube hält er für Gefühlsduselei – nur etwas für Schwärmer.“

Rebekka sah auf ihre Hand. Der zarte Diamant blitzte auf.

„Steckt Bruder Daniel dahinter?“, fragte Wangemann.

Sie presste die Lippen aufeinander.

„Wer sonst“, seufzte er. „Es ist ja ein Wunder, dass der Sohn dieses Missionsgegners zu uns kommt. Irgendwo hat Bruder Daniel ihn auf einem Pfarrkonvent aufgelesen.“

„Was raten Sie mir? Soll ich die Verbindung lösen?“

„Wann ist die Hochzeit geplant?“

„In zwei Wochen.“

Wangemann blickte sie überrascht an. „Warum die Eile?“

„Er braucht eine Frau und ich muss mit den Kindern versorgt sein.“ Mehr Gründe konnte sie nicht preisgeben.

„Und warum heiratest du nicht den Missionskandidaten? Gib Jakob in ein Internat, und reise wieder aus nach China!“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bringe es nicht übers Herz, Jakob zurückzulassen. Er ist Wilhelm so ähnlich.“

Er sog tief Luft ein. „Hast du darum diesen Pastor genommen?“

„Ja. Darum. Und weil ich China niemals mehr ohne Wilhelm betreten könnte.“ Sie rang um Fassung, während sie das Kleid vor

sich glatt strich. „Friedrich erscheint mir sehr pflichtbewusst und fürsorglich, auch mit den Kindern. Er ist Pastor und –“

Ein Wink unterbrach sie. „Nun, wenn ich es mir recht überlege – vielleicht nützt du der Mission auch an der Seite dieses Mannes.“ Er lachte leise. „Der Alte wird toben. Sein Sohn – und eine Missionarin von uns!“

Ein Läuten zerriss die Stille. Eine kleine Kutsche bog in den Hof ein. Oben auf dem Kastenwagen klapperten große Milchkannen.

„Ah, der Bimmel-Bolle!“ Der Missionsdirektor blickte lächelnd auf die Kutsche mit der Aufschrift *Meierei C. Bolle*. Ein Bursche mit Schirmmütze sprang vom Kutschbock hinab. Die Hintertür des Missionshauses öffnete sich und zwei Schwestern aus der Küche eilten mit einer riesigen Blechkanne auf den Wagen zu.

Wangemann lächelte. „Er war auch einmal Seminarist bei uns. Wollte unbedingt in die Mission!“

„Wer? Der Milchjunge?“ Rebekka sah verwirrt auf den Halbwüchsigen, der die Milch von Kanne zu Kanne goss.

Der Missionsdirektor lachte. „Nein. Carl Bolle natürlich, der große Milch-Fabrikant. Es ist nichts daraus geworden. Aber heute segnet er ganz Berlin mit Milch und Butter!“ Er legte Rebekka die Hand auf die Schulter. „Gottes Pläne sind höher als unsere. Auf seinen Wegen wirst du ein Segen sein – egal wo!“

Wenn er mich prüft ...



... so werde ich wie Gold hervorgehen.
Hiob 23,10

*Berlin, 20. April 1882 –
eine Woche nach der Ankunft*

„Sechzig Mark?“ Rebekka hielt die Luft an und strich über den weichen Stoff des rosa Kleides, das über der Ladentheke lag. Dafür würde sie als Dienstmagd ein halbes Jahr arbeiten müssen. „So viel habe ich nicht“, flüsterte sie.

Ihre Hand wanderte zurück zu einem anderen schwarzen Kleid. Freudlos fuhr sie über das gefächerte Plissee der Brustpartie. Jakob hopste neben ihr auf einem Bein und hielt sich dabei an ihrem Rock fest.

„Schwarze Flitterroben haben wir schon ab 28 Mark in verschiedenen Größen vorrätig.“ Das Ladenfräulein im Verkaufsraum der Konfektionsfabrik legte ihr ein schmuckloses Modell hin. „Sie könnten das Schwarz mit einer weißen Schürze kombinieren.“

„Ich will nicht Dienstmädchen werden, sondern wieder heiraten.“ Rebekka versuchte Jakob zum Stehen zu bringen.

Die Verkäuferin stutzte einen Moment und lächelte. „Ach so! Nach der Hochzeit könnten Sie es mit einem weißen Kragen kombinieren. Sicher wollen Sie es noch länger tragen.“ Sie zeigte in die Ecke des Verkaufsraumes, in dem verschiedene Spitzenkrägen in einer Tischvitrine auslagen.

Rebekka schüttelte den Kopf. „Ich habe genug von Schwarz.“ Seufzend dachte sie an ihr geflicktes Witwenkleid. Sie sah herunter

am Plissee ihrer hellen Stehkragenbluse und dem braunen Rock – mehr an Kleidung besaß sie nicht.

Ihre Augen wanderten über die vielen Damenkleider, die sich im Verkaufsraum in allen Größen rundherum auf den Stangen reiheten. Eine Seite nur mit weißen, zwei mit schwarzen, eine sogar mit violetten, roten, gelben, grünen ... Durch eine Tür mit vier kleinen Scheiben drang das Surren von Nähmaschinen aus der Halle der Konfektionsfabrik. Sie erspähte durch das Türfenster Köpfe, die sich über Tische, Maschinen und Stoffe beugten.

„Unter der Leitung meines Bruders, Abraham Rosenthal, fertigen wir hier und in Heimarbeit unsere Modelle nach den neusten Schnitten der Pariser Couture-Häuser“, erklärte das Ladenfräulein nicht ohne Stolz in der Stimme. Rebekka nickte ehrfürchtig – sie hatte bislang nur die Einzelanfertigung bei einer Schneiderin gekannt.

„Wie wäre weiß?“ Die junge Frau legte ein Tüllkleid mit Rüschen auf das schwarze. „Allerdings auch teurer ...“

„Das ist nichts für mich als Mutter mit Kindern.“

„Wie viele werden es denn sein nach der Hochzeit?“ Die Verkäuferin musterte sie neugierig.

„Fünf ...“ Rebekka spürte die Hitze in die Wangen steigen und strich ihren Rock glatt. Verlegen berührten ihre Finger noch einmal die gestickten zarten Blütenkelche auf den rosafarbenen Tüllärmeln des unerschwinglichen Kleides. Auf ihrer Zunge lag wieder der herbe Geschmack jenes ersten Kusses im Hof unter dem Apfelbaum.

Ob dem Pastor dieses Kleid gefallen würde? Sie würde ihm gefallen müssen, wenn es ihr nicht gelang, den Brief in der Schublade zu Ende zu bringen. Jedes Mal, wenn sie den Federhalter nahm, fühlte sie sich wie gelähmt. Sie kam über die ersten Sätze nicht hinaus ...

*Lieber Bruder Friedrich,
da ich Ehrlichkeit und Offenheit für ein wichtiges Fundament der
Ehe halte, möchte ich Ihnen ... fühle ich mich verpflichtet, Ihnen ...
muss ich Ihnen ...*

Was? ... eingestehen, dass ich Sie von Anfang an betrogen und belogen habe?

Es läutete an der Hintertür.

„Entschuldigen Sie mich für einen Moment!“ Die Frau verschwand in einem Flur und Rebekka hörte zwei Stimmen.

„Ick bring die Näharbeit.“ Schwere Schritte schlurften über Steinfliesen hinein.

„Zwei Tage zu spät.“ Die Stimme der Verkäuferin im Flur klang kühl. „Nähte und Pelerinen an den Mänteln müssen exakt sein, sonst zahlt mein Bruder nicht aus.“

Eine hochschwangere Frau in ärmlicher Kleidung schleppte einen großen Wäschekorb hinter der Verkäuferin in den Verkaufsraum und hievte ihn auf eine Kommode. Das Ladenfräulein hielt prüfend ihren Zwicker vor die Augen, murrte und entnahm der obersten Schublade eine Schatulle. Sie zählte zwei Münzen ab.

Die Näherin betrachtete das Geld enttäuscht in der Hand. „Wat denn? Nur zwee Mark für eene Woche Maloche? Sonst waren dit doch 4,90 Mark ...“

„Es ist nicht ordentlich genug.“

„Dit Petroleum war alle, und ick musst' bei Kerzenschein arbeiten.“

„Dann soll dein Alter nicht so viel in der Destille versaufen.“

„Mein Mann is' seit Wochen krank. Wie soll ick denn da wat zu essen kaufen für die Gören?“

Die Verkäuferin zuckte mit den Achseln und wies mit spitzem Kinn in die Ecke, in der mehrere Körbe mit Näharbeiten warteten.

Rebekka schluckte und schielte hinüber zu der Schwangeren, die stöhnend den vollen Korb vor den Bauch schob und in ihren Holzpantoffeln davonschlurfte.

Die eisige Miene des Ladenfräuleins wechselte wieder in ein charmantes Lächeln. „Haben Sie sich entschieden? Da Marta Maser Sie von der Mission geschickt hat, wäre ich bereit, im Preis herabzugehen.“ Sie beugte sich hinter dem Tresen vor. „Wie viel haben Sie denn zur Verfügung?“

Rebekka zögerte, die Höhe des kleinen Vermögens preiszugeben, das sie in Friedrichs Geldbeutel gezählt hatte. Wenn sie das Geld ausgab, würde sie in seiner Schuld stehen. Sie würde sich verkauft fühlen. Vielleicht könnte sie sich als Näherin – wie diese Frau – mit ihren Kindern selbst durchbringen?

„Ich will es erst mit meinem Bräutigam besprechen.“

„Selbstverständlich. Bringen Sie ihn gerne mit.“

Rebekka biss sich auf die Lippe und nickte.

Sie atmete tief durch, als sie mit Jakob an der Hand vom Konfektionshaus auf den Hausvogteiplatz trat, um den sich zahlreiche weitere Textilfabriken reihten.

Keinen Pfennig von Friedrich würde sie anrühren! Heimfahren wollte sie und den Brief zu Ende schreiben. Koste es, was es wolle!

Ein Schluchzen ließ sie aufhorchen. Am breiten Brunnenrand in der Mitte des Platzes saß die Schwangere gebeugt über dem großen Wäschekorb. Rebekka zog Jakob rasch über die Straße. Der Junge tauchte seine Hand ins Wasser, während sich Rebekka neben die Näherin setzte.

„Wat is?“ Ärgerlich sah die Frau mit verweinten Augen auf und wischte sich die Nase mit dem Ärmel.

„Kann ich Ihnen helfen?“

„Mir kann keener helfen.“ Sie wollte den Korb im Aufstehen heben, doch ließ ihn ächzend wieder ab. „Ick kann nich' mehr.“

Schweigend nahm Rebekka den Korb hoch. Er war schwer und

sie schwankte einen Moment unter dem Gewicht. „Hilf mir, Jakob!“ Sofort sprang der Junge zu ihr und übernahm eine Seite des Tragegriffes. „Wo wohnen Sie?“

Die Frau stemmte mit schmerzverzerrter Miene die Hände in den Rücken, wies mit dem Kinn vor sich und setzte sich schwerfällig in Bewegung.

Rebekka versuchte, sich die Straßenzüge einzuprägen, in die sie mal links, mal rechts in den Osten Berlins einbogen. „Hier is’ es! Im vierten Hinterhof.“ Sie gingen in der Häuserreihe einer Straße durch das Tor eines Wohnhauses, das wie alle anderen vier Stockwerke hatte und eine mit Stuckgirlanden verzierte *Beletage* im ersten Stock. Rebekka überflog im Vorbeigehen die zahlreichen Zettel, die am geöffneten Tor flatterten und um Untermieter für die Stube oder das eigene Bett warben.

Biete Schlafplatz – 1 Mark die Woche!

Auf Wunsch mit Kaffee und Schrippe – 1,50 Mark

2. Hinterhof, 3. Stock, H. Mackert.

„Dit is’ volljestopft bis unters Dach“, brummte die Frau und zeigte nach oben. „Wir sind im Keller wie die Maulwürfe. Dit is’ im Sommer nich’ so heiß, aber immer kalt.“

Sie traten in den ersten Hinterhof, der vom Sägen, Hämmern und Klopfen einer Wagnerei hallte, dazwischen Lärm von Stimmen. Kinder spielten auf einem abgestellten Pferdewagen und rutschten ein Geländer herab. Zwischen den kahlen Mauern und Ritzen der Pflastersteine hatte sich Löwenzahn karg ans Licht gekämpft.

Sie gingen durch ein zweites Tor. Der Hof dahinter war nur halb so groß, düster und stank nach den Aborthäuschen am Rand, deren teerverschmierte Wände durch die halb offenen Türen sichtbar waren. Daneben pumpte ein Halbwüchsiger am Brunnen einen verbeulten Eimer voll. Die Wände der Mietskasernen erhoben sich wie

hohe Schluchten ringsherum. An etlichen Stellen bröckelte der Putz von den Backsteinen. Frauen saßen auf den Stufen einer offenen Haustür und putzten Bohnen. Kinder spielten Ringelreihen.

Der dritte Hof glich nur noch einem Gang – breit genug, um gerade noch an der unverputzten Fassade entlangzustolpern. Eine Familie entlud ein paar Habseligkeiten von einem Leiterwagen.

„Wo ist der vierte Hof?“, fragte Rebekka und wich mit dem Korb einer Waschwanne aus, die an der Mauer lehnte. Am Ende des Ganges stierte ihnen ein Betrunkener auf einem Fass entgegen.

„Dit Haus is’ noch in den Hof reingebaut worden“, erklärte die Frau. „Die Herren Bauleute wollen ja nur verdienen! Ob unser eener Luft kriegt, is’ denen wurscht.“ Sie führte Rebekka seitlich durch einen düsteren Tunnel zwischen zwei turmhohen Gemäuern hindurch. „Dit neue Haus is’ voll mit Trockenwohnern.“

„Trockenwohnern?“ Rebekka sah keuchend nach oben, während sie den Korb aus Jakobs Hand zog und ihn allein übernahm. Kein Sonnenstrahl drang hier mehr durch.

„Na, dit sind die Leute, die in frisch jebaute Wohnungen ziehen. Dit sind feuchte Löcher! Aber nich’ mal dazu reicht dit Jeld bei uns.“

Rebekka folgte ihr keuchend durch eine verwitterte Holztür in ein Mietshaus und tastete sich hinter der Näherin die Kellertreppe hinab.

Der Gestank von angebranntem Kohl, Schweiß, Kot und Schimmel nahm ihr fast den Atem. Es würde kaum auffallen, wenn sie sich auf den Stufen übergeben müsste.

Hinter der abgewetzten Kellertür blickten ihnen bleiche Gesichter entgegen. Jakob blieb erstarrt in der offenen Tür stehen. Das Zimmer wäre sogar für ein Ehepaar zu klein gewesen – doch offensichtlich lebte hier eine ganze Familie. Ein trüber Lichtstrahl fiel durch einen Kellerschacht in den niederen Raum und ließ schwarze Stockflecken an den Wänden erahnen. Auf einem kleinen Esstisch in der Mitte des Zimmers flackerten drei Kerzenstumpen.

Ein schwächliches Mädchen von etwa zehn Jahren kochte daneben auf einem Herd Windeln in einem Topf aus. Darüber hingen bereits Tücher auf Leinen. Die Luft war angedickt von Wasserdampf und beißender Rauch machte das Atmen schwer. Zwei weitere kleine Mädchen saßen auf einem zerlumpten Bett in der Ecke und starrten Rebekka an. Die Mutter ließ sich seufzend auf einen Stuhl am Tisch fallen, an dem eine etwa Zwölfjährige Knöpfe an Malerkittel nähte, die sich neben ihr türmten.

Rebekka stellte den Korb in eine Ecke und lächelte den Kindern zu. Sie fühlte sich wie bei einem Besuch bei den Ärmsten in Schaudschu. Es gab wohl auch hier kein einziges Reiskorn mehr.

Ein wimmerndes Bündel regte sich zwischen den Kindern. Rebekka trat näher. Ein abgezehrtes Kleinkind hustete mit gerötetem Gesicht – es war in etwa so alt wie Sofie. Sie nahm es hoch, rieb ihm den Rücken und fühlte seine Stirn. „Es hat hohes Fieber“, meinte sie zur Mutter. „Ihr solltet ihm Brustwickel machen! Und es gut eingepackt an die frische Luft bringen! Hier unten erstickt es ja.“ Sie gab es ihrer Schwester in den Arm.

Die Mutter am Tisch winkte resigniert ab. „Mariechen is’ wohl nich’ mehr zu helfen.“

„Mach ihr einen kräftigen Haferschleim oder Hühnerbrühe! Hast du Milch und Haferflocken?“ Rebekka suchte mit den Augen das angeschlagene Emaille-Geschirr im kleinen Regal über dem Herd ab.

„Wir haben nisch’ mehr.“ Die Schwangere lachte bitter auf. „Seit mein Mann nich’ mehr in die Fabrik jeht, haben wir nur, wat ick reinbringe mit dem Nähen. Sieben Pfennig die Stunde! Ick würd’ ja als Arbeitsfrau in die Fabrik gehen, aber dit jeht nich’.“

Hinter einer Tür, die durch einen Vorhang abgeteilt war, hustete es hart und trocken. „Meen Oller ... seit Wochen so. Hätten wir nich’ noch den Schlafburschen, müssten wir verhungern“, flüsterte die Frau. „Keener hilft dir, wenn du krank bist. Und jetzt noch’n Balg.“ Sie legte die Hand auf den Bauch und lehnte sich mit leeren Augen zurück.

„Wann ist es denn so weit?“ Rebekka musterte die Schwangere.

„Dit kann jeden Tach sein ...“ Die Frau strich ihr strähniges Haar hinters Ohr. Es war schon grau an der Schläfe.

Rebekka setzte sich zu ihr und schob die Hand auf ihre schwierigen Finger. *„Rufe mich an am Tag der Not, so will ich dich erretten, sagt Gott in der Bibel.“*

Die Frau lächelte sie schwach an. „Glaubste dit?“

Rebekka nickte. „Ich mach’ das jetzt für dich!“ Sie hatte nichts anderes anzubieten. Voller Mitgefühl sprach sie ein Gebet für die Familie – und schloss sich heimlich dabei mit ein. Als sie die Augen öffnete, standen der Näherin Tränen in den Augen.

„Biste een Engel, oder wat?“

Rebekka lächelte. Sie fühlte einen Frieden im Herzen wie schon lange nicht mehr – so wie einst in China, wenn sie die Frauen in ihren schäbigen Hütten besucht hatte. Zum ersten Mal schien ihr die eigene Not weit weg.

„Hier, kauf’ deiner Familie etwas zu essen – und Petroleum und Feuerholz.“ Sie zog Friedrichs Geldbeutel aus dem Täschchen, das an ihrem Handgelenk baumelte, holte drei Zehnmarkscheine heraus und legte sie auf den Tisch.

Entgeistert sah die Frau sie an. „Wat’n ... Dit is’n Wunder! Heinz! Kiek mal!“ Sie erhob sich aufgeregt. „Wir sind jerettet!“

Rebekka stand auf, umarmte sie und verließ winkend mit Jakob das stickige Kellerloch. Jetzt kam es ihr nicht mehr ganz so düster vor.

Mit schnellen Schritten suchte sie den Weg zurück in die Stadtmitte. Vor der Auslage eines Geschäfts hielt sie inne.

Corsetten aus Paris stand groß über der Damenwäsche geschrieben. Verstohlen schob sie sich näher an die Scheibe.

Sommercorsetten mit Batist: 5 Mark
Pariser Gürtel mit Horneinlage: 3,25 Mark
mit Fischbein: 3,85 Mark
mit Stahl: 2,75 Mark

Sie tastete nach Friedrichs Geldbeutel. Wenn sie ein richtiges Korsett hätte, könnte sie sich schnüren und Zeit gewinnen. Zeit, bis sie den Mut oder die Gelegenheit hätte, ihm alles zu erklären. Aber sollte sie mit seinem Geld gerade so etwas kaufen? Sie dachte an den Keller und die ausgezehnte Familie der Näherin.

„Jakob, du wartest hier!“ Sie schob ihn an die Straßenlaterne gegenüber der Auslage und trat entschlossen ins Geschäft ein. Eine Glocke über der Tür läutete – so hell wie die Schiffsglocke auf See ...



Sechs Wochen auf See

Wie jeden Nachmittag, wenn Sofie in der Schiffskoje erwacht war, stieg Rebekka mit ihr auf dem Arm die dunklen Stufen vor der Kabine hinauf. Mit aller Kraft lehnte sie sich gegen die schwere Holztür zum Deck, die vom Seewind von außen zgedrückt wurde. Knarrend schwang sie nun unter Rebekkas Gewicht auf.

Salzige Seeluft schlug ihr entgegen und sie atmete tief ein, um den Muff der stickigen Kabine aus den Lungen zu bekommen.

Der Himmel war an diesem Tag wolkenverhangen und färbte das Meer grau und grün zugleich. Auf ihrer Haut prickelte die Gischt, die der Klipper aufpflügte. An den Masten über ihr klackerten die prall gefüllten Segel.

Auf der Kommandobrücke entdeckte sie Jakob – barfuß, wie so oft. Seine braunen Haare flatterten im Wind. Neben ihm kniete eine drahtige Gestalt und stützte das Fernrohr, das Jakob an sein Auge hielt. Plötzlich richtete der Mann das Glas auf sie.

„Ahoi, Frau von Sassnitz!“ Der Kapitän winkte ihr zu. „Kommen Sie hoch!“

Rebekka schüttelte den Kopf. „Danke, ich bleibe mit Sofie lieber hier unten!“ Ihr graute vor den steilen Stufen aufs Achterdeck.

Die scharfen Augen des Seemanns glitten über ihre Gestalt. Er schob das Fernrohr ineinander, warf Jakob über die Schultern und stieg zu ihr hinab. Der Junge quietschte vor Vergnügen.

„Haben Sie frischen Fisch bestellt?“ Er lächelte ihr charmant zu. Das dunkle Kinn hätte gemessen an den Bildern des Modejournals eine Rasur nötig gehabt und ihm fielen ein paar wilde Locken ins Gesicht.

Rebekka kicherte – auch wegen seines Anblicks. *Wie ein Piratenkapitän!* Wenn sie ehrlich war, fand sie seine verwegene Erscheinung viel anziehender als die steif aufgebügelten Herren des preußischen Magazins.

„Zeigst du mir jetzt den Ball mit der Welt darauf?“ Jakob hingte sich an seinen Arm.

„Zeigen Sie mir bitte den Globus, Kapitän Salmas“, verbesserte ihn Rebekka.

„Ach, lassen Sie doch, Frau von Sassnitz. Ist schon in Ordnung. Und ... sagen Sie doch *Pierrot* zu mir.“ Ein Schimmern lag in seinen Augen.

Trotz der kühlen Brise stieg Wärme in ihr auf. „Sie haben einen französischen Namen?“ Besser, sie lenkte vom Thema ab.

„Meine Mutter ist Französin, mein Vater aus Hamburg.“

Es nieselte inzwischen. Rebekka fröstelte und versuchte, mit dem Kind im Arm den Wollumhang fester um sich zu ziehen.

Er griff an ihre Schulter und half ihr, das große Tuch über ihr Haar und Sofie zu legen. Dabei schob er sich nah an sie heran. „Darf ich Sie vielleicht *Rebekka* nennen, nach all unseren Spaziergängen an Deck?“

Sie nickte, auch wenn ihr dabei unbehaglich zumute war. Doch um keinen Preis wollte sie riskieren, sich die offene Tür zum Deck zuzuschlagen. Die tägliche Stunde, in der ihr an der Seite des Kapitäns ein paar Atemzüge an der frischen Luft vergönnt waren, war

ihr zu wichtig. Und insgeheim freute sie sich inzwischen auch immer auf seine Begleitung.

Eine kräftige Böe zerrte an ihren Locken. Das Nieseln verwandelte sich in Regen.

„Sieht so aus, als ob es heute nichts aus unserem Spaziergang wird.“ Pierrot blickte mit gerunzelter Stirn nach oben.

Rebekka schluckte enttäuscht und griff mit einem leisen Seufzer nach Jakobs Hand. „Komm, wir wollen den Kapitän nicht länger aufhalten. Du musst ja auch noch schreiben üben.“

Der Junge maulte.

„Wie wäre es denn stattdessen mit einer Tasse Tee in meiner Kajüte? Frisch gepflückt in unserem Laderaum!“ Der Kapitän setzte ein gewinnendes Lächeln auf.

„Au ja! Bitte, Mutter!“, bettelte Jakob an ihrer Hand.

Sie wollte ablehnen, doch Pierrot kam ihr zuvor. „Komm, Jakob, wir holen unter Deck eine Teeprobe!“ Er gab ihr ein Zeichen, ihm zu folgen.

Die beiden verschwanden mit einem Matrosen in der Luke neben dem Großmast, die zu den Laderäumen des Klippers führte. Rebekka zögerte, mit Sofie die steilen Stufen hinabzusteigen. Doch sie spürte, wie sich ihr Wolltuch auf dem Kopf mit Feuchtigkeit vollsog.

„Kommen Sie – nur keine Angst!“ Pierrot stand am Ende der Holzterasse und streckte ihr seine Hand entgegen. Der Matrose hob eine Petroleumlampe empor. Vorsichtig setzte sie mit gerafftem Rock einen Schritt auf die erste Stufe.

Je tiefer sie stieg, desto betörender strömte ihr aus den zahllosen Holzkisten der Duft der grünen Blätter entgegen. Rebekka sog die würzige Luft tief in sich ein ...

Die frische Ernte aus China! Sie hörte die eintönigen Gesänge der chinesischen Frauen unter ihren breiten Bambushüten, die den Tee in die Körbe auf ihren gekrümmten Rücken pflückten. Auf einmal war es ihr, als würde sie unter einem der braunen Fledermaus-Segel

auf einer Dschunke sitzen, die über den schlammig gefärbten Gelben Fluss schaukelten. Am Bug war ein Auge aufgemalt, damit es sehen konnte, wohin es fuhr. Aus der Tiefe des Wassers stieg ein urig erdiger Geruch nach oben, während am Ufer die grünen Berge und Hänge mit den Teesträuchern an ihr vorüberzogen. Hier und da erhob sich eine Pagode mit geschwungenem Dach inmitten der Hügel ...

„Ich warte hier!“, sagte sie zu Jakob und Pierrot.

Der Kapitän trat lächelnd neben sie und wies den Matrosen an, mit dem Jungen Teeblätter zu holen. Die beiden verschwanden mit dem Lichtkegel zwischen den aufgetürmten Kisten, Säcken und Ballen, mit denen das Lager bis unter die Holzbalken vollgestopft war.

Durch die Luke fiel ein spärlicher Rest an Tageslicht.

Reis entzifferte Rebekka die schwarzen chinesischen Schriftzeichen im Schummerlicht auf ein paar Säcken. Sie setzte sich mit Sofie darauf, es knirschte leise darin. „Das erinnert mich an unsere vielen Säcke Reis, die einmal am Fluss in einer voll beladenen Dschunke im Hafen gelegen haben, und die wir tagelang nicht ausladen durften.“

„Ich wusste gar nicht, dass Missionare ganze Schiffsladungen kaufen.“ Mit überraschter Miene ließ sich Pierrot auf einen Sack gegenüber von ihr fallen.

„Wir führten eine Schule für die chinesischen Missionsgehilfen. Die hatte gerade begonnen, als in der Vorratskammer kein einziges Reiskorn mehr war. In der ganzen Gegend war eine bittere Hungersnot ausgebrochen. Mein Mann ist weit gereist, bis er wenigstens etwas Reis auftreiben konnte. Wir waren so dankbar! Doch dann kam die Enttäuschung: Der Mandarin verbot uns, den Reis auszuladen – aus Angst vor Aufständen.“

Der Kapitän schüttelte den Kopf. „Diese korrupten Möchtegernkaiser! Und was haben Sie gemacht?“

„Wir haben gebetet – wie immer. Das Fasten hat sich von selbst

ergeben.“ Sie lachte. „Das war ein Fest, als wir endlich ausladen durften! In den folgenden Wochen haben wir erlebt, dass die Säcke niemals leer geworden sind, so oft wir auch die Schaufel hineingeschoben haben. Auch viele Leute aus dem Dorf haben um Hilfe gebettelt, obwohl sie uns als Ausländer zuvor oft als ‚fremde Teufel‘ feindselig behandelt hatten. Das war die Gelegenheit, ihr Vertrauen zu erwerben. Wilhelm hat keinen abgewiesen. Unser Reis hat für alle gereicht!“

Pierrot schmunzelte. „Das wäre guter Stoff für Seemannsgarn!“ Er zwinkerte ihr zu.

Verlegen blickte sie ins Licht der Luke über sich. Glaubte er ihr etwa nicht?

Ein dumpfer Knall ließ Rebekka auffahren. „Jakob?“, rief sie ängstlich in die Dunkelheit.

„Nichts passiert, Mutter“, erklang die Kinderstimme aus dem Laderaum. „War nur die Teekiste!“ Jakob winkte im Lichtkegel mit einem Bündel Blätter. Rebekka umarmte ihn. Wie glücklich er auf dem Schiff war!

„So, und nun in meine Kajüte!“ Der Kapitän schob sie mit Sofie die Stufen hoch.

Plötzlich lähmten Zweifel ihre Schritte.

Sollte sie wirklich der Einladung eines Mannes in seine Kajüte folgen? Rebekka blieb auf einer Stufe stehen und spürte seine Hand im Rücken. Dann straffte sie die Schultern. Sie war ja nicht allein – Jakob und Sofie waren schließlich bei ihr.

Als ich es verschwieg ...



... da verfielen meine Gebeine.
Psalm 32,3

„Hast du was Schönes gefunden?“ Schwester Marta stand am Balkongeländer im dritten Stock des Missionshauses und winkte mit Sofie im Arm.

Rebekka gab sich einen Ruck und lächelte vor dem Eingang nach oben. Sie wollte die Antwort nicht über den Hof schreien.

Ihre Beine schmerzten vom langen Fußmarsch, aber sie hatte die 13 Pfennig für den Pferdeomnibus sparen wollen. Jakob krabbelte auf den Knien die Steinstufen hoch. Immer noch hatte sie keine neuen Schuhe für ihn. Schuldgefühle plagten sie. Nein, er sollte nicht so enden wie die Kinder im Keller des schäbigen Mietshauses. Lieber wollte sie das unehrliche Schauspiel auf sich nehmen – ihm zuliebe.

Schwerfällig öffnete sie die Hintertür zur Berliner Mission und trat mit dem Jungen in den kalten Flur, der zum Treppenhaus führte.

Wie sollte sie es Marta erklären? Sie hatte kein Kleid für die Hochzeit gekauft. Doch genau dafür hatte ihr Bruder Daniel am Morgen Geld von Friedrich ausgehändigt. Und Marta hatte ihr sogar eine Grußkarte zur Empfehlung an ihre Freunde am Hausvogteiplatz geschrieben.

Rebekka blieb nach ein paar Treppen stehen und hechelte flach nach Luft. Tief durchatmen war nun nicht mehr möglich, dafür stand sie umso aufrechter. Warum auch hatte sie sich das Korsett mit der Stahleinlage von der Verkäuferin so eng binden lassen? Gewöhnen wollte sie sich daran ... Sie musste es!

Auf das Geländer gestützt, schleppte sie sich weiter. Jakob sprang

an ihr vorbei, band sich auf der obersten Stufe die Schuhe auf und streifte sie ab.

„Du hast ja gar keine Pakete!“ Verwundert stand Marta im ersten Stock vor ihr. Sofie juchzte vor Freude und streckte die Ärmchen nach Rebekka aus.

Keuchend nahm sie ihr Kind entgegen. „Es ging nicht, Schwester Marta, ich war wie gelähmt. Alles ist so anders als in China. Ich konnte mich nicht entscheiden.“

„Du bist ja kreidebleich. Geht es dir nicht gut?“ Marta legte die Stirn in Falten.

„Soll ich dir die Schlüssel holen?“ Jakob sprang in Socken auf. „Kommt dein ...?“ Er fasste sich würgend an den Hals und streckte gequält die Zunge heraus.

„Was! Dir ist schlecht?“ Marta schlug die Hände vor der Brust zusammen.

„Das ist immer am Morgen so“, plapperte der Junge weiter.

„Still, Jakob!“ Rebekka sah ihn flehend an.

„Dir ist übel? Jeden Tag?“ Marta runzelte die Stirn. „Brauchst du einen Arzt?“

„Nein!“ Sie wiegelte ab. „Ich fühle mich nur so fremd in Berlin. Die vielen Eindrücke – mir brummt der Kopf.“ Tränen traten ihr in die Augen.

„Lass dir doch Zeit, in der Heimat anzukommen!“ Mütterlich legte Marta ihr den Arm um die Schultern. „Nach acht Jahren China kann man nicht in sieben Tagen wieder daheim sein!“ Die grauhaarige Freundin nahm ihr die Kleine ab.

Rebekka schniefte und nestelte in ihrem Beutel nach einem Taschentuch. Dabei fiel Friedrichs schwarze Lederbörse heraus. Rebekka wollte sich bücken, aber das Korsett machte es schwierig.

Ächzend hob die Alte den Geldbeutel mit dem Kind im Arm auf.

Rebekka biss sich auf die Lippen. „Ich kenne Friedrich einfach nicht. Will er ein schwarzes Kleid an mir sehen oder ein weißes? Ein rosafarbenes hätte mir gefallen, aber sechzig Mark?“

„Nimm das! Friedrich ist so vernarrt in dich! Und er legt viel Wert auf gutes Erscheinen. Es ist doch genug Geld da, oder?“ Die Alte setzte die Kleine ab und öffnete den Geldbeutel. Rebekkas Herz pochte. Was sollte sie sagen, wo das Geld geblieben war? Schnell trat sie vor und zog ihr das Portemonnaie aus der Hand.

Marta schnappte nach Luft.

Schnell drehte ihr Rebekka den Rücken zu. *Was tun?*

Ihr Blick fiel auf den Opferkasten, der im Flur zum großen Missionssaal neben der Tür hing. „Für verborgene Missionsopfer“, stand in Schnörkelschrift darauf. Mit raschen Schritten steuerte sie auf den Holzkasten zu und las dabei die Inschrift darauf:

*Der Herr, der ins Verborgene siehet,
wird Dirs vergelten öffentlich!*

„Was ist nur in dich gefahren?“ Martas Stimme hinter ihr überschlug sich.

Entschlossen griff Rebekka in den Geldbeutel hinein und drückte das Bündel Scheine durch den Schlitz des Opferkastens. Befreit atmete sie auf.

Hinter ihr rang Marta nach Luft.

Rebekka wagte nicht, sie anzusehen. „Ich habe keine Kraft mehr! Soll Gott mich doch versorgen mit dem, was ich brauche.“ Trotzig wischte sie sich die letzte Träne aus dem Gesicht und stieg mit Sofie die Treppen hoch zu Martas Wohnung.

„Ich sehe zu, ob ich ein Kleid für dich leihen kann.“ Mit sorgenvoller Miene nahm die alte Dame den Wasserkessel vom Ofen und brühte mit einem kleinen Sieb Tee auf. „Aber wenigstens für Jakob hättest du Schuhe kaufen können.“

Rebekka öffnete auf dem Sofa die Teedose und schnupperte hinein. „*Pu-Erh* – das trank früher nur der Kaiser von China.“ Tief sog sie den würzigen Duft ein. „Ich habe ein Seidenkleid

von China mitgebracht. Das würde ich am liebsten zur Hochzeit anziehen.“ Sie schloss die schwarze Dose wieder sorgfältig. „Aber ich habe das Gefühl, Friedrich mag das Thema ‚China‘ nicht besonders.“

Marta goss das dampfende Gebräu in die Tassen auf dem kleinen Tisch. „China ist weit weg für einen Pfarrer in Preußen. Da kann er nicht mitreden – und das mögen die Männer nicht.“

Rebekka rührte im hellen Tee und beobachtete, wie sich der Zuckerbrocken auflöste.

Marta setzte sich neben sie aufs kleine Sofa. „Sag mal, verspürst du überhaupt eine Zuneigung zu deinem künftigen Ehemann?“

„Er mag mich ganz gern, glaube ich.“ Rebekka nippte vorsichtig an der heißen Tasse.

„Ganz gern? Vom ersten Moment an wollte er dich haben! Aber du – kannst du dir das wirklich mit ihm vorstellen? Mir erscheint das Ganze überstürzt.“

Mit dem Fuß kämmte Rebekka die Teppichfransen unter dem Tisch.

Marta musterte sie. „Kannst du nicht bei Verwandten unterkommen, bis du weißt, wie es weitergehen soll?“

Rebekka schüttelte den Kopf. „Mutter ist schon lange tot. Vater ist vor zwei Jahren gestorben. Meine ältere Schwester kann mich nicht aufnehmen.“

„Und die Schwiegereltern? Die Familie von Sassnitz in Berlin?“

„Wilhelms Mutter hat mich von Anfang an abgelehnt.“

„Ja, ich erinnere mich an die Querelen. Weiß sie, dass du hier bist? Hast du ihr geschrieben?“

„Nein. Ich erwarte keine Hilfe von ihr.“

„Aber du hättest doch bei uns im Missionshaus bleiben können – wenigstens bis du dir sicher bist, ob du diesen Mann heiraten willst.“ Marta nahm den Löffel aus dem Tee und sah sie durchdringend an. „Oder ... gibt es einen Grund für diese Eile?“

Rebekka spürte, wie ihr die Hitze in die Wangen stieg. Alles in

ihr begann zu beben. „Ach, Schwester Marta, wenn du wüsstest ...“
Wieder und wieder strich sie über den Rockbund.

Dann schlug sie plötzlich schluchzend die Hände vors Gesicht und sank an Martas Schulter.



Die Luft in der Kapitänskammer war stickig, aber der Tee schmeckte nach China, nach frohen Stunden mit Wilhelm, mit den chinesischen Gläubigen, den anderen Missionaren ... Rebekka behielt jeden Schluck lange auf der Zunge, während Jakob mit dem Kapitän plauderte.

Sie betrachtete die Holzvertäfelungen der Kammer, die Fenster mit dem Blick aufs Meer und die mit Schnitzereien verzierte breite Kojе in der Ecke mit dem weißen Bettzeug. Sofie knabberte auf der gepolsterten Eckbank vor dem Tisch zufrieden an einem Zwieback.

Rebekka entgingen die Blicke nicht, die ihr der sonnengebräunte Mann mit den hochgekrempelten Hemdsärmeln zuwarf. Er hatte seine Uniformjacke an den Haken neben der Tür gehängt und bediente sie mit der von ihm selbst aufgebrühten Kanne.

„Wollen Sie noch eine Tasse?“

Sie nickte. Der warme Tee schmolz die Anspannung und Einsamkeit der letzten Wochen – oder war es sein Lächeln? Sie verbot sich den Gedanken. Wäre es nicht Verrat an Wilhelm, ihr Herz neu zu verschenken? Ihr Blick fiel auf ihren Ehering am Finger. Sie brachte es nicht über sich, ihn abzulegen. Doch ob er gewollt hätte, dass sie für ihn Witwe blieb? Zeigte die zarte Regung ihres Herzens nicht, dass es nach all dem Schweren noch lebendig war? Vielleicht würde irgendwann Neues möglich sein – aber wahrscheinlich nicht mit

einem Mann wie diesem Kapitän, von dem sie nicht wusste, wie er zu ihrem Glauben stand. Und das war ihr das Wichtigste.

Wie zufällig streifte Pierrots Hand die ihre, als sie ihm die leere Tasse entgegenhielt und er nachgoss. Er blinzelte ihr zu.

Nippend verschanzte sie sich hinter ihrer Teetasse.

Jakob plapperte derweil unentwegt, doch die Antworten des Kapitäns wurden knapper.

„Jetzt zeigen wir die Seekarte mal deiner Mutter“, schlug er vor.

„Mutter, komm!“, rief Jakob ungeduldig.

Sie schob sich aus der Eckbank heraus und trat an die große Seekarte, die auf seinem Schreibtisch lag. Die Kontinente auf dem braunen Pergament bildeten verbunden mit Zacken, Linien und Zahlen ein verwirrendes Muster. Sie kniff die Augen zusammen, stützte sich auf die Tischplatte und beugte sich darüber.

„Erkennen Sie unsere Route von Schanghai nach Hamburg?“ Der Kapitän trat hinter sie. Rebekka schüttelte den Kopf und suchte mit dem Finger China.

Er schob ihre Hand behutsam an den Punkt, an dem sie *Schanghai* entziffern konnte. Irritiert bemerkte sie, dass seine Nachhilfe ein Prickeln in ihr hinterlassen hatte. *Sei auf der Hut*, ermahnte sie sich.

„Sehen Sie ... an den Philippinen vorbei, über Borneo in Richtung Australien, um die Südspitze von Afrika herum, dann an der Westküste Afrikas entlang bis nach Hamburg!“ Mit geübten Fingern skizzierte er auf der Karte den Zickzackkurs.

Ehrfürchtig folgte sie mit ihrem Finger seiner Spur.

„Hier ...“, er klopfte auf die Spitze von Afrika. „Hier müssen wir höllisch aufpassen – am Kap der Guten Hoffnung! Zwei verschiedene Meere treffen dort aufeinander. Wellen und Strömungen, die in diesem Kreuzmeer von zwei Seiten aufeinanderprallen, können ein Schiff wochenlang gefangen halten und sogar zerreißen. Türkisch sind auch die unsichtbaren Klippen.“

Rebekka erschauerte – auch, weil er die Hand wieder an ihre gelegt hatte. Oder war es nur eine harmlose Geste?

„Jakob, bring mir doch mal den Sextanten. Der Erste Offizier hat ihn auf der Kommandobrücke.“

Der Junge flitzte davon.

„Ich zeige Ihnen damit, wie wir unsere Position exakt bestimmen können. Es ist wichtig, zu wissen, wo wir stehen, oder?“ Er strich ihr von der Seite eine Locke hinters Ohr, die sich gelöst und über der Karte gehangen hatte. Sie fuhr hoch. Ihre Blicke trafen sich.

„Nein. Ich meine ja ...“ Verlegen strich sie ihr Haar zurück.

„Sie sind eine wunderbare Frau, Rebekka. Darf ich fragen, welchen Kurs Sie für die Zukunft planen?“ Er hielt sie mit den Augen fest.

Rebekka fühlte Hitze in die Wangen steigen und schob sich weg vom Kartentisch. „Ich ... suche noch nach der richtigen Himmelsrichtung“, antwortete sie ausweichend.

„Und wie wollen Sie die finden?“ Er klappte den Kompass auf und wiegte ihn in der Hand.

Rebekka holte tief Luft. Am besten, sie sorgte gleich für klare Verhältnisse. „Mein Navigationsgerät ist die Bibel.“

„Stimmt, Sie sind ja bei der Mission. Ich habe es nicht so mit der Religion. Hier draußen ist man eher abhängig von Petrus ... oder wer ist nach Ihrer Meinung fürs Wetter zuständig?“ Er lachte.

Sie blieb ernst. „In der Bibel steht nichts davon, dass Petrus das Wetter bestimmen würde. Dafür gibt es Geschichten über Jesus, in denen er den Sturm stillt. Ihm müssen wir uns anvertrauen.“

Der Kapitän hob grinsend die Hände, als wollte er sich ergeben. „Ich bin kein Heide. Meine Mutter hat mich taufen lassen. Sie müssen mich nicht mehr bekehren.“

Rebekka schob seufzend den Globus an, der neben der Karte stand. „Ach, Pierrot, das kann ich gar nicht. Und die Taufe nützt Ihnen leider nichts, wenn Sie nicht in Ihrem Herzen zu Gott umkehren ...“

Pierrot ging wieder einen Schritt auf sie zu. „Ich würde Sie auch gerne gewinnen.“

Erstaunt hob sie den Kopf.

„Für mich, Rebekka. Steuern Sie in meinen Hafen. Es würde mich sehr glücklich machen.“ Er griff nach ihrer Hand.

Sie spürte, wie ihr Herz zu klopfen begann. „Das geht nicht“, stieß sie heiser hervor, aber sie klang in ihren eigenen Ohren nicht überzeugend. „Ich ... Ich bin Missionarin. Ich gehe meinen Weg nur mit einem Mann, der meinen Glauben teilt.“

Er hielt ihre Hand fest, obwohl sie daran zog, und trat noch dichter an sie heran. „Ich bin zu allem bereit. Für Sie gehe ich sogar in die Kirche – wann immer wir an Land sind.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das ... das meine ich nicht.“

Er drehte sie sanft mit dem Rücken zum Kartentisch. Sie spürte seine Hände an ihrer Hüfte. Vernunft und Gefühl klatschten in ihr aufeinander wie die zwei ungleichen Meere am Kap der Guten Hoffnung.

Seine Lippen näherten sich ihrem Gesicht.

Reiß dich los! Flieh! Doch ihre Füße versagten den Dienst. Das bleierne Gewicht von Einsamkeit klebte sie an den schwankenden Boden der Kapitänskammer. Die starken Arme, die sich um sie gelegt hatten, versprachen Halt und Wärme.

Sie ließ es sich gefallen, dass er sie an sich zog, wenngleich sie ihr Gesicht zur Seite wendete. Sie spürte die Bartstoppeln und seinen Atem an der Wange, roch die salzige Seeluft in seinen Locken. Das Blut in ihren Schläfen pulsierte.

Sein Mund wanderte auf ihre Lippen zu. „Rebekka“, hauchte er.

Willst du dir so die Freiheit an Deck erkaufen? Oder bist du dabei, deine Seele an ihn zu verlieren? Zögerlich hob sie die Hand. Sie verspürte keine Kraft, um ihm Einhalt zu gebieten. Ihre Finger erreichten die Höhe ihres Mieders. Etwas Weiches knisterte darunter.

Der Brief! Richtig ... der Brief! „Es geht nicht!“ Entschieden schob sie Pierrot mit aller Kraft zurück.

Verwundert blickte er sie an.

„Ich habe bereits einem Mann die Ehe versprochen!“ Sie zog den Brief aus der Bluse hervor und klammerte sich daran.

„Wem?“ Die dunklen Brauen des Kapitäns zogen sich zusammen.
„Einem Pfarrer in Berlin. Er ist Witwer mit drei Kindern und erwartet mich.“ Sie ließ die Hand mit dem Brief sinken.

„Ein Pfarrer?“ Er sah mitleidig auf den Brief. „Klar, scheint zu passen. Aber wäre es nicht schade, wenn Sie hinter Kirchenmauern versauern würden? Bleiben Sie bei mir! Ich zeige Ihnen die Welt.“

„Pierrot, was denken Sie!“ Sie schob den Brief wieder zurück.
„Ich kann nicht mit Ihnen über die Meere fahren und immer unter Deck sitzen! Meine Kinder ...“

„Geben Sie mir Zeit! Und eine Chance! Ich bin dabei, mich in Hamburg in eine Reederei einzukaufen.“ Er fasste ihre Schultern mit beiden Händen und sah ihr beschwörend in die Augen. „Ich habe bereits Anteile meines Schiffes verkauft, um in Dampfschiffe zu investieren! Ich werde ein vermögender Mann sein, Rebekka, kein unsteter Kapitän.“ Seine Augen begannen zu glänzen, die tiefe Stimme klang immer leidenschaftlicher. „Ich werde in Hamburg fein gekleidet in einem warmen Kontor sitzen. Darüber eine gemütliche Wohnung, die Sie nach Ihrem Geschmack einrichten können. Und wenn wir erst eine Flotte von Dampfschiffen unser Eigen nennen, Rebekka, bauen wir eine Villa an der Hamburger Elbchaussee.“

Erregt ließ er sie los, griff nach einer Flasche Rum im Hängeregal über der Seekarte, goss etwas davon in ein Glas und hielt es ihr hin. Als sie ablehnte, leerte er es in einem Zug.

Rebekka schob sich rückwärts in Richtung der Sitzbank, auf der Sofie inzwischen die Krümel des Zwiebacks feinsäuberlich in die Ritzen drückte. „Pierrot, es wird nicht gehen!“

Er stellte das Glas ab und eilte ihr nach.

Sie nahm das Kind als Schutzschild hoch. „Ich schätze Ihre Großzügigkeit, unsere Gespräche und Spaziergänge, aber ... Ich komme aus einer anderen Welt. Wir passen nicht zueinander.“

Die Tür der Kajüte öffnete sich.

„Hier ist der Sextant!“ Jakob hob ihn stolz in die Höhe.

Brummend streckte Pierrot die Hand danach aus.

Jakob, mein rettender Engel! Mit einem raschen Schritt drückte sich Rebekka an ihnen vorbei zur Tür und floh.

8

Tu mir auf ...



... meine Schwester, meine Freundin,
meine Taube!
Hohelied 5,2

Berlin, 28. April 1882

Rebekka kniete im Missionssaal mit gefalteten Händen und lauschte ihrem Herzschlag. Bruder Daniels schwarzes Liturgiebuch zitterte über ihr an den rosa Blüten, die ihr Marta an diesem Freitagmorgen mit einem weißen Band in den Haarkranz geflochten hatte. Die Beine schmerzten auf der hölzernen Kniebank vor dem Kreuz. Inständig hoffte sie, dass es bald vorüber wäre.

Erneut holte Bruder Daniel tief Luft für einen langen Satz. „... und mit ihr die Ehe nach Gottes Gebot und Verheißung führen in Freud und Leid, in guten wie in bösen Tagen ...“

Friedrichs schwarzer Ärmel berührte die weiße Spitze ihrer Rüschchen am Arm.

Bebte sein Ellenbogen? Ihre Augen schielten zu den kurz rasierten Koteletten über dem markanten Kinn, darunter der exakt sitzende Kragen mit den zwei weißen Flügeln. Das Beffchen – wie Vater einst ... *Was hätte er zu diesem Schritt gesagt?*

Sie schlug die Augen nieder. *Nicht grübeln! Lieber keine Gefühle! Nur Augen zu und ...*

Ihr Blick glitt an dem zarten rosa Stoff vor sich hinunter und blieb an den gestickten Knospen auf der Taille ihres Hochzeitskleides hängen. Auch die Ärmel waren kunstvoll mit Rosenblüten verziert. Ihre Haut schimmerte durch den blumenbestickten Tüll im Ausschnitt des Dekolletés und sie lächelte beim Gedanken an Martas Freunde, die es ihr geschenkt hatten, als die gute Alte das Kleid für sie am Hausvogteiplatz von ihren Ersparnissen hatte kaufen wollen.

„Ja, ich will und Gott helfe mir.“ Der Klang von Friedrichs tiefer voller Stimme schreckte sie auf.

Nun war sie dran. Sie zwang sich, auf Bruder Daniels Worte zu achten.

„Rebekka von Sassnitz, willst du Friedrich Hoffmann ...“ Der Missionssekretär las zum zweiten Mal die Frage aus dem Liturgiebuch vor.

Ob ich es will? Ihre gefalteten Hände, die den Strauß Maiglöckchen umklammerten, fühlten sich feucht an. *Hätte Wilhelm damals auf mich gehört, wäre ich nicht hier.* Rebekka presste die Maiglöckchen in den Schoß, um die aufkeimende Bitterkeit zu unterdrücken. Übelkeit durchkroch ihren Magen.

„... so antworte: Ja, ich will und Gott helfe mir.“ Der Missionssekretär hielt feierlich inne.

Stille erfüllte den Missionssaal.

Rebekka zwang sich, im harten Mieder Luft zu holen. „Ja, ich will und Gott helfe mir!“ Sie schwankte auf der Kniebank und streifte den schwarzen Ärmel neben sich. Seine Hand schob sich stützend unter ihren Arm. Am liebsten hätte sie sich herausgewunden – genauso wie aus dem Ring, der nun an jenen Finger gleiten würde, an dem sie Wilhelms getragen hatte. Doch der Plan ... ihr Plan verlangte es.

Schwungvoll klappte Bruder Daniel das Liturgiebuch zu. „Dann erkläre ich euch hiermit zu Mann und Frau.“

Zwei schwarze Hosenbeine traten zielstrebig neben den Missionssekretär. Rebekka sah über sich langes weißes Haar und einen Rauschbart und eine große Hand legte sich schwer auf ihren Kopf. „Unsere Schwester, werde zu vieltausendmal Tausenden!“

Rebekka durchfuhr es heiß bei den Worten des Missionsdirektors Wangemann. *Wusste er etwas? Hatte Marta ihm ...?* Sie sah noch einmal prüfend an sich herab. Das Korsett saß fest geschnürt.

„Und dein Same nehme das Tor seiner Feinde in Besitz! So lautet der Segen, der über der biblischen Rebekka im Buch Genesis ausgesprochen wird.“ Der Missionsdirektor schielte sie über die Nickelbrille an. Lächelnd beugte er sich vor zu ihr. „Und denk an unseren Bimmel-Bolle und seine Milchkutschen in Berlin ... Blühe da, wo Gott dich nun einpflanzt.“

Die Strahlen der Nachmittagssonne schoben sich durch die hohen Fenster in den Missionssaal. Licht und Wärme durchflossen sie tröstend und sie nickte zaghaft.

„Sie dürfen die Braut nun küssen, Bruder Hoffmann.“ Wangemann trat zurück. Rebekka hielt die Luft an – darauf hatte sie sich gefasst gemacht. Der große Mann in Schwarz half ihr von der Kniebank auf und zog sie gespannt an sich.

Sie schloss die Augen und schluckte. Die Lippen unter dem Schnauzer ertasteten kurz die ihren. Der Geschmack erinnerte sie an den Duft der Blüten unter dem Apfelbaum.

Sie fühlte ... nichts. Enttäuscht dachte sie an ihr Herzklopfen unter dem Apfelbaum. Warum regte sich nichts in ihr?

Vor acht Jahren war es anders gewesen. Wie hatte sie den jungen Arzt mit den kühnen Ideen angehimmelt! Energisch schob sie die Erinnerung fort. *Nur nicht zurückblicken!* Dennoch vermisste sie die Schmetterlinge von damals in ihrem Bauch. *Was ist jetzt darin?* Sie wusste es nicht. Verstohlen strich sie über das Kleid.

Als sie sich umdrehte, staunte sie, wie viele Bewohner des Missionshauses zur Hochzeitsfeier gekommen waren. Die nächsten Minuten im sonnendurchfluteten Missionssaal glichen einem warmen

Bad in Umarmungen, guten Wünschen und Händeschütteln. Fast vergaß Rebekka ihren Ehemann neben sich.

Unterdessen turnte Jakob in seinem Matrosenanzug und den neuen Schuhen, die er vom Enkel des Missionsdirektors geerbt hatte, von Stuhl zu Stuhl durch die Reihen. Rebekka schnappte ihn und zog ihn mit einem Seufzer herunter.

Als sie sich wieder bei Friedrich einhakte und den Gratulanten zuwandte, stand als letzter der Missionsdirektor vor ihnen. „Wie schön, Bruder Hoffmann, dass Sie nun auf so erfreuliche Weise mit unserem Haus verbunden sind.“ Er zog Friedrich händeschüttelnd zu sich heran. „Und besten Dank für die großzügige Spende!“

Friedrich hob die Brauen. „Spende?“

Wangemann lachte spitzbübisch. „Zwischen dem Bündel an Scheinen im Opferkasten war eine Fotografie – beschriftet mit ‚Die Kinder Hoffmann‘. Darum nehme ich an, der unbekannte Geber waren Sie.“ Er hielt ihm das Bild seiner Kinder hin.

Ruckartig sah Friedrich zu ihr. Dann wieder zu Wangemann. Sie spürte, wie er sich versteifte und ihre Hand mit dem Arm fester an seine Seite presste. Sie biss sich auf die Lippen.

„Ein Versehen, Bruder Wangemann.“ Friedrichs Stimme klang kühl. Mit eisiger Miene nahm er die Fotografie entgegen, ließ sie in der Manteltasche verschwinden und wollte sich abwenden.

„Eine Bitte habe ich noch, Bruder Hoffmann ...“ Wangemann legte die Handflächen aneinander.

„Ja?“ Friedrich klang bemüht höflich, während er Rebekka mit eisernem Griff wie ein Pferd am kurzen Zügel dicht neben sich hielt.

„Der Junge sollte die chinesische Sprache nicht vergessen. Ich rechne mit ihm in ein paar Jahren als Missionskandidaten.“ Der Missionsdirektor legte seine Hand an Rebekkas, mit der sie den Brautstrauß hielt. „Sprich Chinesisch mit dem Kind. Und natürlich ... gründe Hilfskreise für die Mission, sammle Spenden. Du kannst so viel für uns tun!“

Sie schluckte den Schreck weg und lächelte.

„Und beim Missionsfest wünsche ich mir von dir einen Bericht über China. Vergiss nicht den Artikel für den *Missionsfreund* und die Kinderschriften.“

Friedrich schob sich zwischen sie und den Missionsdirektor. „Wir werden sehen, Bruder Wangemann, was meiner Frau neben ihren Pflichten noch möglich ist.“

Spätabends tastete Rebekka vor ihrer Zimmertür den Stoffbeutel ab, der an ihrem Handgelenk baumelte. *Wo ist bloß der Schlüssel?*

Sie misstraute sich. Wollte sie ihn etwa nicht finden? Es musste doch sein, in dieser Nacht ... So war ihr Plan.

Sie spürte Friedrichs Atem im Nacken und fröstelte. Sein riesiger Schatten verdunkelte die verschlossene Tür des Gästezimmers vor ihr im düsteren Gang, in dem eine Petroleumlampe spärlich flackerte.

Seit der Trauung hatten sie kein Wort miteinander gewechselt. Weder während des Kaffeetrinkens noch während des Abendessens im geschmückten Speisesaal hatte er sie wegen der Spende zur Rede gestellt. Aber sie waren auch keine Minute allein gewesen. Jetzt waren die Kinder bei Marta.

War sein Zorn verraucht? Sie schluckte bei der Erinnerung an seine frostige Miene. Keinesfalls durfte sie ihn aufs Neue verärgern.

„Ich finde den Schlüssel nicht.“ Ängstlich warf sie einen Blick über die Schulter und legte den Brautstrauß auf den Stuhl neben der Tür, um mit beiden Händen im Beutel zu suchen. „Irgendwo muss er doch sein.“

„Ich hoffe, wir müssen nicht im Gang übernachten – oder bei Bruder Daniel auf der Chaiselongue.“

Klang er humorvoll oder ärgerlich? Seine Stimmung war schwer zu deuten. Mal schien er zornig, mal ihr zugeneigt. Sie wurde nicht schlau aus ihm. *Auf jeden Fall muss ich ihn bei Laune halten!*

Vorsichtig schob sie sich nach hinten auf ihn zu, während sie im

Beutel kramte. Auf dem Schutzpanzer ihres Korsetts begann eine Hand über den Rücken zu wandern. Ihr Herzklopfen ließ das Mieder noch enger werden. Zaghafte schmiegte sie sich an ihn und spürte in der großen Gestalt ein sanftes Beben.

„Aufgeregt?“ Er flüsterte in ihren Haarkranz, nah am Ohr. Seine Koteletten streiften ihre Wange. Sie erschauerte und beugte sich näher an den Beutel, auch wenn sie längst ahnte, dass der Schlüssel nicht darin war. Zitternd glitt seine Hand über ihr geflochtenes Haar mit den Blüten darin und weiter über ihren Nacken.

Ihr klares Denken vernebelte sich. Mechanisch tastete sie den Ausschnitt über dem Korsett ab.

Da. Etwas Hartes.

„Ich hab ihn!“ Erleichtert griff sie unter die Rüschen des Dekolletés. „Hier habe ich ihn hineingetan!“ Sie klappte den abgestoßenen Umschlag vorsichtig auf.

„In meinen Brief?“ Er klang gerührt und griff nach dem Schlüssel.

„Ja, er erinnert mich an den Anfang unserer ...“ Das Wort „Liebe“ schluckte sie hinunter. Es war ihr zu heilig. Die Sehnsucht, wahrhaftig zu sein, flackerte in ihr auf. Wie schön wäre es, ihm unverfangen zu begegnen, ohne hinterhältig einen Fehltritt vertuschen zu müssen. Schnell schob sie ihr Kleid zurecht.

Während seine Hand den Schlüssel zur Tür führte, küsste er sie auf den Blütenkranz. Schwere Atemzüge durchwehten ihr Haar.

Vom Treppenhaus näherten sich Schritte und Stimmen. Das Schloss klickte. Siegesgewiss drückte Rebekka die Tür auf.

Mondschein tauchte das Zimmer in silbrigen Glanz. Sie hatte es sorgfältig aufgeräumt. Der Koffer war zur Abreise gepackt. Die Betten standen getrennt an den Wänden, dazwischen war der Tisch mit ihrer Bibel darauf.

„Wollen wir es etwas umgestalten?“ Friedrich blickte sich um, zog den schwarzen Mantel und die Weste aus und hängte beides ordentlich über einen Stuhl, den er zur Wand zog. Die Fotografie seiner Kinder rutschte aus der Manteltasche und wehte vor Rebek-

kas Füße. Schnell hob sie das Bild auf und verbarg es unter dem Brief.

Friedrich war mit dem Tisch beschäftigt. Die Tischbeine scharrten über den Holzboden.

„Nun ist Platz“, murmelte er und fasste nach dem Rand des ersten Bettgestells. Ächzend kratzte das Bett über die Dielenbretter.

Rebekka lauschte. Es klang wie das Knarren der Schiffsplanken. Kalte Beklommenheit legte sich wie eine nasse Decke um sie. Sie atmete tief durch, doch es half nichts. *In dieser Nacht! Wegen dieser Nacht ...* Der Boden unter ihren Füßen begann zu wanken und ein tosender Sturm spülte sie hinweg.



Ohne Halt schlitterte sie ins Nichts.

Jakob! Sie schrie.

Jesus! Doch ihre Hand griff ins Leere.

Sie war ausgeliefert. Ein Spielball von Wind und Wellen wie das Schiff. Auf und ab – erbarmungslos.

Das Seil – ihr Anker am Bettpfosten –, sie hatte es selbst gelöst. Warum nur? Warum hatte sie losgelassen, was ihr Halt gegeben hatte? Eingeschärft hatte man es ihr: Niemals losbinden – egal, wie sehr der Sturm auch tobt!

Aber Jakob! Was, wenn sie ihn verlieren würde? *Nicht auch noch Jakob ... Lass ihn mir! Ich flehe dich an, Gott! Lass ihn mir!*

Sie überschlug sich wie ein loses Stück Ladung. Die Seekiste, die Stühle, der Waschtisch ... Nichts mehr, an das sie sich klammern konnte. Alles riss sie mit. Es krachte. Stechender Schmerz und Blut auf den Lippen.

Die Tür schlug auf: Pierrot!

Seine drahtige Gestalt stemmte sich gegen das übermächtige Schaukeln der Wellen. In seinen Augen funkelten Besorgnis und trotzig Entschlossenheit, als er die Hand nach ihr ausstreckte.

Wäre er nicht gekommen!

Seine Arme rissen sie heraus, kämpften sich mit ihr durch das heulende Tosen. Er war es, der ihr wieder Halt gab. Sogar Jakob und Sofie hatte er gerettet, in Sicherheit gebracht in seiner Kojе.

Ein paar Stunden später zeichnete sich das düstere Grau eines verhangenen Morgens bereits in den Fenstern der Kapitänskajüte ab. Rebekka merkte, wie das Zerren und die Wucht der Wogen nachließen, die sie unentwegt ins Seil am Pfosten der Kojе gepresst hatten. Sie zitterte – eiskalt war ihr in den klammen Kleidern. Der Kopf schmerzte.

Draußen an Deck hörte sie Pierrots Stimme, inzwischen näher und ruhiger, so wie die See. Der Klang erwärmte ihre Seele wie ein Sonnenstrahl. Dieser Mann hatte alles für sie und ihre Kinder gewagt – brauchte sie noch mehr Beweise für den Ernst seiner Zuneigung?

Die Tür zum Gang klappte.

Voller Dankbarkeit richtete sie sich auf, als er in seine Kajüte trat. „Pierrot! Sie haben uns gerettet!“ Sie lächelte ihn dankbar an und versuchte den Seilknoten um ihren Bauch zu öffnen.

Seine erschöpfte Miene hellte sich auf. „Den kriegen Sie nicht auf. Dafür habe ich gesorgt.“ Er schälte sich aus dem Ölzeug.

Seine nassen Locken berührten ihre Wangen, als seine Finger den Knoten an ihr lösten. „Sie bibbern ja. Ihr Kleid ist feucht!“ Behutsam nahm er ihr Sofie aus dem Arm und bettete die Kleine in die Kojе neben Jakob. „Hängen Sie es an die Leine dort. Ich heize ein!“ Er warf ihr eine Decke zu, drehte sich weg und machte sich am offenen Kamin zu schaffen. Der Filz schmiegte sich warm um ihre Haut, lediglich ihr Unterkleid behielt sie an.

Jetzt klopfte es an der Tür. Pierrot stand auf.

Rebekka duckte sich und setzte sich auf das Bärenfell, das dicht vor dem Kamin lag.

Er öffnete einen Spalt und nahm ein Tablett mit Tee entgegen.

„So, gleich wird uns warm!“ Aus den Augenwinkeln beobachtete sie, wie er über der Teekanne hantierte. Ob er Zucker hineintat? Ihrer trockenen Kehle war alles recht.

Im Kamin hatten die dünnen Scheite Feuer gefangen und knisternten fröhlich. Es duftete nach Holz. Zaghafte streckte sie ihre eisigen Füße vor und genoss träumerisch die Wärme, die in sie kroch.

Wie schön es doch wäre mit so einem starken und feurigen Mann. Vielleicht würde Pierrot sich ja an ihrer Seite für den Glauben erwärmen? Dann könnten sie in Hamburg gemeinsam ...

Er reichte ihr eine heiße Blechtasse und legte zwei dicke Äste in die Glut. Vorsichtig setzte er sich mit dem Tablett neben sie aufs Fell, stellte es vor sich ab und blinzelte ihr zu.

Schon beim ersten Nippen war ihr klar, dass es nicht nur Tee sein konnte – scharf brannte das Gebräu in ihrer Kehle. Doch sie erlaubte ihm, dass er nachgoss. Es wärmte. Und es ließ vergessen – das spürte sie wohltuend im Kopf und in den matten Gliedern. Schmerz, Erschöpfung, Zweifel ... alles, was sie auf Abstand zu Pierrot gehalten hatte, verflüchtigte sich mit dem würzigen Dampf, der aus der Tasse stieg. Zurück blieb nur Bewunderung für diesen Mann, der das aufgewühlte Meer bezwungen hatte. Mehr als alles sehnte sie sich nach einer kraftvollen Schulter, an die sie sich lehnen konnte. Sie schwankte schläfrig mit dem Tee in der Tasse und er schob den Arm hinter sie.

„Hat Ihnen schon mal jemand gesagt, dass Sie eine außergewöhnliche Frau sind?“ Seine braunen Augen funkelten im Schein des Feuers und er rutschte näher an sie heran.

Sie kicherte, schüttelte den Kopf und lehnte sich mit einem leisen Seufzer zurück.

Wilhelm war sparsam mit solchen Worten gewesen. Seine Leidenschaft hatte den Armen gegolten, den Verlorenen, den Verirrten.

Hingebungsvoll hatte er nächtelang operiert, voll Eifer gepredigt, wochenlang war er unterwegs gewesen ...

Schermütig ließ sie beim Gedanken an ihn die Tasse sinken. „Ich hätte das Zeug nicht trinken dürfen“, murmelte sie und blickte in die karamellbraune Brühe. „Ich muss jetzt ... jetzt ... geh’n.“ Ihre Zunge folgte nicht mehr ihrem Verstand, geschweige denn ihre Glieder.

Sanft nahm er ihr die Tasse aus der Hand. „Du bist die schönste Frau, die mir je begegnet ist, Rebekka.“ Zart strich er mit dem Finger von ihrem Ohr zur Wange. Das Meer in ihr begann zu tosen.

Behutsam legte er seine Hand an ihren Kopf und schob ihn auf seine Schulter. Sein Arm umfasste ihre Taille. Geborgenheit umhüllte sie. Es wurde ihr noch wärmer.

Der Sturm würde sie mitreißen – sie ahnte es. Sie spürte seine Lippen auf ihrem Haar. „Rebekka ...“ Er atmete ihren Namen.

Ihr Widerstand bröckelte.

Sie ließ die Decke um die Schultern fahren und gab seiner sanften Schwere nach, unter der sie aufs Fell sank. „Pierrot, wart!“, wisperte sie noch, doch es ging unter im Prasseln des Feuers.



Rebekka beobachtete, wie sich Friedrich die Hände abstrich und sein Werk zufrieden betrachtete. Ein letztes Mal rüttelte er an den Bettgestellen, die exakt nebeneinanderstanden.

Erschöpft ließ sie die Hand mit dem Brief sinken. Sie konnte es nicht mehr ungeschehen machen. „*Gestern hast du für heute entschieden*“, hätte ihre Mutter gesagt. „*Und heute entscheidest du für morgen.*“ Doch welche Wahl blieb ihr?

Sie betrachtete die Fotografie mit den fremden Kindergesichtern. *Es tut allen weniger weh, wenn ich die Wahrheit verberge.* Sie legte das Foto mit dem Brief auf den Tisch.

Aber ich werde gefangen sein in Lüge und Furcht. Gefangen, bis dass der Tod uns scheidet. Wie sie diesen Teufelskreis hasste! Niemals habe ich so leben wollen!

Sie hörte, wie seine Schritte auf sie zukamen, und blickte zu Boden. Es pochte in ihr. Die schwarz polierten Schuhe hielten vor ihrem rosa Kleidersaum. Die Farbe des Stoffes war im Licht der Petroleumlampe blutrot geworden. Er streifte die Lederschuhe ab. Graue Wollstrümpfe schoben sich vor.

Ihre Atmung drohte im Korsett zu versickern und sie schnappte nach Luft.

„Rebekka, Liebste ...“ Warme Finger umschlossen ihre kalten Hände.

„Ja“, keuchte sie.

Die Arme unter den hochgekrempelten Hemdsärmeln schoben sich um sie. Sie atmete den herben Duft des Rasierwassers ein. Alles in ihr versteifte sich, Zittern erfasste ihren Körper.

„Halt, Friedrich. Ich muss erst ...“ Sie stemmte sich gegen ihn.

Die Umarmung löste sich.

„Ich muss dir was sagen.“ Sie holte tief Luft und suchte nach Worten. „Dein Geld. Ich habe es für ... Die Spende ...“ Sie strich über das Korsett. Schweißperlen stiegen ihr auf die Stirn.

„Aber darüber wollen wir doch jetzt nicht reden.“ Seine Augen glänzten. „Ich bin sehr, sehr glücklich, Rebekka.“ Die Worte kamen ungenau aus seinem Mund, so als ob er sie selten ausgesprochen hätte. Mit fahriger Hand fingerte er nach dem Knopf hinter ihrem Hals. Wie ein verwelktes Blütenblatt fiel das Oberteil des Kleides herab. Mit schimmernden Augen zog er an der Schleife des Korsetts. Die Schnüre gaben nach und Luft strömte in Rebekkas Lungen.

Sie hielt seine Hand fest. „Friedrich, ich fürchte ... ich werde eine Enttäuschung für dich sein.“ Wieder rang sie mit dem Unausprechlichen.

„Schhh.“ Beschwichtigend zog er sie mit festen Armen an sich. Seine Lippen suchten ihren Mund.

„Nein! Lass mich!“ Sie wand sich flehend in seinem Arm. „Ich muss ehrlich mit dir sein.“

Sie duckte sich unter seiner Umarmung weg und flüchtete durch den Raum zur Wand.

„Rebekka!“ Er klang verwirrt. „Was ist?“

Abwehrend hielt sie die Hand hoch. „Lass mich!“ Tränen überschwemmten ihre zurechtgelegten Erklärungen. „Ich ... ich bin ...“ Mit dem Rücken an der Wand sank sie nach unten. „Oh Jesus, ich kann es nicht.“ Sie schluchzte am Boden und legte den Kopf zwischen die Knie. „Vergib mir!“ Sie weinte hemmungslos in den Rock ihres Hochzeitskleids.



Friedrich stand da wie in einem Wolkenbruch ohne Regenschirm. Er tastete nach seinem Kragen, doch den hatte er ja längst gelöst. Hilflos starrte er auf die weinende Frau zu seinen Füßen.

Was hatte er falsch gemacht?

Er spulte die letzten Minuten noch einmal durch.

War er zu aufdringlich gewesen? Oder war es immer noch dieser Missionsarzt, der zwischen ihnen stand? Dieser unbekannte Rivale?

Er drehte sich von ihr weg und vergrub die Hände in den Hosentaschen. Wann würde sie ihn endlich hinter sich lassen?

Mit leeren Augen starrte er auf die Fotografie der Kinder, die halb verdeckt auf dem Tisch unter dem Brief lag.

Ein Narr war er! So wie bei Roswitha. Wieder machte er alles kaputt. War er überhaupt fähig zu lieben? Eine Frau zu gewinnen?

Sein Blick fiel auf den abgestoßenen Umschlag. *Mein Brief* ... Behutsam umfuhr er mit dem Finger die abgeschabten Ecken. Mit wie viel Zweifel hatte er das geschrieben. Und war sie nicht mehr als erwartet? War sie nicht das, was sein Herz begehrte? Es war zu früh, um aufzugeben. Er nahm ihre Bibel in die Hand.

Sie weinte noch immer.

„Rebekka?“ Er blätterte ins *Hohelied der Liebe* – vielleicht könnte er sie damit ... „Darf ich dir was vorlesen?“ Er kniete bei ihr nieder.

Sie schüttelte den gebeugten Kopf und schluchzte weiter.

Enttäuscht überflog er die Zeilen – ein Vers sprang ihn an: *„Auf meinem Lager in den Nächten suchte ich ihn, den meine Seele liebt; ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht. Ich will doch aufstehen und in der Stadt umherlaufen ...“* Er klappte das Buch zu.

Mit einem schweren Seufzer richtete er sich auf, schlüpfte in seine Schuhe und griff nach dem Mantel.

Im Dämmerlicht vor der Tür fiel sein Blick auf den Holzstuhl, auf dem sie den Brautstrauß abgelegt hatte. Nun war er selbst draußen vor der Tür gelandet! Er – der Bräutigam! Voller Bitterkeit trat er gegen den Stuhl. Knarrend sauste das Möbelstück durch den düsteren Gang. Plötzlich stoppte es. Friedrich blinzelte.

Am Ende des Ganges, wo der Flur ins Treppenhaus mündete, hatte eine dunkle Gestalt den Stuhl mit dem Fuß gestoppt.

„Bruder Hoffmann?“ Ächzend bückte sich der Alte nach den Maiglöckchen. „Ich dachte, Sie wären ... nun ja, bei Ihrer Frau.“

Friedrich erkannte die Stimme und erstarrte. Peinlichkeit würgte ihn. Er schämte sich, so wie er es vor seinem Vater getan hatte, und senkte den Blick. Die Schritte hallten im Flur und blieben vor ihm stehen. Ein Räuspern.

Friedrich sah in offene, gütige Augen. Es war nicht der harte Blick seines Vaters, der ihn stets hatte im Boden versinken lassen. Er sah eine Liebe, die seine Angst schmelzen ließ.

„Lassen Sie ihr Zeit, Bruder Hoffmann“, flüsterten die Lippen zwischen dem weißen langen Bart. „Sie hat viel hinter sich.“

Friedrich nickte stumm.

„Ich weiß nicht, warum sie Ihnen so schnell das Jawort gegeben hat ... Aber es spricht nicht gegen Sie.“ Wangemann lachte leise und hielt ihm den Brautstrauß hin. „Haben Sie Geduld! Nehmen Sie Ihr die Angst. Sie muss sich bei Ihnen sicher fühlen, dann geht eine Frau auf wie eine Blüte.“

Das Los ist mir gefallen ...



... aufs Liebliche. Mir ist ein
schön Erbteil geworden.
Psalm 16,6

Grünheide, 29. April 1882

Das Rattern des Zuges verhallte auf den Gleisen, die sich in endlosem Grün verloren. Rebekka blickte auf dem Bahnsteig um sich – eine Holzbaracke neben dem Schild „Fangschleuse“, hinter der Schranke ein Feldweg mit sandigen Fahrspuren, ein paar Bauern, die ihre leeren Marktkörbe müde auf einen Leiterwagen luden. Die Nachmittagssonne tanzte im Schillern der Laubbäume, Vögel zwitscherten dazu.

Was hatte sie auch von einem Ort namens Grünheide erwartet? Berliner Geschäftigkeit?

Es fühlte sich an wie damals, als sie mit Wilhelm in Schaudschu vom Tragestuhl gestiegen war, auf dem sie wie in einer Prozession mit Trägern und Gepäck tagelang gereist waren. Ein staubiges Feld. Grüne spitze Berge. In der Ferne ein Dorf. Ein paar neugierige und argwöhnische Gesichter. Sonst nichts ...

Sie griff nach dem Brautstrauß auf der Seekiste, damit der fremde Bursche sie zum Pferdewagen tragen konnte. Verstohlen schielte er zu ihr. Sie nickte ihm freundlich zu. Er grinste und errötete.

Friedrich räusperte sich und tastete nach der Uhr. „Ich kutschiere selbst, Anton. Achten Sie hinten auf die Kinder.“

Der Bursche nickte geduckt und hievt Sofie über die Brüstung der Ladefläche. Der Rappe scharrte bereits mit den Hufen.

Wo war ...?

„Jakob!“ Rebekka stemmte die Hände in die Hüfte.

Der Junge rutschte mit den Füßen vom Gleis ab und ließ die Arme sinken. „Der nächste Zug kommt doch erst morgen früh.“ Jakob blinzelte zu Friedrich hinüber. „Das hat der da gesagt.“

„Vater.“ Mühevoll lupfte Rebekka das Wort über die Lippen.

Friedrich sah herüber. „Auf, nach hinten!“ Mit dem Kinn wies er dem Jungen seinen Platz auf dem Wagen zu.

„Kann ich nicht vorne bei dir sitzen?“ Leise maulend kletterte Jakob hinauf. Rebekka schürzte ihren braunen Rock und ließ sich auf den Kutschbock helfen.

Lichtdurchflutet glitten die Eichen der Allee vor dem Kiefernwald an ihnen vorüber. Die Maiglöckchen wippten in ihren Händen über dem Schoß – ein Blütenstängel war geknickt. Behutsam richtete sie ihn auf. Irgendwie musste sie diese verkorkste Nacht ausbügeln. Sie musste ihm gefallen, alles zu seiner größten Zufriedenheit tun. Oder sollte sie noch einmal versuchen, ihm die Wahrheit zu sagen?

„Friedrich, ich ...“ Sie schluckte und strich über das harte Korsett. „Gestern, da ... Ich meine, auf dem Schiff, da ...“

Seine Finger zupften den geknickten Blütenstängel vom Brautstrauß und steckten ihn in ihr Haar. „Schon gut. Wir haben Zeit.“ Er schnalzte mit der Peitsche durch die Luft.

Plötzlich glitzerte ein endlos gläserner Spiegel zwischen den schlanken Kiefernstämmen. „Was ist das?“ Rebekka reckte den Hals.

„Der Peetzsee.“

„So groß?“

Der Wald lichtete sich und gab den Blick frei auf das Wasser, das wie ein ausgerollter Teppich zwischen dem grünen Ufersaum in der flachen Landschaft schimmerte.

„Und das da am Ufer dahinten ...“ Rebekka blinzelte gegen die Sonne. „Sind das Villen?“

„Ja. Das ist Grünheide. Die Reichen und Schönen aus Berlin bauen sich in unserem Paradies ihre Residenzen. Sie schätzen die gute Luft, aber gute Kirchgänger sind sie keine.“ Er lachte und zeigte auf ein schmiedeeisernes Kreuz, das auf einem Hügel über den Baumwipfeln glänzte. Roter Backstein schimmerte durch das Laub. „Da – die Kirche zum ‚Guten Hirten‘!“

Friedrich hielt das Pferd am Fuß des Hügels an. Ein Pfad führte zur Kirche hoch.

„Willkommen zu Hause.“ Er zeigte vom Wagen auf eine grüne Fassade.

„Das ist das Pfarrhaus?“ Mit offenem Mund bestaunte Rebekka die hohen Fenster mit den runden Mauerbögen. Ein rotes Walmdach breitete sich über zwei Stockwerke verspielt zwischen Erkern und spitzen Giebeln aus. Runde Dachfenster blickten von oben herab. „Das ist ja eine kleine Villa! Und auch noch grün!“

„Stimmt – sie hat einem Apotheker gehört. Die Kirche hat das Haus gekauft, als die Pfarrei eingerichtet wurde. Der Generalsuperintendent hat mich gebeten, diese etwas spezielle Gemeinde zu übernehmen.“

„Warum hast du mir nicht gesagt, dass du in einer Villa wohnst und deine Gemeinde aus der feinen Gesellschaft Berlins besteht?“

„Du wolltest über meine Einkünfte nichts wissen.“ Friedrich lehnte sich lässig an den Kutschbock zurück. „Außerdem wohnen in Grünheide nicht nur Reiche, sondern auch Fischer, Waldarbeiter und Schiffer – und viele, die in Rüdersdorf in der Kalkfabrik arbeiten.“ Er sprang vom Kutschbock und streckte ihr die Hand entgegen.

Rebekka starrte immer noch auf die kleine grüne Villa, als sie den Fuß auf die Stufe des Wagens setzte. Plötzlich spürte sie seine Hände um ihre Taille. Er hob sie herab. Überrascht blickte sie ihn an.

„Darf ich vorstellen, meine Frau!“ Mit einem Schritt zur Seite gab er ihr den Blick frei auf eine Gruppe von Menschen, die sie vor dem Pfarrhaus neugierig musterte.

Die Nachbarn, der Küster, Dienstboten, ein Knecht, der Vikar ... Rebekka ahnte, dass sie die Namen nicht behalten würde. Ihr Blick huschte über die Menge. *Und wo sind die Kinder?*

Neben der Treppe mühte sich ein älteres Mädchen in einer weißen Schürze mit einem zappelnden Kleinkind ab, das in ihren Armen quengelte.

„Ist das Grete?“ Rebekka trat auf sie zu.

Das Mädchen nickte angespannt und knickste. „Zu Ihren Diensten, gnädige Frau. Ich bin Annie, Ihr Hausmädchen.“

Rebekka legte die Blumen auf die Treppe und streckte lächelnd die Hände nach der Kleinen aus. Sofort ließ sich das Kind in ihre Arme fallen. „Ich dachte, sie hat eine Amme?“

Das Mädchen ließ erleichtert die Arme sinken. „Die hat uns vor vier Tagen verlassen. Grete weint seitdem die ganze Zeit.“ Die Kleine kaute jammernd an der Hand, dünnes helles Haar hing ihr ins Gesicht. „Ich habe sehr auf Sie gewartet, Frau Pastor“, flüsterte Annie.

„Wo sind Georg und Lene?“ Friedrichs scharfer Ton ließ Rebekka herumfahren.

Annies Lippen bebten. „Sie trauen sich nicht heraus, Herr Pastor. Sie sind bei Emma in der Küche.“

„Unglaublich!“ Erregt stapfte er die Treppen hoch ins Haus.

Die unbekannten Gesichter aus der Nachbarschaft verabschiedeten sich. Rebekka lächelte, bis ihr die Mundwinkel erstarrten. Währenddessen versuchte sie, Gretes kleine Finger aus ihren Locken zu lösen, die sich dort festgeklammert hatten.

Der Stallbursche stellte die Seekiste ächzend an der Treppe ab.

Friedrich schob zwei Kinder die Stufen hinunter. „Eure Mutter – von nun an. Sagt guten Tag.“

Eine pausbäckige, beleibte Frau in gestärkter Schürze folgte ihnen, ihr aschfahles Haar war mit einem weißen Häubchen bedeckt. Sie musterte Rebekka grußlos mit verkniffener Miene.

Die Kinderaugen stierten stumpf vor sich hin – wie auf der Foto-

grafie. Rebekka lächelte dagegen an. Keine Regung. Umso unruhi-
ger war die Kleine auf ihrem Arm.

„Georg?“ Sie trat auf den Jungen zu und streckte ihm die Hand
hin. Der Junge ergriff ihre Finger und küsste sie kalt. Rebekka hielt
die Luft im engen Mieder an.

„Und du bist sicher Lene.“

Das Mädchen klammerte sich an die Haushälterin hinter sich.

Rebekka seufzte. Hilfe suchend blickte sie um sich. Friedrich
stand an der Treppe, eine Zornesfalte auf der Stirn. Schon holte er
Luft ...

Doch Rebekka schob ihm einfach Grete auf den Arm und klatschte
in die Hände. „Komm, Lene! Da ist was drin für dich!“ Mit einer dra-
matischen Handbewegung schnallte sie den ersten Riemen der See-
kiste auf. „Schau doch, wer hier wohnt.“ Das Mädchen kniete sich
zögernd neben sie und strich sich die schlecht geflochtenen Zöpfe aus
dem Gesicht. Rebekka öffnete die Kiste einen Spalt und tastete darin.
Im Augenwinkel sah sie, wie Friedrich seine jüngste Tochter wie ein
glühendes Bügeleisen an die Haushälterin weiterreichte.

Rebekka zog aus dem Spalt ein kleines Holzgesicht hervor.

„Eine Puppe?“ Lene griff danach.

„Sie hat keine Puppenmutter mehr. Willst du die neue sein?“

Lene nickte eifrig. „Was hat die denn an?“ Das Mädchen drehte
die fremdartig gekleidete Holzfigur.

„Sie kommt aus China und hat eine weite Reise gemacht.“

„Haben da alle so komische Kleider an?“

Rebekka lachte und drückte das Mädchen an sich. Erschrocken
versteifte sich das Kind, doch dann schmiegte es sich an sie. „Haben
Sie mir die Puppe mitgebracht?“

„Ich habe sie zur Erinnerung an jemanden mitgenommen, den
ich sehr lieb hatte. Sie wäre so alt wie du.“ Ihr Flüstern klang heiser,
und sie drückte das Mädchen noch einmal sanft ...

Tag und Nacht hatte sie ihre damals Vierjährige im Arm gehalten,
ihr den Schweiß von der Stirn gewischt, sie gewiegt und geküsst,

bis die zarten Finger erschlaft waren. Still und leise hatte sie das Fieber in der feuchtschwülen Hitze des chinesischen Sommers dahingerafft ...

„Aber meine Kaiserarmee, die hast du nicht mitgenommen!“ Jakob kickte mit dem Fuß in den Staub. Rebekka und Lene erhoben sich hustend.

„Aber Jakob, die vielen Holzfiguren!“

„Dann hättest du dem da auch was geben können!“ Er stieß den älteren Jungen neben sich in die Rippen.

Friedrich packte Jakob am Arm. „Genug jetzt. Ins Haus.“



Tagelang hatte sich Friedrich vor der Hochzeit diesen Moment ausgemalt: Er würde seine Braut über die Schwelle tragen. Nun stieß er sich den Ellenbogen an der Tür, während er mit diesem Bengel im Schlepptau hinter ihr hindurchstolperte. Grete klammerte sich jammernd an Rebekkas Rüschenkragen und Lene an ihren Rock. Dazwischen waren noch Annie mit Sofie und Anton mit der Seekiste.

Rebekka drehte sich in der breiten Eingangshalle mit Grete schwungvoll im Kreis. Die Kleine quietschte vor Freude. Atemlos hielt sie an, drückte Lene liebevoll an sich und betrachtete die schmiedeeiserne Garderobe und die Holztüren mit den dunklen Einlegearbeiten. Ihre Hand strich über den gedrechselten Knauf des Treppengeländers, deren Stufen in den ersten Stock führten.

„Gefällt es dir?“ Friedrich ließ den Unruhestifter los.

Sie lächelte.

Ein warmer Schauer durchströmte ihn. „Oben ... da sind die Schlafzimmer und das Badezimmer. Unter dem Dach wohnt das Personal und der Vikar.“

„Ein Badezimmer? Mit fließendem Wasser?“ Ihre Augen leuchteten auf. „Da findet sich ja kaum eines in den besseren Mietshäusern von Berlin!“

Er nickte stolz. „Natürlich haben die Jungen und Mädchen ihr eigenes Zimmer.“

„Ich will bei dir schlafen!“ Jakob klammerte sich an Rebekka.

„Jakob, das haben wir doch besprochen.“ Sie strich ihm über das Haar und flüsterte. „Das geht jetzt nicht mehr.“

Der Junge warf ihm einen feindseligen Blick zu.

Friedrich öffnete die große Tür zu seiner Rechten. „Hier ist der Gemeindesaal – und da hinten ...“ Mit langen Schritten durchquerte er den Flur. „Mein Studierzimmer und gegenüber die Küche.“

Er drehte sich nach ihr um. Sie war in den Gemeindesaal abgebogen.

„Es ist wie früher bei uns daheim.“ Schmunzelnd trat sie wieder in den Gang. „Ein Pfarrhaus bewohnt man nie allein, hat meine Mutter immer gesagt, und einen Pastor als Mann musst du stets teilen.“ Ihr Lachen erhellte den Flur.

Am liebsten hätte er die Arme ausgebreitet, um diesen Schmetterling zu fangen, der plötzlich durch sein Leben flatterte. Doch er musste es geduldig angehen, wie Wangemann ihm geraten hatte.

„Gibt es für die Blumen eine Vase?“ Sie hielt ihm den Hochzeitsstrauß entgegen. Ein Schatten verdunkelte ihr Gesicht, und sie ließ die Maiglöckchen sinken.

Emma war hinter ihm in den Gang getreten. „Vasen sind im Salon“, bellte die Haushälterin. Mit verschränkten Armen versperrte sie den Zugang zur Küche. Dann drehte sie sich um und verschwand. Die Küchentür knallte.

Im Geist schrieb Friedrich schon die Kündigung. Eine Woche brauchte er sie noch – dann würde seine Frau über alles Bescheid wissen.

„Hab ich was falsch gemacht?“ Rebekka drückte Grete an sich.

Er schüttelte den Kopf. „Etwas launisch, die Emma. Aber ohne sie wäre es nach Roswithas Tod nicht gegangen.“

„Hatte sie gehofft, dass du sie ...?“

„Sie ist acht Jahre älter als ich, und außerdem ...“ Unwirsch

winkte er ab und nahm ihr die Blumen aus der Hand. „Komm, gegenüber des Saals liegt unsere gute Stube.“

Zufrieden beobachtete Friedrich auf der Schwelle des Salons, wie Rebekkas Blick über die Vitrine schweifte, in der das Meißner Porzellan schillerte, hin zum Makart-Gesteck auf dem Klavier, dessen Straußenfedern üppig aus der Vase quollen. Für einen Moment verweilten ihre Augen auf der Anrichte neben dem Eichentisch – gefielen ihr die antiken Porzellanfiguren oder musterte sie etwa den Rohrstock, der dort griffbereit lag?

Friedrich holte eine Vase aus der Vitrine, stellte die Blumen hinein und klopfte auf den Esstisch aus Eichenholz. „Wir haben oft Gäste – bis zu sechzehn können hier sitzen.“ Ihn wurmte, dass keine feierliche Kaffeetafel gedeckt war.

Nun spähte Rebekka durch die Samtportiere, die das Wohnzimmer abtrennte. „Eine Veranda!“ Freudig eilte sie mit Grete an der Sofaecke vorbei auf die Tür zu und versuchte durch die Stechpalmen vor dem Fenster einen Blick in den Garten zu erhaschen. „Noch ein See! Der Garten führt ja bis zum Ufer!“ Mit erröteten Wangen strahlte sie ihn an und schob die dunklen Samtvorhänge unter den Schabracken zur Seite.

Friedrich hoffte, dass sie den Staub, der herabrieselte, zumindest an diesem Tag nicht bemerkte.

„Unglaublich! Schilf und ein Steg ins Wasser!“ Wie beschämt senkte sie die Augen. „Ich hatte solche Angst auf dem Schiff, vor dem, was mich erwarten würde. Aber dies hier ist mehr, als ich je ...“

Er lächelte. Ja, es war alles mehr als erwartet.

Die Standuhr schlug und erinnerte ihn an den Plan, mit ihr zur Begrüßung Kaffee zu trinken.

Friedrich knallte in der Küche die Tür hinter sich zu.

Emmas Arme bebten, während sie, ohne aufzusehen, weiter einen Teller abtrocknete.

„Ich hatte eine Kaffeetafel für den Tag der Ankunft meiner Braut angeordnet.“

Sie zuckte mit den Schultern. „Dies ist der letzte Teller, den ich für Sie abtrockne, Herr Pastor. Soll doch das junge Ding in Zukunft die Drecksarbeit machen. Die wird sich wundern – vor allem mit Ihnen.“ Herausfordernd blitzte sie ihn an.

Friedrich krallte die Finger in die Holzlehne des Küchenstuhls. „Emma, bitte verstehen Sie ...“

„Ich verstehe. Sie ist jung und schön – und ich ... ein verschrumpelter Apfel, den man auf den Kompost wirft.“ Sie strich eine graue Strähne hinters Ohr.

Seufzend vergrub er die Hände in den Hosentaschen. „Emma, ich schätze Ihre Tatkraft, aber Zuneigung schöpft sich nicht daraus.“

Plötzlich wehten Klänge vom Klavier aus dem Wohnzimmer durch den Gang des Pfarrhauses, Stimmen drangen durch die Küchenwand.

Friedrich und die Haushälterin hielten inne, sahen einander an und lauschten.

Kinderlachen. Ein Junge sang. Dann stimmte eine helle Frauenstimme ein Lied an und alle sangen mit.

*Nun danket alle Gott,
mit Herzen, Mund und Händen,
der große Dinge tut,
an uns und allen Enden ...*

Emma öffnete die Küchentür. „Als ob die Engel sängen“, flüsterte sie. „Und das in diesem Haus.“ Sie schüttelte den Kopf und ging leise zurück zur Steinspüle, stellte den Teller in das Regal darüber und hängte das Handtuch an die Hakenleiste. „Gehen Sie, Herr Pastor, in einer halben Stunde gibt es Kaffee im Salon.“ Sie öffnete die Speisekammer. Der Duft von Apfelkuchen wehte heraus.



Mit weichen Knien stieg Rebekka hinter Friedrich die Treppen hoch. Sie hätte es nicht so eilig gehabt, doch er wollte ihr noch vor dem Kaffee das Obergeschoss zeigen.

Mit jeder Stufe raubte ihr das eng geschnürte Korsett einen Atemzug mehr. Es zog in ihrem Magen, Grete drückte auf der Hüfte und es wuselte nur so von Kindern um sie herum. Dies war aber ein beruhigendes Gefühl angesichts der offenen Schlafzimmertür, durch die Friedrich jetzt trat. Rebekka sorgte dafür, dass alle vor ihr hineinsprangen. Ein wuchtiges Himmelbett mit kunstvoll gedrechselten Blüten füllte vor den Fenstern die Hälfte des Raumes. Die Decken lagen aufgetürmt darauf.

„Schön“, sagte sie heiser.

Ihr Blick fiel auf einen großen Schrank an der Wand gegenüber, der zwischen einer Chaiselongue und einem Frisiertisch mit Spiegel stand. Sie berührte die geschnitzte Blütengirlande, die sich zwischen den drei Schranktüren nach oben schlängelte, von oben starrte ihr ein hölzernes Gesicht entgegen.

„Schau nur hinein! Er gehört nun auch dir.“ Friedrich drehte am Messingschlüssel und öffnete die erste wuchtige Seitentür. Weiße Wäschetürme blitzten ihr entgegen – Leintücher, Bettwäsche, Taschentücher ... Alles in bester Manier zu Paketen gebunden.

„Was für eine Menge!“ Sie zog an einer Schleife und nahm ein Leintuch heraus. Ein Monogramm war feinsäuberlich darauf gestickt. Sie kniff die Augen zusammen – ein *R* und ein *F*, verschlungen in einem *H*. Sie ließ das Leintuch sinken. *Rebekka und Friedrich Hoffmann*. Die Initialen stimmten – auch wenn sie von der ersten Frau stammten. Fast war es ihr unheimlich. Es schien, als wäre sie hier erwartet worden. Als hätte eine geheimnisvolle Hand sie an diesen Ort geführt. *Vielleicht hat Gott mich doch nicht verlassen? Hat er mich hierher gebracht, obwohl ich ...?* Berührt atmete Rebekka den Duft der Lavendelsäckchen ein.

Neugierig öffnete sie die andere Seitentür: alles schwarz und weiß. Friedrichs Hemden, Hosen, Beffchen, Unterkleider.

Sie trat vor die breite Tür in der Mitte. Die schwere Schranktür knarrte. Rebekka hielt die Luft an. Die Bilder des Modejournals, das sie auf dem Schiff durchblättert hatte, tanzten vor ihr. Sie schob den Arm in die Wolke der edlen Stoffe und drückte sie auseinander. Es knisterte leise. Bunte Farben schillerten im Dämmerlicht des Schrankes.

Er räusperte sich. „Das hat Roswitha gehört.“ Seine Finger zupften wieder an der Uhrenkette. „Aber du könntest natürlich ...“

„So schöne Kleider?“ Rebekka staunte.

„Sie stammte aus gutem Hause. Was du davon nicht willst, lass Emma wegräumen.“

Ehrfürchtig fuhr sie über die Stoffe. Die Kleider seiner verstorbenen Frau anzuziehen – ein bisschen seltsam wäre das schon. Aber sich weiter in das abgestoßene Schwarz zu hüllen ebenfalls. Sie drückte die Tür zu und lächelte. Was hatte sie gesagt, als sie Friedrichs Geld in den Opferkasten geworfen hatte? *Soll Gott mich doch versorgen*. Offenbar hatte er sie beim Wort genommen. Aber konnte das wahr sein? Verdient hatte sie es jedenfalls nicht.

Es blieb noch die große Truhe, die am Ende des Himmelbetts stand. Täuschte sie sich oder lag ein seltsames Schimmern in Friedrichs Augen, als er sie vor ihr öffnete?

Sie beugte sich darüber. „Ach!“ Überrascht schlug sie die Hände vor den Mund. Die Kinder sprangen herbei. Rebekka kniete nieder und tastete über die weißen Mützchen, Jacken, Windeln und Tücher.

„Nur Kram für Babys“, maulte Jakob, „kommt, wir spielen im Flur.“ Das Rudel der Kinder bewegte sich zur offenen Tür.

Rebekka erhob sich an der Truhe neben Friedrich mit einer gehäkelten Babymütze. „Alles ist da“, wisperte sie fassungslos. Ihre Finger strichen über die filigranen Spitzen. „Hat das Roswitha ...?“

„Stundenlang.“ Er trat nah an sie heran. „Ich hoffe, wir brauchen es ... irgendwann.“ Leise und belegt war seine Stimme.

Mit heißen Wangen nickte sie. Ihr Herz klopfte leise. *Dein Plan*, pochte es in ihr. *Versuche es neu, ermutige ihn!* Sie schluckte – er war ihr so fern und fremd, doch sie brauchte ihn ... Mit einem tiefen Atemzug schob sie sich dicht an ihn heran, sah zu ihm auf und hielt ihm einladend die Lippen entgegen.

Er beugte den Kopf.

Sie schloss die Augen und sein schwerer Atem strich über ihr Gesicht.

Es knallte. Dann schrie Sofie auf. Gerade noch sah Rebekka, wie die Schlafzimmertür wieder aufschwang, und ihre Tochter brüllend ihre Finger vom Türpfosten zurückzog. Rebekka stürzte zu ihr.

„Er war's! Der da!“, brüllte Lene in Sofies Geschrei hinein und zeigte auf Jakob. „Der hat einfach zugemacht!“

„Gar nicht! Lügnerin!“

„Jakob, warum nur?“ Rebekka starrte auf die anschwellenden kleinen Finger. „Wo ist das Bad?“

Mit blasser Miene rannte Friedrich voraus.

Sie drückte Sofie an sich, packte Jakob am Arm und eilte hinterher.

„Ich will nicht, dass der so nah an dir ist“, rief Jakob ihr zu.

„Das geht dich überhaupt nichts an!“, raunte sie im Laufschrift.

„Aber auf dem Schiff, da hast du ganz arg geweint, als ...!“

„Still jetzt! Kein Wort mehr!“ Inständig hoffte sie, dass Friedrich es nicht gehört hatte.

Im Hausgang läutete die Glocke zu Kaffee und Kuchen.



Am Tag nach der Sturmnacht

„Mutter, ich hab Hunger!“

Rebekka sah wie im Nebel Jakobs Züge über sich und hörte die Wellen an der Schiffswand plätschern.

„Komm!“ Der Junge rüttelte wieder an ihr. „Sofie ist auch wach.“

„Wo bin ich?“, murmelte sie in den dröhnenden Hall, der ihren Kopf auszufüllen schien. Vorsichtig tastete sie nach ihrer Stirn und fühlte eine Binde über den Augenbrauen.

Neben ihr rasselten die Atemzüge eines Schlafenden.

Der Sturm! Es dämmerte ihr. *Der Kapitän ... die Kajüte ... am Kamin ...* Sie fuhr auf. Ein stechender Schmerz im Kopf ließ sie stöhnend innehalten – und ein schwerer Arm, der um ihr Mieder lag. Sie erstarrte. *Pierrot.*

Fröstelnd stützte sie sich auf den Ellenbogen. Durch die drei Fenster schien helles Tageslicht. Es war kühl. Im Kamin erinnerte nur die Asche an die Flammen, die hier bei Tagesanbruch gelodert hatten.

Zwei Blechtassen lagen umgestürzt davor. Sie fühlte sich leer. Ein schaler Geschmack lag ihr auf der Zunge. Die Filzdecke, unter der sie hier mit ihm lag ... war sie darin nicht eingewickelt gewesen?

Ihr Kleid – es hing neben dem Kamin auf einer Leine.

Mühsam kramte sie in sich nach den Puzzleteilen. Durchnässt war sie gewesen. Durstig, sehr durstig. Und dann ...

Das darf nicht wahr sein!

Sie hatte sich fortreißen lassen vom berausenden Gefühl, begehrt zu sein, geliebt, gesehen, erwünscht! Entsetzt schloss sie die Augen, während sie hastig unter der Decke den Stoff des Unterkleids nach unten schob.

Sie hatte es zugelassen! Mehr noch. Sie hatte es gewollt. Alle ihre Prinzipien hatte sie im Sturm der Nacht über Bord geworfen.

Es muss ein Albtraum sein! Sicher erwache ich bald ...

Pierrot schlief, als ob er einen Rausch ausschlafen müsste. Es war nicht verwunderlich nach dem tagelangen Kampf im Sturm.

Für einen Augenblick schweifte ihr Blick über den dunklen Wuschelkopf, die Bartstoppeln am Kinn und die breiten Schultern. Etwas in ihr sehnte sich danach, sich wieder an ihn zu schmiegen, doch sie rief sich zur Vernunft.

Die Trauer um Wilhelm und die Wochen auf See hatten sie ausgehöhlt, doch sich mit diesem Mann einzulassen, wäre nicht die Lösung für ihr wundes Herz. Im Gegenteil – wo würde das hinführen?

Vorsichtig zog sie sich unter ihm heraus wie aus den Armen eines Riesenkraken. *Raus hier, nur raus!*

Jakob betrachtete sie mit gerunzelter Stirn. „Warum liegst du so nah beim Kapitän?“, flüsterte er. „Hast du mit dem gekuschelt wie mit Papa?“

„Still, Jakob, weck ihn nicht!“ Rebekka presste ihren Zeigefinger an die Lippen und sah ihn beschwörend an. „Wir haben uns nur aufgewärmt. Es war doch so kalt.“ Vergeblich kämpfte sie gegen die Tränen, die ihr in die Augen schossen.

„Warum weinst du?“ Der Junge musterte sie betroffen.

„Bitte frag nicht, Jakob ...“ Leise schluchzend richtete sie sich auf, tastete nach ihrem Kleid an der Leine und schlüpfte schwan-
kend hinein.

Die Sonne schien ihr grell entgegen, als sie die Tür zum Deck aufstieß. Jakob rannte voraus zum Treppenabgang, der zur Kombüse führte. Zwei Tage hatte es nichts zu essen gegeben. Sie eilten die Stufen hinab. Ihre Nase erriet, was in den Blechteller käme. *Porridge* nannte der Schiffskoch den Haferbrei, den sie sonst verabscheute. Nie war sie sich sicher, ob das dunkle Rosinen waren oder ...

Heute war sie jedoch froh, als ihr der grauhaarige Smutje in der verrauchten Ecke aus dem verbeulten Metalltopf über dem Herdfeuer schöpfte und Jakob den Blechnapf über den dreckigen Tisch zuschob. Sie würden es essen, egal, was es war. Sie hatte keine Kraft, darüber nachzudenken – ihr war nur wichtig, in ihre Kabine zu kommen.

Der Junge kletterte am Tisch auf den grob gezimmerten Hocker und fing mit dem Blechlöffel an, den Brei hinunterzuschlingen.

Der Bärtige lachte.

„Jakob!“ Ihre Ermahnung verhallte. Sie seufzte, ließ sich auf den Hocker neben ihm fallen und hielt auch Sofie einen Löffel an den Mund. Hunger verspürte sie keinen – nur Schmerzen an all den wunden Stellen, an denen sie der Sturm gebeutelt hatte.

„Verletzt?“ Der alte Mann mit der ledrigen Haut betrachtete sie ernst. „Vielleicht den Schiffsarzt fragen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Geht schon. Danke.“ Es brauchte keiner zu wissen, dass sie sich losgebunden hatte.

„Mutter ist herumgefallen und fast gestorben, aber der Kapitän hat uns gerettet. In seine Kajüte!“

Der Smutje runzelte die Stirn. „Der Kapitän?“

Sie wich seinem Blick aus.

„Vom Kapitän gerettet? Wie edel!“ Der Dritte Offizier trat vom Mannschaftsraum neben der Kombüse ein und griff sich eine Handvoll Schiffszwieback. Er grinste höhnisch. „Na, da haben wir sicher eine schöne Nacht gehabt?“ Einige Matrosen lachten derb auf den Bänken im Nachbarraum.

Rebekka spürte Hitze in die Wangen schießen. „Der Kapitän war so freundlich, uns im Sturm Schutz zu gewähren.“ Ihre Stimme zitterte, so sehr sie sich auch um einen festen Klang bemühte.

Das Grölen der Männer im Mannschaftsraum war die Antwort.

„In meiner Koje bist du auch sicher, Mädchen!“, rief einer herüber. „Ist nur’n bisschen schmaler als beim Käpt’n.“ Wieder lachten alle.

Sie stand auf. Verunsichert blickte Jakob um sich.

„Halt's Maul, Ede, oder du hungerst“, blaffte der Schiffskoch.

„Der Smutje droht mir. Da hab ich aber Angst.“ Wieder spöttisches Johlen.

„Pass nur auf!“ Der Alte schwang drohend den riesigen Schöpf-
löffel. „Besser ihr kommt dem Kapitän nicht in die Quere. Bei
Frauen versteht er keinen Spaß.“

„Ach der, der hat doch in jedem Hafen eine andere!“ Der Dritte
Offizier trat Rebekka in den Weg. „Na, Schätzchen, soll ich dich
auch retten?“

Rebekka presste Sofie an sich. Tränen schossen ihr in die Augen.

Der alte Schiffskoch trat knurrend vor sie. „Verswinde, oder ich
sag's dem Käpt'n.“

Der junge Offizier wich zurück.

So schnell sie es mit Sofie konnte, eilte Rebekka auf zittrigen Bei-
nen zu ihrer Kabine.

10

Er küsse mich ...



... mit den Küssen seines Mundes!
Hohelied 1,1

„Kuke!“ Die kleine Sofie wischte sich die Tränen von den Paus-
backen und zog sich auf dem samtbezogenen Stuhl an der Tisch-
kante hoch. Friedrich sah, wie Rebekkas Tochter mit dicken roten
Fingern in die Mitte des Esstisches zeigte, in dem Emmas Kunst-
werk stand. Aus dem hellen Rahmkuchen lugten Apfelstücke her-

vor. Daneben dampften Kaffee und heiße Milch in großen Kannen.

Rasch trat Friedrich neben die Kleine. Er hatte sie schon im Zug vor einem Sturz bewahrt – und es reichte heute wahrlich.

„Apfelkuchen!“ Jakob reckte die Kuchengabel in die Luft. Friedrich schielte zum Rohrstock hinüber. Den hätte der Junge weit mehr verdient, doch Friedrich hatte Wichtigeres im Sinn. *Erst die Mutter gewinnen! Hätte der Bengel vorhin nicht gestört, dann ...*

Rebekka schob Grete in den Hochstuhl. „Danke, Emma! Deutscher Kuchen ist ein Fest. Das hatten wir selten in China.“

Die Haushälterin lächelte überrascht und griff mit stolzer Miene nach der Milchkanne. Friedrich schob sich neben sie. „Emma, fangen Sie mit den Kindern schon an. Ich zeige meiner Frau noch kurz den Garten.“

Ehe sie antworten konnte, fasste er Rebekka an den Schultern und entführte sie auf die Veranda.

„Aber die Kinder!“ Rebekka sah durch das Fenster ins Wohnzimmer zurück.

„Nur kurz, bevor es dunkel wird.“

Mit einem Wink lockte er sie über die Steinstufen auf den Pfad in den Garten hinab. Die Stille war erfüllt vom Zirpen der Heuschrecken. Ihr Blick schweifte vom Nussbaum neben dem Stall über das heranwachsende Grün hin zum See. Der Duft von Hyazinthen und Narzissen wehte von den Blumenrabatten am Kirchenhügel herüber. Zufrieden bemerkte Friedrich, wie sie genüsslich die Abendluft einsog.

Im Gehen strich sie zärtlich über ein paar Pustebblumen, die zwischen Hahnenfuß, Gänseblümchen und Klee den Hals vorwitzig aus dem Gras reckten. Friedrich beeilte sich, neben sie aufzurücken.

„Ein Kräutergarten?“ Rebekka blieb vor der Umzäunung stehen, hinter der das Unkraut die einstigen Beete überwuchert hatte.

„Ja, noch vom Apotheker.“ Friedrich kickte das schiefe Tor zu- recht, das nur in einer Angel hing. „Roswitha verabscheute Garten-

arbeit. Dabei würde es unserer Haushaltskasse guttun, wenn hier etwas wachsen würde.“

„Meine Mutter hat ihren Pfarrgarten geliebt.“ Sie trat durch das Tor, rieb ein Blatt zwischen den Fingern und roch daran. „Pfefferminz. Und da ... Melisse, Salbei, Thymian und sogar Huflattich! Gut bei Quetschungen. Wir könnten Kartoffeln setzen, Kraut und Bohnen ...“ Ihre Wangen röteten sich beim Aufzählen – es erwärmte Friedrich das Herz. Welche Tatkraft sie ausstrahlte! Vorsichtig pflückte er ein Blatt Pfefferminz, zerrieb es und genoss den belebenden Duft, der mit Rebekka in sein Leben Einzug hielt.

Schweigend gingen sie auf das Wasser zu. Scheinbar beiläufig ließ er die Hand an Rebekkas streifen. *Ganz sachte, hab Geduld ... Gewinne ihr Herz, dann gehört sie dir ganz.* Er suchte mit dem kleinen Finger nach ihrem, hakte sich ein, tastete behutsam weiter nach dem Ringfinger. Er spürte etwas Hartes – seinen Ring. Beherrzt nahm er die ganze Hand. Ihr Atem stockte. Flüchtig trafen sich ihre Blicke, bevor sie aufs Wasser sah.

Zu ihren Füßen lag der schmale Sandstrand. Ein paar Gänse schnatterten. An einem Steg schaukelten zwei Ruderboote.

„Darf ich dich ein Stück hinausrudern?“

Sie ließ seine Hand los. „Lieber nicht, die Kinder ...“

„Ich wäre gerne einen Moment ohne sie. Wir wollen doch nicht nur Kinder miteinander großziehen, oder?“ Erneut fasste er nach ihrer Hand. „Wäre es nicht schön, wenn es auch mit uns etwas werden würde?“ Es war ihm, als hätte er Sand im Mund.

Sie bohrte den Stiefel in den weichen Strand. „Friedrich, halten wir uns fürs Erste an das, was wir vereinbart haben. Du versorgst uns, und ich erfülle meine Pflichten ... alle.“ Sie drückte seine Hand wie bei einem Vertragsabschluss.

„Nein, nicht aus Pflicht. Davon habe ich genug. Das hat mich nie glücklich gemacht.“ Wie konnte er nur diese Kühle in ihr schmelzen? Er umfasste ihre Finger mit beiden Händen.

Am Ufer zitterten die Blätter der schlanken Ulmen in der Brise,

die vom See herüberwehte. Etwas Längliches huschte an ihnen vorbei und verschwand in der Böschung vor dem Schilf.

„Was war das?“ Rebekka zog ihre Hand zurück und machte einen Schritt auf das Ufer zu. „Es war groß! Braun! Und der Schnurrbart!“

„Ein Otter – er hat den Eingang zu seiner Höhle unten im Schilf.“ Friedrich zeigte zu den Büschen. „Unten am Ufer kann man Pfade sehen, die durch die Schleifspuren seines breiten Schwanzes entstanden sind. Er ist über einen Meter lang!“

Neugierig lief Rebekka zur Böschung, die neben dem Sandstrand anstieg und schürzte ihr Kleid. Vorsichtig bog sie die Zweige zur Seite und stieg mit einem großen Schritt hinüber ins Dickicht.

„Achtung, Brombeersträucher!“ Ihr Schrei ließ Friedrich vor-schnellen. Er sah, wie ein dorniger Ast durch Rebekkas Hand glitt.

Sie schlitterte vor seinen Augen die Böschung zum Wasser hinab. Ihre Füße gruben sich zwischen den Schilfhalmern in den Schlamm. Stöhnend zog sie ihre Schnürstiefel aus dem Morast. Der Saum ihres braunen Rocks hatte sich mit Wasser vollgesogen. Er war hochgerutscht und gab den Blick auf verschmierte Strümpfe und Unterrock frei.

Sie versuchte die Böschung hochzukriechen und verwickelte sich mit den Knien im langen Stoff. Hilflos drehte sie sich auf den Rücken. Sie blickte in den Himmel und ... begann zu lachen.

Friedrich stutzte ungläubig. Für Roswitha wäre es eine Katastrophe gewesen! Und Rebekka lag da und lachte. Dann grinste auch er. „Es sieht so aus, als ob ich wieder jemanden retten müsste! Jakob von der Hauswand, dich aus dem Schlamm ...“ Mit einem großen Schritt stieg er in die Böschung hinein und streckte sich nach ihr aus.

Sie angelte über dem Kopf nach seiner Hand. *„Er zog mich aus der Grube des Verderbens, aus dem schmutzigen Schlamm.“*

„Auch noch den passenden Bibelvers parat!“ Friedrich keuchte lachend, während er sie langsam zu sich nach oben zog.

„Es gibt Sprüche, die braucht man oft.“ Sie umklammerte seinen Arm.

„Gab es so viel Schlamm in China?“

„Der Gelbe Fluss war oft überschwemmt. Als wir in Schantung ankamen, waren viele Dörfer überflutet. Es gab eine furchtbare Hungersnot.“

Er spürte ihr Gewicht in seinen Armen. Fast hatte er sie oben. Sie drehte sich, um aufzustehen, doch auf einmal verloren seine Schuhe den Halt. Er rutschte unter ihr hinweg und landete mit ihr auf der Brust im Morast des Abhangs.

Verdutzt blickte sie ihn an. Ihr Herzschlag pulsierte durch sein Hemd hindurch.

Plötzlich spürte er ihren Mund auf den Lippen, warm und feucht. Vor Überraschung blieb ihm die Luft weg. Sein Herz galoppierte.

„Danke, für alles“, flüsterte sie. Es klang etwas holzig – und schmeckte etwas schlammig. Dennoch hatte er das Verlangen, es noch einmal zu tun. Er hob hoffend den Kopf.

Sie jedoch erbleichte, fuhr zurück und schlug die Hand vor den Mund.

„Rebekka?“

Eilig krabbelte sie den Abhang hoch. Kaum erreichte sie die Brombeerhecke, würgte sie und erbrach sich am Fuße des Gestrüpps. Ihre Locken verfangen sich in den Dornen. Wieder und wieder wurde ihr Körper geschüttelt. Schließlich hörte er sie schluchzen.

Friedrich kniete neben ihr und befreite ihr Haar aus dem Gestrüpp. Die Dornen, die seine Hand aufrissen, kümmerten ihn nicht. Dann nestelte er ein Taschentuch aus der Hosentasche.

Sein Blick streifte das Monogramm, das seine erste Frau hineingestickt hatte – ein *R* und ein *F*, verschlungen in einem *H*. Früher war es ihm gleichgültig gewesen, doch nun erkannte er eine Bedeutung darin. „Sieh mal, Rebekka, das Monogramm! Es zeigt unsere Initialen und wer uns verbindet.“ Er schob ihr das Taschentuch zu. „Ein *R* und ein *F*, verschlungen im *H* – du und ich, verschlungen im Herrn.“ Behutsam zog er sie an sich.

Sie schniefte in das Taschentuch. „Lass uns zurückgehen, Friedrich. Die Kinder ...“ Schwankend versuchte sie, sich aufzurichten und kippte zur Seite. Er legte den Arm um ihren Rücken, schob den anderen unter ihre Beine und stand ächzend mit ihr auf.

Mit schweren Schritten trug er sie den Pfad zum Haus zurück, die Fenster leuchteten ihnen in der Dämmerung entgegen. Er hätte ewig so gehen können, auch wenn die Last in seinen Armen schmerzte. Ihr Körper schaukelte dicht an ihm. Seine zerstochnen Hände brannten. Wie gut, dass sie keiner sah. Am besten, er trug sie zur Hintertür hinein. Emma brauchte nicht –

„Friedrich? Bist du das?“ Eine Stimme rief ihm vom Eingang des Pfarrhauses her zu.

Er erstarrte.

Im Halbdunkel zeichneten sich zwei Gestalten ab, die von der Treppe herab in den Garten kamen.



Die Arme, die Rebekka trugen, versteiften sich. Sie spürte, wie er im Schritt innehielt. Was war mit Friedrich?

Rebekka öffnete die Augen und erschrak über die Schlammspuren auf Bluse und Rock. Das schwarze Leder ihrer Stiefel hatte sich in braun verwandelt. Wie sie aussah! Wieder war ihr alles entglitten ...

Diese Übelkeit! Jedes Mal hatte sie sich am Anfang so gequält, jedes Mal. Aber, dass er sie hochnehmen und tragen würde – das hatte sie nicht erwartet. Und seine Worte ... Lag ihm wirklich etwas an ihr?

Seine Hände erschlafften. Er ließ ihre Beine abwärts sinken. Hastig wischte er mit dem Daumen über die Dreckspritzer in ihrem Gesicht und klopfte sich Hemd und Hose ab.

„Friedrich, was ist?“ Sie strich die Strähnen der gelösten Locken zurück. „Wer ist das?“

Seufzend blickte er den Gartenweg entlang, der zum Eingang des Pfarrhauses an der Straße führte. Die beiden Gestalten kamen näher.

Vorneweg marschierte, militärisch aufrecht, ein großer Mann in Schwarz mit Hut, ein weißer Pastorenkragen blitzte hervor. Dahinter bewegte sich im Halbdunkel die Silhouette einer Frau wie ein Scherenschnitt, mit ausladendem Hut und Tournürenkleid, das entsprechend der Mode hinten aufgebauscht war.

Friedrich schob den Arm unter Rebekkas und straffte die Schultern. Verwundert sah sie an ihm hoch.

Der Besucher stoppte vor ihnen, stützte die Hände auf den Spazierstock und fixierte Friedrich und Rebekka mit eisgrauen Augen. Weißes Haar leuchtete unter dem Zylinder hervor und er hatte buschige Koteletten wie der Kaiser. Rebekka fröstelte, als sie in seinem markanten Gesicht vertraute Züge entdeckte.

„Guten Abend, Herr Vater.“ Friedrich ergriff die ausgestreckte Hand und küsste sie. „Frau Mutter ...“ Er verbeugte sich in Richtung des Scherenschnitts. „Was führt euch so spät von Berlin zu mir?“

„Man hört Gerüchte.“ Mit unbeweglicher Miene musterte sein Vater Rebekka. Am liebsten wäre sie im Boden versunken.

„Gerüchte?“

„Offenbar trägst du dich mit dem Gedanken, erneut zu heiraten.“

„Woher weißt du das?“

„Ich habe in Berlin überall Augen und Ohren – auch im Rathaus.“ Sein Vater trat einen Schritt vor. Seine buschigen Brauen zogen sich zusammen. „Es ist eine Ungeheuerlichkeit, dass ein Aufgebot mit meinem Familiennamen aushängt, ohne dass ich davon weiß.“

Sie spürte, wie Friedrich schluckte. „Ich hielt es für meine Privatsache, Herr Vater.“

„Genauso privat wie der Umstand, dass diese Braut von der Berliner Mission sein soll?“ Der Alte spuckte die Worte wie Gift aus.

„Korrekt.“

„Eine Missionarswitwe?“ Er schielte an ihr herab.

„Exakt.“

„Bist du von Sinnen? Ich bin hier, um dich davor zu bewahren, den Fehler deines Lebens zu machen!“

„Wie meinen Sie das?“

„Du wirst sie nicht heiraten.“

„Überlassen Sie das mir, Herr Vater.“

Rebekka flimmerte vor Augen und sie klammerte sich an Friedrichs Arm.

Er legte den Arm um ihren Rücken und zog sie dicht neben sich. „Meiner Frau geht es nicht gut. Sie ist gerade im Garten gestürzt, entschuldigt bitte!“

Rebekka strich über ihren schlammverschmierten Rock und wagte nicht aufzusehen.

„Deine Frau?“ Der Alte und die Silhouette hinter ihm japsten.

„Darf ich vorstellen: Rebekka Hoffmann. Seit gestern vermählt.“

Rebekka knickte an Friedrichs Arm. Flüchtig blickte sie auf.

„Mutter, bist du das?“ Jakob stolperte auf die Veranda. „Sofie heult. Und Grete auch!“

Emma erschien mit einem weinenden Blondschoopf im Arm. „Frau Pastor, wir schaffen es nicht!“

Rebekka hörte Sofie brüllen, nahm ihren Rock in die Hand und stürmte los.

„Rebekka, warte!“ Sie hörte Friedrich dicht hinter sich.

„Die Kinder“, keuchte sie. „Ich wusste es ... Sofies Hand!“

Frisch gewaschen und frisiert ordnete Rebekka eine halbe Stunde später vor der Tür des Esszimmers die Kinderschar und legte beschwörend den Finger auf die Lippen. Leise drückte sie mit Sofie auf dem Arm die Klinke, Grete hatte sie ihrer großen Schwester gegeben. Sie erschrak über die Stille, in die sie eintraten.

Friedrich saß, ebenfalls frisch gekleidet, mit starrem Blick am

Ende des Tisches – am anderen thronte der Großvater. Stocksteif saß seine Frau neben ihm. Dazwischen stand Georg mit hochrotem Kopf und stotterte eine lateinische Verbreihe.

Ungeduldig klopfte der Großvater mit dem Rohrstock auf die Tischkante. „Kann er das immer noch nicht!“

Georg wischte sich mit dem Ärmel des Matrosenanzugs die Augen.

„Räum ihn auf!“

Schniefend legte der Junge den Rohrstock auf die Anrichte.

„Vata?“ Sofie strahlte und zeigte mit verbundener Hand auf Friedrich. Rebekka hatte sie zur Kühlung mit einem nassen Tuch umwickelt.

Mit überraschter Miene erhob sich Friedrich. Sein Blick glitt an Rebekka herab. Verunsichert sah sie an dem Kleid herunter, das sie aus Roswithas Schrank gezogen hatte. Es schillerte dunkelrot im Licht der letzten Strahlen, die durch das Fenster fielen. Gewiss, es war an der Taille etwas weit. Oder war der Ausschnitt zu tief?

Der Glanz der Abendsonne schimmerte in seinen Augen, während er auf sie zutrat, ihr die freie Hand küsste und sie galant an den Platz neben sich führte.

Die Blicke der Schwiegereltern lasteten wie Blei auf ihr. Verlegen sah sie auf das kalte Weiß des Meißner Porzellans ...

„Amen“, beendete der Superintendent kurz darauf das Tischgebet. Alle setzten sich. Rebekka half der Haushälterin, die Schüsseln mit den dampfenden Salzkartoffeln und dem Erbsenpüree auf den Tisch zu stellen. Mit zitternder Hand schöpfte sie in die Teller, während sie bei jedem Löffel betete, dass der Inhalt sein Ziel erreichen würde.

Die eisblauen Adleraugen des Alten verfolgten jede ihrer Bewegungen. „Sagen Sie mir, was hat eine so schöne deutsche Frau in China zu schaffen?“

Ihr Herz klopfte. Hatte sie nicht auch gewagt, dem Mandarin von Schantung die Stirn zu bieten? Sie holte tief Luft. „Die Berliner

Mission arbeitet in drei Bereichen: Bildung, Evangelium und medizinische Hilfe. Die Missionsstation in Schaudschu liegt in der Provinz Schantung, im Osten Chinas, am Gelben Fluss, wo wir ...“

„Gehört es auch zur Strategie der Berliner Mission, sich ohne Mitgift ins gemachte Nest zu setzen?“

Rebekka ließ den Löffel ins Erbsenpüree fallen und setzte sich.

„Ich bitte Sie, Herr Vater.“ Friedrich hatte die Stoffserviette in der Hand zerknüllt.

Der Alte hob herrisch die Hand und wandte sich ihr zu. „Offensichtlich ist es Ihnen gelungen, meinen Sohn zu blenden. Weibliche Reize sind stets ein Trumpf in der Hand mittelloser Frauen ...“

„Es genügt, Herr Vater!“ Friedrich warf die Serviette neben den Teller und erhob sich. Die älteren Kinder duckten sich. „Ich war es, der um diese Ehe gebeten hat – aus Zuneigung.“

Emma trat ein, den Hackbraten auf dem Tablett.

„Setz dich, mein Sohn. Man wird ja wohl fragen dürfen.“ Der Alte lehnte sich zurück, um der Haushälterin Platz zu machen, und schob die Serviette in den Kragen. „Meine finanzielle Unterstützung für die Köchin ist ab heute jedenfalls gestrichen. Ist ja nicht mehr nötig.“

Er stach in ein Stück Kartoffel und schielte zu Rebekka, die vor Grete im Hochstuhl Karotten zerdrückte. „Einen Platz an der Seite meines Sohnes muss man sich schließlich verdienen.“

Die Bratenplatte mit dem Falschen Hasen krachte vor dem Alten auf den Tisch. „Bitteschön, Herr Superintendent!“ Emma drehte sich schnaubend um und stolzierte davon.

Die Kartoffel war ihm von der Gabel gefallen.

Rebekka schob Grete den Teller mit Karottenbrei hin und hielt ihr ein Löffelchen davon an den Mund. Die Kleine schlug danach und rutschte schreiend im Hochstuhl tiefer. Im Augenwinkel sah Rebekka, wie sich Friedrichs Blick verengte – er schielte zum Vater hinüber. Rebekka fühlte sich wie zwischen zwei lauernden Wölfen vor dem Sprung.

Ohne hinzusehen, schob sie Grete einen weiteren Löffel zum Mund. Die Kleine bäumte sich auf ... ein helles Kreischen und ein Schlag der Patschhand. Der Teller flog klirrend zu Boden, der Karottenbrei hing an Rebekkas Oberarm und an der Tischdecke.

„Es reicht mit Grete!“ Friedrichs Hand donnerte auf den Tisch. Die Kleine brüllte und stand in ihrem Hochstuhl auf.

„Bring dem Kind Benehmen bei, ehe es zu spät ist.“ Der Großvater musterte das Mädchen kalt. „Oder hast du die Kinder auch nicht mehr im Griff?“

Unsicherheit mengte sich in Friedrichs zornig funkelnde Augen. Er blinzelte zum Rohrstock auf die Anrichte hinüber. Der Großvater hob das Kinn.

„Friedrich, bitte ... Du wirst doch nicht!“ Rebekka sprang auf und sah ihn flehend an. „Sie ist doch noch so klein!“

„Sieh an, sie will dich belehren!“, höhnte der Alte.

Rebekka holte Grete aus dem Hochstuhl und drückte sie an sich. „Lass es mich mit ihr versuchen.“ Sie eilte mit dem schreienden Kind ins Wohnzimmer und zog die Samtportiere mit einem Ratsch hinter sich zu. Staubböden tanzten durch den matten Schein der Stehlampe neben dem Sofa.



Friedrich setzte sich und starrte auf den Teller. Im Aufruhr seiner Gefühle versuchte er, ein Stück vom Hackbraten zu schmecken. Doch seine Zunge versagte den Dienst. Er hatte Emma zur Feier des Tages ausnahmsweise um ein Fleischgericht gebeten – nichts ahnend, dass er es mit seinen Eltern teilen müsste.

Hinter dem Vorhang herrschte Ruhe.

Was sie wohl tat? Diese plötzliche Stille – wie bei der Zugfahrt von Hamburg nach Berlin. Er faltete die Serviette neben dem Teller. Sie würde seine Grete doch nicht etwa ...?

„Entschuldigt mich für einen Augenblick.“ Er stand auf und

drückte den Vorhang einen Spalt zur Seite. „Ach, das ist das Geheimnis der Ruhe!“ Er schob sich lächelnd hindurch.

Rebekka hob den Kopf und errötete. Sie hatte Kleid und Mieder geöffnet. Auf ihrem Schoß lag Grete und saugte gierig an der Brust.

Verlegen wandte sie den Blick ab auf die Kleine und streichelte ihr flachsblondes Haar. „Arme Grete – hat nie eine Mutter gehabt.“

Friedrich verspürte den Wunsch, sich dicht neben Rebekka zu setzen und mit ihr diesem Kind zu lauschen, das er selten so zufrieden gesehen hatte. Doch es war wohl der falsche Moment. Die Geräusche des Abendessens von der anderen Seite der Samtportiere riefen ihn zurück durch den Vorhang.

„Nun, wie hat deine neue Frau die Göre ruhig bekommen?“ Der Großvater stach in die letzte Scheibe des Falschen Hasen. Es wäre Rebekkas Stück gewesen – aber Friedrich wagte es nicht zu sagen.

„Sie stillt Grete.“

„Sie stillt?“ Die Mutter ließ die Gabel sinken und sah ihren Mann sprachlos an. „Kannst du keine Amme anstellen, wie es sich gehört?“

„Hatte ich ja. Aber vor ein paar Tagen hat sie mir gekündigt.“

„Das Kind ist alt genug, um zu essen.“ Seine Mutter begann wieder zu schneiden.

„Darum habe ich ja auch keine neue Amme gesucht.“

„Deine Frau verzieht das Kind!“ Sie sah ihn streng an.

„Und sie meint, sie muss dich erziehen, mein Sohn.“ Sein Vater lachte spöttisch. „Gewöhne ihr das ab! Zeig ihr, wer der Herr im Hause ist.“

Er hörte Rebekka niesen. Hoffentlich würde sie nicht jedes Wort hinter dem Vorhang verstehen. Das Bild von ihr und der Kleinen stand ihm noch immer vor Augen ...

„Du hörst mir ja gar nicht zu, Friedrich.“ Ungehalten klopfte der alte Herr mit dem Messer ans Glas. „Was du dir dabei gedacht hast, will ich wissen.“

„Bei was, Herr Vater?“

„Als du diese Frau geheiratet hast!“

Nicht diese Frage. Nicht nach diesem Tag. Er fühlte wie bleierne Müdigkeit seine Wendigkeit lähmte. „Ich habe einfach eine Frau gebraucht.“

„Ich hatte dir zwei lukrative Partien vorgeschlagen. Aber du hast es wohl nicht mehr nötig, mich zu fragen.“

Friedrich stöhnte. „Herr Vater, ich werde nächstes Jahr vierzig.“

„Ach, und da muss man seinen Vater nicht mehr ehren, wie es das vierte Gebot befiehlt?“ Das Gesicht des Alten war rot angelaufen.

„Ich wollte kein großes Aufhebens um diese Heirat machen. Schließlich sind wir beide verwitwet und bringen Kinder in die Ehe mit.“ Fieberhaft suchte er nach Gründen, um ihn zu besänftigen. „Immerhin ist sie eine Pfarrerstochter, mit adligem Namen ...“

Neugier blitzte in den Augen seiner Mutter auf. „Wie hat deine Braut zuvor geheißen?“

„Von Sassnitz.“

„Verwandt mit der alten Familie von Sassnitz aus dem Berliner Nikolaiviertel?“

„Weiß ich nicht.“

„Ich treffe mich mit Sofie von Sassnitz mittwochs zum Kartenspielen. Und ich meine, mich zu erinnern, dass sie untröstlich gewesen ist, als sie von ihrem einzigen Sohn erzählt hat, der als Arzt nach China gegangen sei.“

Friedrich hüllte sich in Schweigen. Was ging ihn dieser Wilhelm an?

„Hör zu, Junge, ich arbeite daran, deine Stellung zu verbessern.“ Die Augen des Alten bohrten sich in ihn. „Und du weißt nichts Besseres, als dich bei diesen Frommen herumzutreiben. Die meinen doch, sie wüssten alles besser als jeder vernünftige Theologe.“

Friedrich seufzte. Das liebste Streitthema seines Vaters!

„Und jetzt heiratest du noch eine von der Mission! Die Frau wird dir das Genick brechen! Wie willst du da noch in der Kirche an ein höheres Amt kommen?“ Der Superintendent schnappte nach Luft.

„Gestatten Sie, dass ich die Kinder zu Bett bringe?“

Friedrich fuhr herum.

Rebekka stand mit der schlafenden Grete an der Samtportiere.
Im Nu war sie von der Kinderschar wie von Orgelpfeifen umgeben.

Friedrich erbleichte. Wie lange hatte sie schon dort gestanden?

11

Ich bin in die Irre gegangen ...



... wie ein verlorenes Schaf.
Psalm 119,176

Grünheide, 30. April 1882

Der Hügel war steiler als erwartet und Friedrich schneller, als sie gedacht hatte. Keuchend kämpfte sich Rebekka am nächsten Tag, als die Kleinen schliefen, den Pfad zur Kirche hoch.

„Du bist der Räuber und ich der Stadtsoldat!“ Leichtfüßig jagte Jakob hinter Georg an ihr vorbei, während Friedrich mit verschränkten Händen auf dem Rücken vor ihr herstieg. Dabei redete er unentwegt wie einst ihr Geschichtslehrer.

„Der Ortsname Grünheide stammt von ‚Grüne Heyde‘ und war früher ein fürstliches Jagdgebiet. Friedrich der Große hat hier seine ausgemusterten Soldaten angesiedelt. Grünheide war ja nach dem Dreißigjährigen Krieg völlig ausgestorben.“ Friedrichs Stimme und seine langen Beine entfernten sich immer weiter von ihr.

Die roten Tupfen des Backsteingebäudes flimmerten vor ihren Augen durch die hohen Bäume des Parks. Atemlos blieb sie stehen

und blickte zu dem kleinen Kirchturm mit dem Eisenkreuz hoch. Hinter den hölzernen Lamellen des Dachstuhls schlug es viermal zur vollen Stunde, dann wehten tiefe Töne durch die Baumwipfel.

Leise zählte Rebekka die Schläge mit, um sich vom Rumoren ihres aufgebrachtens Magens abzulenken. Drei Uhr ... sechs Glasen hätte die Schiffsglocke geläutet. Für einen Moment hörte sie Pierrots Lachen, sah, wie er Jakob an die Schiffsglocke hochhob. Strahlend griff der Junge nach der Kordel ... *Vorbei.* Es lag hinter ihr. *Warum nur haben sich unsere Wege gekreuzt?*

Entschieden richtete sie den Blick zur Kirche hoch. Die großen runden Fenster am Kirchenschiff erinnerten sie an die Bullaugen des Klippers. Wie Masten ragten schlanke hohe Fenster zwischen den runden Rosetten empor. *Ich muss ihn vergessen! Vergessen, was hinter mir liegt.*

„Was ist?“ Friedrich drehte sich nach ihr um. Er klang ungeduldig.

„Mir ist nicht ganz wohl.“ Sie strich über das Korsett. Mit angehaltenem Atem hatte sie es heute Morgen zugeschnürt. Wenn sie das Ding nur von sich reißen könnte. Und die Zeit – wenn sie die nur zurückdrehen könnte!

„Ist dir wieder übel?“ Mit besorgter Miene kam Friedrich den Weg zurück. „Es tut mir leid, dass du gestern nicht einmal ein Stück Fleisch bekommen hast.“

Zwischen tiefen Atemzügen winkte sie ab. Allein der Gedanke an Essen drohte den Bissen Brot vom Morgen ans Licht zu befördern.

„Es wird bald besser werden!“ Sie zwang sich zu lächeln. Wenigstens sagte sie damit die Wahrheit. In ein paar Wochen würde die Übelkeit verflogen sein. So war es immer gewesen. In China hatte sie die folgende Zeit stets genossen. Wilhelm war sehr fürsorglich gewesen, war auf der Missionsstation geblieben, hatte abends früher die Krankenstation geschlossen ... Doch wie würde der Mann reagieren, der ihr nun die Hand entgegenstreckte? Sie erschauerte.

„Komm, ich zieh dich.“ Friedrich angelte nach ihren Fingern.

Bereitwillig ließ sie sich das letzte Stück den Hügel hinaufziehen. „Wie schön es hier ist!“ Rebekkas Blick schweifte über beide Seen und die Landbrücke, auf der das Pfarrhaus und die Kirche saßen. „So ein großes Schiff hier?“ Sie zeigte auf einen Dampfer, der durchs glitzernde Nass tuckerte.

„Ein Ausflugsschiff. Seitdem sie die Löcknitz schiffbar gemacht haben, bringt es uns Gäste aus Berlin.“ Friedrich strich den schwarzen Mantel glatt. Unternehmungslust flackerte plötzlich in seinen Augen. „Unten am Peetzsee, da ist ein schönes Ausflugslokal. Wenn es warm wird, kann man beim Heydewirt draußen sitzen. Sonntags ist Tanz. Wenn du magst, dann ...“

„Tanz?“ Verwundert sah sie ihn an. Wenn er wüsste, was Vater dazu gesagt hätte. Seine Tochter beim Tanz! Sie biss sich auf die Lippen. Wahrscheinlich hätte es ihm die Sprache verschlagen – ganz zu schweigen von der Lage, in der sie sich jetzt befand ... „Ich kann nicht tanzen“, flüsterte sie.

„Dann zeige ich es dir.“ Bevor sie antworten konnte, legte er den Arm um ihre Taille und drehte sich mit ihr. Blätter und Backsteine sausten an ihr vorbei, während er summend einen Dreier-Takt zählte.

„Siehst du, ganz einfach.“ Er lächelte. „Aber ich bin auch etwas aus der Übung. Früher als Student und Soldat, da ...“, er verstummte, ließ sie los und rückte den Kragen zurecht.

Ihr Herz klopfte verblüfft und atemlos. Das war Tanzen? Ein Gefühl wie fliegen – oder wie sie dachte, dass es wäre. Denn geflogen war sie ja auch noch nie. Wie es wohl wäre, wie ein Vogel über den See davonzufiegen? Einfach so – weg von allem, was sie drückte?

In der Mitte des Werlsees entdeckte sie etwas Grünes. Sie kniff die Augen zusammen. „Da ist ja Land in Sicht – mitten im Wasser! Eine Insel! Die habe ich gestern Abend gar nicht gesehen!“

„Das ist die Liebesinsel.“

Argwöhnisch starrte sie ihn an.

„Sie wird wirklich so genannt“, beteuerte er. „Kurfürst Joachim II. soll dort im 16. Jahrhundert eine Hütte gehabt haben.“

„Eine Hütte? Wozu? Die Insel ist doch so klein.“

„Nun ...“, er räusperte sich, „für vergnügliche Stunden.“

Wärme schoss ihr ins Gesicht und sie bereute die Frage.

„Es ist nur eine Legende.“ Er klang beschwichtigend, doch in seinem Blick lag etwas Versonnenes. „Aber gestern wollte ich dich hinüberraubern.“

Der Wind strich kühlend über ihre heißen Wangen.

Im Park war weit und breit niemand zu sehen. Die beiden Jungen ließen irgendwo am Wasser Steine über den See hopsen. Ihr Johlen und Zählen scholl bei jedem Wurf vom Ufer hoch.

„Wolltest du mir nicht die Kirche zeigen?“ Rebekka blies sich eine Locke aus der Stirn und drehte sich zu den zwei Flügeltüren unter dem kleinen Kirchturm.

Friedrich trat neben sie und tastete über die Weste auf der Suche nach dem Schlüssel. „In Grünheide erzählt man sich noch mehr Legenden.“

Rebekka rollte belustigt mit den Augen. Was kam jetzt? Dieser Mann war doch unerwartet für so manche Überraschung gut.

„Es soll einen geheimen Gang zur Liebesinsel geben. Hier von der Kirche aus, unter dem See hindurch!“ Seine Augen funkelten, während er mit der Hand einen tiefen Bogen Richtung See beschrieb.

„Und? Weißt du, wo er ist?“ Rebekka lachte ungläubig.

„Nein. Der alte Küster hat mir davon erzählt.“

„Hast du den Geheimgang nicht gesucht?“ Enttäuscht schob sie die Unterlippe vor.

„Nicht wirklich – ich bin einem anderen Geheimnis auf der Spur.“ Er blickte über das Wasser.

„Noch eines?“

„Es steht in der Bibel.“

Sie winkte seufzend ab. „Da gibt es so manche Rätsel.“

Ein feierlicher Ausdruck legte sich über sein Gesicht, so als ob er

eine Predigt beginnen würde. „Das Geheimnis ist groß – ich deute es auf Christus und die Gemeinde.“

„Was haben die Worte aus dem Epheserbrief mit dem Geheimgang zu tun?“

„Du kennst den Vers?“ Er musterte sie überrascht. „Dann weißt du sicher auch, was dort steht: Männer sollen ihre Frauen so lieben, wie Christus seine Gemeinde liebt. Ob das umgekehrt auch für Frauen gilt?“ Er lachte, und doch verrieten seine Augen, dass für ihn mehr in dieser Frage schwang.

Ihr wurde unbehaglich. Auf was wollte er hinaus? Warum gab er sich nicht damit zufrieden, dass sie versprochen hatte, ihre Pflicht zu erfüllen? Sie hatte wahrlich genug vom Wechselbad der Gefühle, das man „Liebe“ nannte. Ihr wundes Herz würde es nicht noch einmal wagen.

Er zog den Schlüssel hervor.

„Das ist jedenfalls das Geheimnis, das ich am liebsten entdecken würde – genauso wie den Eingang zum Geheimgang der Liebesinsel.“ Der Schlüssel knackte im Schloss. „Leider habe ich den Zugang mit meiner ersten Frau nicht gefunden.“ Er ließ den Schlüssel wieder in der Tasche verschwinden.

„Wie seid ihr zusammengekommen?“, fragte Rebekka leise und bedauerte, dass die Abenteuerlust aus seinen Augen verschwunden war. Es verlieh ihm etwas Spitzbübisches, das sie bislang noch nicht an ihm entdeckt hatte.

„Meine Eltern hatten diese Ehe für mich arrangiert, wie es so üblich ist. Wichtig war ihnen nur, dass die Verbindung meinen Stand verbesserte. Roswithas Familie war adelig – jedoch arm wie eine Kirchenmaus. Dafür hatte man umso höhere Ansprüche.“ Friedrich öffnete eine der schweren Flügeltüren und trat in die Dämmerung des Kirchenschiffs. „Unsere Herzen haben sich jedoch nie gefunden. Wir hatten zwar zwei Kinder, aber Roswitha war mehr bei ihren Eltern als im Pfarrhaus. Sie sprach sogar von Trennung! Ich wäre als Pastor am Ende gewesen.“ Die Erinnerung ließ ihn bitter

schnauben. Das Geräusch hallte zwischen den leeren Bänken und der hohen Decke. „Sie lenkte nur ein, weil sie bei der Scheidung die Kinder verloren hätte.“

„Hättest du sie ihr nicht überlassen?“ Obwohl die Morgensonne ihren Rücken wärmte, schauderte Rebekka beim Gedanken an das Scheidungsrecht, das die Kinder stets dem Mann zusprach.

„Ich hätte mich schwer damit getan. Roswitha sah sich nicht in der Rolle der liebevollen, treu sorgenden Mutter. Und das wünsche ich mir für meine Kinder – bis heute.“ Er lächelte ihr zu. „Vielleicht, weil ich es selbst als Kind vermisst habe.“

Fröstelnd trat Rebekka in die dunkle Kühle. Überrascht erkannte sie unter der Empore die runden Bullaugen im Kirchenschiff wieder, die ihr bereits von außen aufgefallen waren. Wie durch viele Sonnen flutete Helligkeit ins Innere des Gotteshauses. Die zartbunten Glasstücke zerschnitten das Licht in sichtbare Strahlen. Fasziniert beobachtete sie, wie sich Friedrich vor ihr in diese Strahlen hineinbewegte. *Wie in das Skalpell bei einer Operation ...* Sie dachte an Wilhelms Operationssaal in Schaudschu.

„Als ich Bruder Daniel kennengelernt habe, hat sich viel bei mir verändert.“ Friedrich sah im Mittelgang zurück zu ihr und lächelte vielsagend. „Durch ihn habe ich auch einen Geheimgang entdeckt.“

„Zu einer Liebesinsel?“ Sie wollte ihn necken, doch er nickte plötzlich ernst.

„Ja, seine Art zu beten und die Bibel zu lesen, hat mir einen viel persönlicheren Zugang zu Gott geöffnet. Davor hatte ich nur mit dem Verstand über der Bibel gegrübelt. Das hatte ich unter Theologie verstanden. Gott ist mir dabei fern erschienen. Wie meinen Vater hatte ich ihn mir vorgestellt – streng und strafend. Aber ich habe entdeckt, Gott ist anders: eher wie ein Freund, der mich wertschätzt und mir helfend zur Seite steht.“

Er trat an den Altar und strich über die offenen Seiten der Heiligen Schrift. „Als mir das klar geworden ist, sind die Worte der Bibel plötzlich für mich lebendig geworden. Ich habe angefangen, Gott

darin reden zu hören – zu mir persönlich.“ Lächelnd zog Friedrich einen Zettel aus dem Mantel, holte Luft – doch dann hielt er inne und schwieg.

Rebekka spürte, dass es ihn Mühe kostete, das Erlebte in Worte zu fassen. Doch seine Ehrlichkeit berührte sie wie der Strahlennebel, in den sie nun hineinschritt. Die bunten Sonnenstrahlen im Hauptgang strichen warm über ihre Haut ...

In Gedanken war sie wieder im Operationssaal in Schaudschu – am liebsten hätte sie sich auch auf die Pritsche gelegt. Wie oft hatte Wilhelm dort um das Leben von Menschen gerungen! Wie oft hatte sie ihm geholfen, ihm Skalpell und Tupfer gereicht ...

Nun brauchte sie selbst eine Operation – und zwar am Herzen. Es wollte nicht mehr so schlagen wie in China. Es war verletzt, voll Groll und Schuldgefühle.

Sie erreichte Friedrich am Altar.

„Die Kirche heißt nach diesem Glasfenster.“ Friedrich zeigte auf das mittlere der drei hohen Fenster, die den Chorraum in buntes Licht tauchten. Mit dem gefundenen Schaf im Arm trat ihnen der Gute Hirte darauf entgegen, seine Füße bluteten.

„Wie kam es, dass Grete geboren wurde?“, flüsterte Rebekka. Vor der Hochzeit war ihr Friedrich so fremd und unnahbar erschienen, dass sie es nicht gewagt hätte, ihn so etwas Persönliches zu fragen. Doch nun empfand sie, dass er ihr näher rückte wegen der Schläge, die auch er erlitten hatte.

„Erst hat sich mein Glaube verändert, und dann ich ... Stück für Stück.“ Er räusperte sich. „Ich versuchte, Roswitha neu zu gewinnen. Grete war eine Frucht davon. Aber bei ihrer Geburt endete unser Weg.“ Er stützte sich an die Kante des Altars und schwieg.

Spontan wollte sie tröstend die Hand auf seine setzen, doch im letzten Moment zögerte sie und tat sie nur daneben auf den kalten Stein.

Ein Sonnenstrahl ließ den Diamanten am Ringfinger glitzern.

Friedrich schob seine Hand darauf, umfasste ihre Finger und sah

sie an. „Rebekka, ich habe Sehnsucht zu lieben und geliebt zu werden. Aber ich weiß nicht, wie es geht. Willst du mit mir den Geheimgang zur Liebesinsel suchen?“

„Du meinst ...?“ Sie schluckte.

„Ja, ich meine, das Geheimnis einer Ehe, in der sich der Himmel spiegelt.“ Er bewegte den schillernden Ring an ihrem Finger. „Wenn es in der Bibel steht, dann muss es doch möglich sein, sich so zu lieben, *wie Christus seine Gemeinde liebt!*“

Rebekka atmete tief durch. Damit hatte sie nicht gerechnet. Sie war diese Ehe aus Not und Vernunft eingegangen. Und nun kam er mit solchen Ideen!

Und überhaupt ... hatten Wilhelm und sie sich so geliebt, *wie Christus die Gemeinde*? Sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie in China völlig aufeinander angewiesen gewesen waren. Nur mit ihm hatte sie in ihrer Muttersprache von Herz zu Herz sprechen können. Ohne ihn hatte sie sich nicht vollständig gefühlt und die Lücke schmerzte noch immer, die er hinterlassen hatte.

Unsicher sah sie Friedrich an. „Warum glaubst du, dass du gerade mit mir dieses Geheimnis lüften kannst?“

„Du bist gläubig – um es mit Daniels Worten zu sagen.“

„Aber ich bin eine ganz normale Frau!“

„Du warst in der Mission! Ich dachte, wenn, dann wäre es mit einer wie dir möglich.“

„Und darum hast du mir die Ehe angeboten?“ Für einen Moment blieb ihr die Spucke weg. Sollte sie ihm gestehen, dass ihr Glaube Schiffbruch erlitten hatte? Dass sie vom Weg abgeirrt war wie ein verlorenes Schaf, das sich eigensinnig in die Wüste verirrt hatte?

Die Eingangstür krachte auf. Friedrich zog die Hand zurück.

„Vater, Jakob will die Glocken sehen!“, rief Georg. Die beiden Jungen stürmten den Gang entlang. Friedrichs strenger Blick brachte seinen Sohn zum Stehen.

„Bitte, Vater, darf ich sie ihm zeigen?“, bettelte der Junge leise.

Ohne eine Antwort abzuwarten, rannte Jakob die Treppen zur

Empore hinauf. Georg folgte ihm. „Hier geht's hoch!“, rief er ihm vor einer schmalen Holztür neben dem Harmonium zu.

Friedrich runzelte die Stirn und lud Rebekka mit einer Handbewegung ein mitzukommen.

Sie winkte ab. „Danke. Ein anderes Mal.“ *Nicht auch noch zum Glockenstuhl hochschnaufen in diesem Korsett!*

Friedrich folgte den Jungen mit schleppendem Schritt. Er verschwand auf der Empore im Treppenaufgang. Sie hörte, wie sich die Stimmen der Kinder mit dem Knarren der Stufen in den Dachboden hochbewegten.

Erschöpft ließ sie sich auf die vordere Kirchenbank fallen. Eine Strähne fiel ihr ins Gesicht. Sie fuhr sich über das Haar – einzelne Locken hatten sich aus dem Zopf gelöst. Grete war ein Wildfang und zupfte ständig an ihrem Haar, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Rebekka seufzte – den zärtlichen Umgang mit einer Mutter hatte die Kleine eben nie kennengelernt.

Sie löste ihr Haarband, nahm es zwischen die Lippen und zerzte ihren Zopf auseinander. Dann kämmte sie sich ihr offenes Haar mit den Fingern, um wieder Ordnung zu schaffen.

Sie studierte dabei die Züge des Guten Hirten über dem Altar. Seine Augen waren voll Mitgefühl und Leidenschaft. Keine Dornen, so schien es, konnten ihn davon abhalten, sein verlorenes Schaf zu suchen. Diese Dornen ... sie kannte sie nur allzu gut – all die Bitterkeit, die Zweifel, Ängste, Lügen, an denen sie sich wund gerissen hatte.

Such mich, Guter Hirte. Heb mich hoch auf deine Schultern! Ich finde nicht mehr heraus aus diesem Dickicht.

Sie stützte die Ellenbogen auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. Schwer wie ein Vorhang fielen ihr die Locken über die Schultern.

In der Bank hinter ihr knarrte es. Sie fuhr hoch.

„Ich habe dich noch nie mit offenem Haar gesehen“, flüsterte Friedrich.

„Ich dachte, du bist im Glockenstuhl.“ Eilig warf sie die Locken zurück und teilte sie in drei Stränge.

„Die Glocken finden die Jungen auch ohne mich.“ Seine Hände wanderten unter ihr Haar. Sie verbarg ihr Gesicht darin wie in einem Schleier. Ehrfürchtig ließ er die Spitzen durch die Finger gleiten. Ihr Herz klopfte. Die Wahrheit ... sie musste ans Licht. Sonst käme sie niemals aus den Dornen heraus.

„Friedrich, ich ...“, presste sie gegen den Widerstand des Korsetts hervor. „Auf dem Schiff, musst du wissen, da war ich sehr, sehr einsam und allein und in einer Nacht, da war ein Sturm ...“ Sie wehrte sich gegen das Beben, das ihren Rücken hochkroch. Doch sie war machtlos. Erst leicht, dann besitzergreifend überwältigte das Zittern ihren ganzen Körper. Tränen schossen ihr in die Augen.

Ruckartig nahm Friedrich die Hände aus ihrem Haar. „Verzeih mir, Rebekka, ich wollte dich nicht bedrängen.“ Hastig wich er zurück und trat aus der Reihe hinter ihr heraus in den Gang. Beschwichtigend hob er die Hände. „Hab keine Angst. Es geschieht nichts, was du nicht willst.“

Ich will aber! Sie wollte es schreien. *So schnell wie möglich!* Doch ihre Lippen brachten kein Wort heraus.

„Ich werde fürs Erste auf der Chaiselongue schlafen.“ Er nestelte an seinem Kragen.

Sie weinte.

„Morgens werde ich vor dir aufstehen und abends nach dir zu Bett gehen. Oder willst du, wie Roswitha, das Gästezimmer haben?“

Entsetzt schüttelte sie den Kopf.

„Wusste ich doch, dass mit dir alles besser wird.“ Er setzte sich auf die äußerste Ecke ihrer Bank, rutschte ein Stück auf sie zu und schob vorsichtig die Hand auf sie zu. „Wir lassen uns Zeit, Rebekka, versprochen.“

„Nein, nein ...“ Schluchzend schüttelte sie immer noch den Kopf.

Die Schritte der Kinder polterten auf der Empore.

Ein Freund liebt zu jeder Zeit ...



... und als Bruder für die Not
wird er geboren.
Sprüche 17,17

Grünheide, 3. Mai 1882

Friedrichs Nacken schmerzte, als er drei Tage später das Bücherregal im Wohnzimmer nach dem Bibellexikon absuchte. Es half alles nichts, er musste mit der Predigt vorankommen – es blieben nur noch vier Tage. Stöhnend streckte er den verspannten Rücken. Die Nächte auf der Chaiselongue waren unbequem, so wie damals im Soldatenzelt auf dem Feldbett im Elsass. Nur dass er jetzt noch ihre Atemzüge hörte.

Er zuckte zusammen – ein stacheliges Blatt der Stechpalme, die das Licht vor dem Wohnzimmerfenster beanspruchte, hatte sich durch sein Hemd gebohrt. Knurrend trat er gegen das schwere Tongefäß der mächtigen Zimmerstaude. Wie oft hatte er mit Roswitha gestritten, ob das scheußliche Ding vor dem Fenster stehen musste. Aber es war ein Geschenk ihrer Eltern gewesen.

Sein Blick fiel durch das stachelige Grün hinaus in den Garten. Er kniff die Augen zusammen. Was tat Rebekka da?

Mit einem Tablett voll Gläser, Krug und Kuchen stapfte sie auf die beiden Männer zu, die auf seine Anweisung hin die Wiese um das Pfarrhaus für das Begrüßungsfest am Sonntag mähten. Sie rief Anton und dem Vikar etwas zu, doch Friedrich hörte nur die hellen

Stimmen der Kinder unter dem Nussbaum, die durch die offene Tür der Veranda hineindringen.

Die Angesprochenen blickten einander erstaunt an, wischten sich über die Stirn, warfen die Sensen ins Gras und folgten Rebekka mit dankbarem Blick.

Sie stellte das Tablett auf den kleinen Tisch unter dem Nussbaum, an dem Friedrich gerne saß und las. Die Kinder sprangen herbei. Sie schenkte jedem ein, lachte und scherzte mit den Männern und reichte ihnen ein Stück Hefezopf. Offensichtlich war er frisch gebacken. Warum hatte sie ihm noch nichts angeboten? Mit spitzen Fingern knickte er den lästigen Zweig vor sich an der Stechpalme ab.

Während die jungen Männer kauten, pflückte sie im Gras einen Strauß Wiesenblumen. Die Blicke der beiden klebten an ihr. Sie tuschelten miteinander. Friedrich presste die Lippen aufeinander.

Du bist ihr gleichgültig. Mach dir nichts vor, alter Narr. Du bist ihr Vertragspartner, mehr nicht. Gut genug, um zu zahlen.

Wieder stach er sich. Wütend riss er den Zweig ab.

Er hatte sich weit vorgewagt. So weit wie noch nie. All seine Gefühle hatte er ihr gestanden. Doch er war ins Leere gelaufen. Ihr Herz war nicht frei für ihn. Eine unsichtbare Mauer trennte sie – und er wusste nicht, wie er sie überwinden sollte.

Er trat nach dem Zweig am Boden und sah wieder hinaus. Der Vikar war wieder an der Sense. Doch Anton, dieser Taugenichts, plauderte angeregt mit ihr. Rebekka zeigte auf den verwilderten Gemüsegarten am Haus und stapfte mit ihm durch das Gras darauf zu. Der Stallbursche pflückte im Gehen eine Blume und gab sie ihr. Lachend fügte sie die Blüten ihrem Wiesenstrauß hinzu und strich eine Locke zurück.

Genug. Friedrich sprang über die Türschwelle auf die Veranda. „Rebekka!“ Sein Ton war schärfer als beabsichtigt.

Die Männer blickten zu ihm herüber und Anton eilte an seine Sense. Die Wiesenblumen fielen unter den kräftigen Bewegungen der Männerarme. Rebekka kam mit dem Strauß im Arm zur Veranda.

Ihrem offenen Blick hielt er mit ernster Miene stand. „Was machst du da?“

„Ich habe den Männern etwas zu trinken gebracht.“

„Für solche Aufgaben haben wir Dienstpersonal!“

„Anni hütet die Kleinen, Emma spült gerade ein letztes Mal Geschirr. Außerdem wird uns jeder Becher Wasser vergolten, den wir einem Durstigen reichen, sagt die Bibel.“ Ihr unbeschwertes Lachen reizte ihn.

„Diese Stelle bezieht sich auf Propheten, meine Liebe.“

„Woher weißt du, dass es keine Propheten sind?“ Keck reckte sie ihr Kinn.

„Anton und der Vikar?“ Er schnaubte.

„Manchmal beherbergen wir sogar Engel, ohne es zu wissen – steht auch in der Bibel.“ Sie steckte die Nase in die Blumen und wollte an ihm vorbei ins Haus.

Er packte sie am Oberarm. „Vielleicht solltest du es mir überlassen, die Bibel auszulegen!“

Erschrocken sah sie auf seine Hand. Ihre Lippen bebten. „Ich habe Anton nur gebeten, mir den Garten umzustechen.“

„Wichtiger ist, dass deine Engel das Gras zusammenrechen. Sonst wird am Sonntag beim Picknick keiner die Decke ausbreiten wollen.“ Er ließ sie los.

Rebekka sah ihn überrascht an. „Was ist am Sonntag?“

Heiß durchfuhr ihn die Erkenntnis, dass er vergessen hatte, ihr seine Pläne mitzuteilen. Wie hatte er das nur übersehen können? Die letzten Tage mit Rebekka hatten ihn völlig aus dem Takt gebracht. Es lief einfach nicht, wie er es sich vorgestellt hatte. „Vor zwei Wochen habe ich in der Kirche unsere Vermählung bekannt gegeben. Dabei habe ich die Gemeinde für diesen Sonntag nach dem Gottesdienst in den Pfarrgarten eingeladen.“

„Die ganze Gemeinde?“

„Ja. Zu einem kleinen Empfang. Kümmere dich bitte um die Bewirtung – das ist deine Sache.“

„Wie bitte?“ In Rebekkas Augen stand blankes Entsetzen.

Die fünf Schläge der Standuhr erinnerten Friedrich an das, was er ursprünglich im Wohnzimmer gesucht hatte: Das Bibellexikon.

Sie folgte ihm an das lange Bücherregal neben dem Fenster. „Und wie viele Gäste erwarten wir?“

Friedrich überflog die Regalreihen nach dem Gesuchten. „Das kann ich nicht genau sagen.“ Hatte er das Lexikon doch im Studierzimmer gelassen?

„Aber Friedrich, du musst doch wissen, wer kommt!“

„Eingeladen sind alle – von den Bauern und Arbeitern über die Fabrikanten bis hin zum Bürgermeister.“

Der Predigtkommentar des Generalsuperintendenten Büchsel könnte ihm auch nützlich sein. Er griff danach. Die Kirche am Sonntag würde so voll werden wie an Weihnachten und er wollte mit Brillanz überzeugen. Doch genau dieser Anspruch lähmte ihn. Er brauchte jetzt Zeit und Ruhe.

Rebekka trat ihm in den Weg, die Arme in die Hüften gestützt. „Friedrich, bitte: Was verstehst du unter Bewirtung? Ich habe seit acht Jahren nicht mehr hier eingekauft, geschweige denn in Grünheide! Und Emma verlässt uns heute als Haushälterin.“

Er seufzte. Es führte wohl kein Weg daran vorbei, die Verteilung der Aufgaben im Pfarrhaus zu klären. Schließlich lag ihr ja so viel an der Pflicht – mehr als an der Liebe. Grimmig klemmte er das Buch unter den Arm – er ahnte, dass er sie überrumpelte, aber ließ sie ihn nicht auch mit seinen Hoffnungen im Regen stehen? „Rebekka, hör zu, du bist hier zuständig für das Personal, die Kinder, Küche, Kranke ... Damit will ich nichts zu tun haben. Kirche und Bibel sind in unserem Hause meine Sache. Meinetwegen kümmerge dich noch um Arme, Alte und ... Engel. Wenn jeder von uns seine Pflicht tut, wird es bestens laufen.“ Er hob das Kinn und ging in Richtung Tür.

„Aber Friedrich! Wie soll ich das schaffen?“ Sie atmete hörbar aus und eilte hinter ihm her. „Ich will ja tun, was ich kann, und alles,

was du willst, aber wenn du nichts sagst, wie soll ich dann ...?“

Er drehte sich um, zog ein rotes Band aus der Hosentasche und hielt es ihr vor die Nase. „Das binde ich jetzt an die Klinke meines Studierzimmers. Es bedeutet, dass ich Ruhe wünsche – absolute Ruhe. Sag das deinen Kindern – meine wissen es!“

Auf der Türschwelle fiel sein Blick auf die Garderobe. „Noch etwas“, er zeigte auf ihre Schuhe. „Du kaufst dir heute beim Schuster neue Stiefel. So kannst du vielleicht in China herumlaufen, aber nicht als Pfarrfrau in Grünheide. Die Leute am Sonntag werden dich unter die Lupe nehmen.“

Rebekka sah verlegen an sich herab.

„Hier ...“ Er zählte zwölf Mark im Geldbeutel zusammen, in der Hoffnung, dass es reichen würde. Seine Ersparnisse waren fast am Ende – er musste ab jetzt wieder ein paar Mark im Monat zur Seite bringen. „Ich will es nicht im Opferkasten finden!“ Er sah sie streng an. „Außerdem schneidest du Jakob die Haare. Ich wünsche tadelloses Erscheinen!“

„Aber Jakob wird das nicht wollen!“

„Nicht wollen? Seit wann entscheidet ein Kind?“

„Die langen Haare sind für ihn ein Stück China. Er hat einen Zopf wie alle Männer und Jungen dort – nur Räuber und Banditen haben keinen.“

Friedrich schüttelte den Kopf. „Höchste Zeit, dass dein Sohn begreift, dass wir in Preußen sind. Hier wird alles auf die Goldwaage gelegt – deine Frisur, deine Kleidung, dein Benehmen! Das Pfarrhaus ist ein Glashaus. Alle sehen auf uns!“

Die Münzen klimpern auf dem Esstisch. Stumm senkte sie den Blick. Er straffte die Schultern. Wenigstens kannte sie jetzt ihre Pflicht. Zumindest den ersten Teil.



Rebekka starrte auf das Geld. Sie legte die Wiesenblumen daneben auf den Tisch und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen. Die letzten Tage hatte Emma sie in den Haushalt eingewiesen. Der Kopf brummte ihr noch davon! Und nun sollte sie die Gemeinde bewirten? In so kurzer Zeit? An einem fremden Ort? Mit was? Wie?

Tränen schossen ihr in die Augen. Alles hatte sie ihm recht machen wollen. Sie hatte sich anstrengen wollen. Er sollte sie behalten wollen, wenn die Wahrheit ans Licht käme. So war ihr Plan gewesen. Aber was er forderte, war schlicht unmöglich! Sie konnte kein Stroh zu Gold spinnen. Weinend ließ sie auf der Tischplatte den Kopf in den Arm sinken.

Ich weiß, ich verdiene es nicht ... aber hilf mir, Heiland. Hilf mir!

Plötzlich spürte sie, wie sich eine Hand sanft auf ihre Schulter legte. Durch den Tränenschleier sah sie ein Lächeln.

Ein Engel?

„Na, was ist denn?“, fragte die Stimme liebevoll.

„Die Bewirtung am Sonntag ...“, schluchzte sie. „Ich weiß nicht, was ich für wie viele wo einkaufen und vorbereiten soll.“

Neben ihr wurde etwas scharrend auf dem Boden abgesetzt. „Ich helfe Ihnen, Frau Pastor. Wir schaffen das!“

Rebekka wischte sich schniefend über die Augen. „Wirklich Emma? Aber Sie sind doch entlassen.“

„Na und? Dann helfe ich eben so. Mein Bruder kommt in der Bäckerei auch ohne mich klar.“ Die Haushälterin schob ihren Koffer mit dem Fuß zur Seite.

„Das würden Sie tun? Sie sind ein Engel, Emma.“

„Sie auch, Frau Pastor. Seitdem Sie da sind, scheint hier die Sonne!“

„Sind Sie mir nicht böse?“

„Böse, warum?“

„Weil ich den Pastor geheiratet habe, ohne zu wissen, dass Sie ihn gerne ...“

Sie zischte verächtlich. „Der hat mich gar nicht verdient – und Sie

auch nicht.“ Die Haushälterin schielte zur Tür, zog ein Taschentuch heraus und trocknete Rebekkas Wangen. „Der Herr Pastor sollte uns nicht so vertraulich sehen, gnädige Frau.“

„Können Sie mich nicht Rebekka nennen?“

Die Haushälterin hob beschwörend den Finger. „Ich warne Sie, gnädige Frau, der Herr Pastor kann sehr zornig werden. Sie ahnen nicht, wie es hier schon zuging.“

Ein Schauer kroch über Rebekkas Rücken. „Können Sie nicht wenigstens *Schwester* Rebekka zu mir sagen – wie die anderen bei der Berliner Mission?“

„Schwester Rebekka?“ Ein Engelslächeln huschte über Emmas Gesicht. „Aber nur, wenn es der Herr Pastor nicht hört.“

An der offenen Tür zur Veranda klopfte es. Anton, der Stallbursche, hüstelte. „Ich mach mich jetzt an die Gartenbeete, Frau Pastor.“

Sie nickte. *Der Garten!* Das war die Lösung! Sie würde Emma auf eigene Faust von ihrem Haushaltsgeld anstellen, das Friedrich ihr zugeteilt hatte.

„Wenn wir mit den 150 Mark im Monat sparsam wirtschaften, Emma, und den Garten anlegen, dann könnten wir einen Lohn für Sie zusammenbringen. Mehr als acht Mark werden es im Monat zwar nicht sein, aber wenn Sie mir wenigstens einen halben Tag helfen könnten, wäre ich mehr als gerettet.“ Sie strich den Rock am Bund glatt.

„Das wird gehen. Ich kann bei meinem Bruder frei wohnen. Natürlich muss ich ihm in der Bäckerei zur Hand gehen, aber das bringt uns Brot vom Vortag ein.“ Die Haushälterin zwinkerte und hielt ihr die Hand hin.

Rebekka schlug ein. „Und als Erstes schaffen wir diese Stechpalmen hinaus. Die Kleinen tun sich jeden Tag daran weh.“ Entschlossen stand sie auf.

„Ohne ihn zu fragen?“ Emma zögerte, dann kicherte sie.

„Manchmal müssen wir die Dinge selbst in die Hand nehmen,

wenn wir etwas verändern wollen“, entgegnete Rebekka und dachte an jenen Tag auf See, als sie Pierrot draußen stehen gelassen hatte ...



Drei Tage nach dem Sturm

Es kratzte an der Tür ihrer Schiffskabine.

„Rebekka?“ Sofort erkannte sie die leise Stimme und drehte sich in ihrer Koje zur Holzwand. Wellen klatschten von außen dagegen.

Nie mehr werde ich dir öffnen! Such dir eine andere im nächsten Hafen. Die höhnenden Worte des widerlichen Offiziers hallten ihr im Kopf und stachen ihr ins Herz. Was, wenn es wahr wäre? Wenn sie nur eine von vielen für ihn war? Aber hatte sie sich wirklich so getäuscht in Pierrot? Sie waren einander doch so nah, so innig verbunden gewesen ...

Es klopfte wieder leise am Holz. „Rebekka, bist du wach? Ich vermisse dich!“ Die Türklinke bewegte sich, doch sie hatte hinter Jakob abgeschlossen, als der Junge an Deck gegangen war. Sie zog die Woldecke über den Kopf. Pierrots Flehen quälte sie. Alles in ihr sehnte sich nach dem Halt in seinen Armen, seinem Geruch, seinem leidenschaftlichen Flüstern. Sie drehte sich auf den Rücken. Sollte sie öffnen? Ihr Verstand schob den Riegel vor. Nein, es hätte keinen Zweck, ihre Gefühle keine Zukunft. Schlimm genug, dass sie ihm nachgegeben hatte ...

Beim nächsten Pochen stand Sofie mit allen Vieren vom Boden auf, tappte zur Tür und patschte mit dem Zwieback daran.

„Da?“ Die Kleine lachte.

„Sofie, sag deiner Mutter, dass sie mir aufmachen soll! Sonst hole ich den Schlüssel und öffne von außen.“

Sofie kam zu ihr an die Kojе. Rebekka spürte nasse Zwieback-Krümel auf der Wange und drehte sich zu ihr.

„Rebekka, ich sorge mich um dich.“ Pierrot kratzte am Holz. „Zwei Tage bist du nicht zum Essen gekommen. Was ist los?“

Sie biss sich auf die Lippen.

Nein, ich will dich nicht sehen – nie mehr. Es ist besser, wir bleiben auf Abstand. Was, wenn uns die Strudel wieder fortreißen?

Ein Schluchzen stieg aus ihrer Brust empor. Erneut stach der Schmerz wie ein Messer durch die Stirn und ließ sie aufstöhnen. Ihr Kopf war ein einziges Brummen, seitdem sie der Sturm durch die Kabine gewirbelt hatte.

„Frau von Sassnitz, hier spricht der Kapitän, öffnen Sie!“ Sein Pochen verlangte Gehorsam genauso wie der scharfe Kommandoton, mit dem er an Bord die Befehle gab. „Ich muss Sie sprechen.“

„Ich kann nicht. Ich bin krank.“ Sie schluchzte es trotzig.

Mit einem Seufzen schlurften seine Schritte davon.

Verschlafen blinzelte Rebekka eine Stunde später in den Schein einer Petroleumlampe. Im Nebel der Kopfschmerzen sah sie, wie sich drei Gesichter über sie beugten.

„Sie wacht auf“, hörte sie Pierrot sagen.

„Mutter?“ Jakob kroch nah an sie heran.

„Untersuchen Sie die Frau, Doktor. Seit zwei Tagen liegt sie hier unversorgt und ist nicht zum Essen im Salon erschienen.“ Ein großer Schlüsselbund klirrte, den Pierrot in der Jacke verschwinden ließ.

Die Hand eines Mannes legte sich auf ihre Stirn und lüftete den Verband an der Stirn. Sie erkannte den Schiffsarzt an seinen geübten Griffen. „Sie hat sich kräftig den Kopf angeschlagen, würde ich sagen.“ Er zog ihr die Augendeckel hoch, fühlte den Puls.

„Eine Gehirnerschütterung?“ Sie hörte die Betroffenheit in Pierrots Stimme. „Das tut mir wirklich leid. Ich hatte ihren Zustand nicht für so ernst gehalten.“

Der Arzt betastete einen blauen Fleck an ihrer Stirn, an der Schulter und am Oberarm. „Ruhe, strenge Bettruhe und ausreichend zu trinken. Sonst trocknet sie uns hier unten noch aus. Kann der Junge darauf achten?“ Zweifelnd blickte der Schiffsarzt auf Jakob, der sich sofort an sie schmiegte.

„Ich lasse Frau von Sassnitz in meine Kajüte bringen und achte selbst auf Sie. Ich fühle mich für das Wohl meiner Passagiere verantwortlich. Ich werde nachts hier in ihrer Kabine schlafen.“

Der Schiffsarzt runzelte die Stirn. „Wie Sie wünschen, Kapitän.“

Rebekka zweifelte, ob sie richtig verstanden hatte. Abwehrend hob sie die Hand. Doch ihr „Nein“ verhallte. Kurze Zeit später trugen zwei Matrosen sie in einer Hängematte an den Ort, den sie nie mehr hatte betreten wollen.



Friedrich blies den Rauch in die Luft. Unruhig schritt er im Dämmerlicht das Wohnzimmer auf und ab. Es war einer der seltenen Momente, in denen er sich eine Zigarre von der Anrichte genommen hatte, die er sonst nur wichtigen Gästen anbot.

„Es kann doch nicht sein, dass sie noch nicht vom Schuster zurück ist!“ Er zog am glimmenden Stängel und schritt vom Salon zurück ins Esszimmer. „Und wozu hat sie die beiden Kinder mit?“

Geduckt auf den Stühlen folgten Georg und Lene ihm mit den Augen quer durch den Raum, über dem sich der Qualm verdichtete. Wieder zog er die Taschenuhr aus der Westentasche und klappte den Silberdeckel auf.

„Herr Pastor, die Kinder sollten jetzt essen und dann zu Bett.“ Die Haushälterin drehte das Licht im Petroleumleuchter über dem Esstisch hoch. Der Schein fiel auf Brot, Butter und eine Suppenschüssel. An Friedrichs Platz lag ein Stück Wurst – doch die Sorge

raubte ihm den Appetit. Annie versuchte Grete mit einer Brotrinde zu besänftigen. Doch die Kleine kreischte nur.

Emma nahm ihren Koffer hoch, der neben der Anrichte gestanden hatte. „Wenn’s recht ist, geh ich jetzt, Herr Pastor. Ich wohne wieder bei meinem Bruder.“

Er nickte seufzend.

„Ich habe mit Ihrer Frau vereinbart, dass ich ihr weiterhin helfe – für einen kleinen Lohn aus der Haushaltskasse.“

Friedrich hustete. Ohne Absprache mit ihm? Doch ihm war in diesem Moment nicht nach einem Streit mit Emma, darum schluckte er den Ärger hinunter. Mit langen Schritten ging er wieder durchs Wohnzimmer auf die Veranda zu.

Er stutzte. Wo waren die Stechpalmen? Durch das Wohnzimmerfenster entdeckte er das Stachelgewächs draußen auf der Veranda. *Rebekka!* Ohne ihn zu fragen, begann sie seine Welt zu verändern! Ihr Eigensinn pickste ihn. Aber er musste zugeben, das Wohnzimmer wirkte viel heller und freundlicher. Ungehindert glitt sein Blick nun durchs Fenster über die gemähte Wiese zum See.

Vielleicht hatte er sie heute Morgen doch zu hart angefahren. Mit dieser Art würde er sie nie gewinnen. Er nahm die Zigarre von den Lippen und blies den Rauch durch die Nase. *Ich muss sie weich lieben, geduldig sein ... und ich muss sie finden!*

Er drehte sich zurück zum Esszimmer. Die Haushälterin trat gerade in den Gang.

„Emma, lassen Sie Anton mein Pferd satteln! Sie wird sich verlaufen haben. Ich gehe sie suchen.“ Hastig drückte er die Zigarre aus. „Esst ohne mich! Annie bringt euch ins Bett.“

Lene fing an zu weinen. „Wo ist Mutter? Kommt sie nie wieder?“

Friedrich küsste sie sanft auf die Wange. Wie lange hatte er das nicht mehr getan? Er strich ihr über das sorgfältig geflochtene Haar.

„Ich finde sie. Hab keine Angst, Lene!“ Er drückte sie vorsichtig. Das Kind war völlig verändert, seit Rebekka im Haus war. Noch

nie hatte er seine Tochter so fröhlich und unbeschwert erlebt. Und Grete erst ... Rebekka war bereits nach wenigen Tagen im Haus unentbehrlich.

Anton hielt ihm das fertig gesattelte Pferd vor dem Stall zum Aufsteigen bereit. Er stieg in den Bügel, schwang das Bein über den Sattel und ritt los. Doch wohin sollte er das Pferd lenken? Zuerst zum Schuster.

Die Straßen gähnten in der Dämmerung, während der Rappe in schnellem Schritt über das Pflaster der Hauptstraße von Grünheide trabte.

Der Schuhmacher erschien auf sein Läuten an der Tür. „Die Frau Pastor?“ Der Mann lächelte. „Der habe ich schon vor über drei Stunden die schönsten Stiefel verkauft, die ich hatte!“

Friedrich stieg wieder auf. Er ritt zum Hafen und zur Bootsanlegestelle der Schiffer, suchte die Straßen der noblen Residenzen ab, trabte hin zur Schule, am Rathaus vorbei und zu den einfachen Häusern der Fischer am Werlsee. Vielleicht war sie ja irgendwo falsch abgebogen?

Mit jedem Hufschlag wuchs seine Verzweiflung. Er ritt die Ufer ab. Was, wenn ihr etwas zugestoßen war oder ... er sie gar vergrault hatte? War sie am Ende zur Mission zurückgefahren? Er lenkte den Rappen auf die lange gerade Straße, die in Richtung Bahnhof führte.

An der Kreuzung im Wald lupfte ein grauhaariger Mann in abgetragener Kleidung den löchrigen Hut. „Guten Abend, Herr Pastor!“

Friedrich rückte den Kragen zurecht und nickte ihm zu. Nach der rußgeschwärzten Kleidung zu urteilen, kam der Mann aus der Siedlung der Teerköhler am Waldrand.

„Ihre Frau ist ein Segen! Wenn die nicht gekommen wäre ...“ Der Alte lachte zahnlos. „Ohne sie hätte die Liese wohl morgen die Augen nicht mehr aufgetan.“

„Ich suche meine Frau! Ist sie etwa bei den Köhlerhütten?“

Der Grauhaarige nickte und zeigte in Richtung der Rauchsäulen, die in der Ferne von einer Waldlichtung aufstiegen.

Friedrich wusste, dass dort die armseligen Hütten der Teerschwe-ler standen. Er hob die Hand zum Gruß und hackte seinem Rappen ungeduldig in die Flanken.

Je näher er an die Siedlung herankam, desto deutlicher flackerten die Feuer der Teermeiler, aus denen die Tagelöhner in harter Arbeit Holzkohle sowie Pech für den Schiffsbau gewannen. Schwaden von beißendem Rauch durchzogen die frische Waldluft. Der schmale Weg zur Siedlung war gesäumt von unzähligen Stämmen gefällter Kiefern, deren Holz die Teerschwe-ler überall im Wald zu kleinen Hügeln aufgeschichtet hatten, um darin tagelang die Glut schwelen zu lassen, bis das Feuer seinen Dienst getan hatte.

Ein unheimliches Gefühl beschlich Friedrich – nur ein einziges Mal hatte er sich zu Beginn seines Dienstes in diese Ecke von Grün-heide gewagt. Damals hatte ihn hier niemand willkommen gehei-ßen. Das Leben der Tagelöhner schien zu hart für den Glauben an einen guten Gott. Seine Einladung in die Kirche war an star-ren Mienen abgeprallt. Diese Leute kannten keinen Sonntag – der Kampf ums Überleben forderte sie jeden Tag.

Friedrich ritt auf die Hügel mit dem brennenden Schein zu, wäh-rend die Dunkelheit den Wald immer dichter um ihn zog. Es roch nach Rauch und Teer. Kurz vor den armseligen Hütten brachte er sein Pferd zum Stehen.

Er kniff die Augen zusammen. Waren das nicht Rebekkas Um-risse inmitten einiger Gestalten vor einem der auffälligen Häuser? Sie hatte Sofie auf der Hüfte und den Arm um Jakob gelegt.

„Die kalten Umschläge wechselst du so oft wie möglich, Käthe. Mach etwas Essig dazu. Heute Nacht erneuerst du die Kohlblätter am Rücken. Walke sie davor, so wie ich es dir gezeigt habe.“ Sie umarmte eine hagere Frau. „Vom Lindenblütentee wann immer sie will! Sie wird es schaffen!“

„Danke, Frau Pastor.“ Ein großer Mann mit breitem Filzhut

drückte ihr sichtlich bewegt beide Hände. Ein paar zerlumppte Kinder in allen Größen standen mit großen Augen um sie herum. Jakob schmiegte sich an seine Mutter.

Leise stieg Friedrich ab. „Rebekka?“

Die Gruppe drehte sich ihm zu.

„Friedrich! Woher weißt du ...?“ Ein unsicheres Lächeln überflog ihr Gesicht. Sie wischte sich erschöpft eine Strähne aus dem Gesicht.

Der große Mann mit dem Filzhut trat mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. „Ich wollte Ihre Frau gerade nach Hause begleiten, Herr Pastor.“ Die Stimme des Hünen klang heiser und Friedrich zuckte unter seinem Händedruck zusammen. „Danke, dass Sie Ihre Frau geschickt haben! Sie ist ein Engel.“

Friedrich nickte und musterte das wettergegerbte Gesicht im Halbdunkel des flackernden Lichts. Er war unrasiert und eine Narbe zog sich über eine dunkle Augenbraue zur Stirn hoch. War das nicht der Wortführer der Teerschweler, der ihn damals unsanft hinausgeworfen hatte, als er die Hütten hatte besuchen wollen? Er schluckte.

Stumm bot er seiner Frau den Arm an. Sie hakte sich ein und winkte zum Abschied. Der Hüne mit dem Filzhut wartete neben dem Rappen und verschränkte vor Rebekka die Hände als Leiter zum Aufsteigen. Dann reichte er ihr Jakob und Sofie aufs Pferd. Friedrich schwang sich im Sattel hinter die drei.

Schweigend ritten sie in die Dunkelheit hinaus, bis die tanzenden Schatten der Bäume im Licht der flackernden Teermeiler auf dem Waldweg immer kleiner wurden. Bald schon waren zwischen dem Klappern der Hufe die tiefen Atemzüge der Kinder zu hören.

Friedrich sog den Geruch von Teer und Ruß in ihren Haaren ein. Sie roch fremd. Doch die Wärme ihres Körpers, der zwischen seinen Armen schaukelte, entfachte etwas in ihm. Vorsichtig beugte er sich vor und berührte mit der Nase ihre Locken.

Sie wendete den Kopf zu ihm um.

Er richtete sich im Sattel auf. „Ich habe dich überall gesucht. Lene hat sich geängstigt.“

„Es tut mir leid, Friedrich.“ Sie senkte den Blick. „Ich hatte eine Frau nach dem Weg gefragt. Die hat so elend ausgesehen. Sie hat mich gebeten, mit ihr zu den Hütten der Teerschweler zu kommen. Ihre Schwester Liese ist guter Hoffnung. Doch sie hat hohes Fieber. Ich habe ihr feuchte Wickel gemacht und Tee gekocht.“ Sie unterdrückte ein Gähnen und legte die Hand auf seinen Arm, mit dem er die Zügel hielt. „Danke, dass du mich gesucht hast. Ich hatte schon Angst vor dem weiten Heimweg und Jakob hätte ich nicht tragen können.“

Täuschte er sich? Oder lehnte sie sich immer mehr an ihn? Wärme durchfloss ihn.

„Du kannst dir nicht vorstellen, Friedrich, wie diese Menschen leben, zusammengepfercht in einem Raum. Die Häuser haben nur Erdboden. Mit einem einzigen Bett für alle, ohne Bettzeug, nur mit Lumpen. Die Wäsche und die Windeln trocknen sie an der Decke. Der Putz an den Wänden ist voll Schimmel.“ Ihre Hand umklammerte seinen Ärmel. „Eine Not wie in China – oder in den Mietskasernen von Berlin.“

„Not hat überall ein hässliches Gesicht.“ Vorsichtig schob er einen Arm um ihren Bauch.

„Ich habe sie alle für Sonntag in den Gottesdienst eingeladen.“ Sie drehte den Kopf um, ihre Augen glitzerten im Mondschein.

„Meine Missionarin!“ Er schmunzelte. „Sie werden nicht kommen. Ich habe es schon versucht. Sie sind voll Misstrauen. Sie erwarten nichts von uns oder Gott. Das Leben ist für sie ein zu harter Kampf.“

„Ich kann sie verstehen. Manches im Leben hat mich auch schon an Gott zweifeln lassen.“

Er zog sie behutsam näher zu sich. „In der Bibel heißt es doch, dass denen, die Gott lieben, alles zum Besten dienen muss – alles, Rebekka ...“

„Diese Worte können auch schmerzen, Friedrich. Sehr sogar. Ich habe nicht alles verstanden, was mir geschehen ist. Wie soll es mir jemals zum Guten dienen?“

Am Ortseingang leuchteten ihnen die ersten Fenster entgegen.

„Doch, Rebekka ... Ich sehe schon Gutes von Gott inmitten von Schmerzen. Es ist hier in meinem Arm.“ Er hauchte einen Kuss auf ihr Haar.

Sie drehte ihm ihr Gesicht zu – in den Augen schimmerte etwas Zartes. Ihre Lippen öffneten sich, als wollte sie etwas sagen. Dann schloss sie den Mund wieder und betrachtete die ersten Häuser von Grünheide. „Morgen gehe ich noch einmal hin und sehe nach der Schwangeren. Für das Fest ist alles bereit, Friedrich.“ Er spürte, wie sich ihr Rücken anspannte. „Emma wird mir helfen am Sonntag – und auch sonst noch ... weiterhin. Wir haben es so ausgemacht.“ Sie schien ängstlich zu lauschen. Eine Locke strich über seine Wangen. Er beschloss, sie ein anderes Mal zur Rede zu stellen.

„Ich habe auch neue Schuhe gekauft, wie du es gewünscht hast!“ Sie spreizte einen Fuß vom Pferd ab und zog ihren Rock bis zum Knöchel zurück. „Danke für alles, Friedrich.“

Er begutachtete den Stiefel zufrieden im Halbdunkel einer Gaslaterne. „Die alten kannst du tragen, wenn du den Garten neu bepflanzt. Anton hat ihn schon umgestochen.“

„Ich habe die alten Stiefel verschenkt – und auch das restliche Geld habe ich dort gelassen. Ich hoffe, du bist mir nicht böse.“ Sie hielt die Luft an.

„Meine Frau schenkt uns arm.“

„Ich fühle mich heute Abend sehr reich!“

Ein Lichtschein fiel durch das Bogenfenster neben der Tür des Pfarrhauses. Er berührte ihr Haar noch einmal mit der Nasenspitze. „Ich auch, Rebekka, ich auch.“

Denn jedermann weiß ...



... dass du eine tugendsame Frau bist.
Ruth 3,11

Grünheide, 7. Mai 1882

Rebekka drehte sich am Sonntagmorgen schräg zum Spiegel des Frisiertisches. Prüfend straffte sie wie immer ihr Unterkleid um den Bauch. *Noch nichts zu sehen.* Sie atmete auf. *Oder doch?*

Ein flaues Gefühl durchgrub ihren Magen, während sie das Korsett überstreifte. Entschlossen zog sie an den oberen Schnüren unter ihrer Brust und arbeitete sich Öse für Öse, Schlaufe für Schlaufe nach unten zu ihrer Taille vor. Immer dichter schloss sich der Panzer um die Rippen. Sie hielt die Luft an. Fester ... es musste noch fester sein. Keiner durfte an diesem Tag Verdacht schöpfen. Sie musste ihm gefallen ... sie musste! Und allen anderen auch. Ihr Überleben hing davon ab.

Sie holte ihr rosafarbenes Hochzeitskleid aus dem Schrank und hängte es am Bügel neben den schwarzen Talar. Ein letztes Mal fuhr sie mit der Bürste darüber sowie über das lange Pastorengewand.

Mit dem Fuß schob sie die weiße Emaille-Schüssel tiefer unter den Frisiertisch. Morgen für Morgen war die flache Waschschüssel ihre Verbündete. Da er stets vor ihr das Zimmer verließ, hatte sie die Übelkeit bislang verbergen können. Sie seufzte. Ihr Plan wollte nicht glücken. Friedrich wich ihr höflich aus. Und mit jedem Tag wuchs ihre Furcht.

Durch die Gardinen leuchtete der Himmel in strahlendem Blau – ein Maisonntag, wie geschaffen für das Begrüßungsfest hinter dem

Pfarrhaus. Sie trat mit der Bürste ans hohe Fenster, schob die Gardine zurück und fuhr sich durchs Haar. War das nicht Friedrich auf der Bank am See? Mit einer Bibel in den Händen?

Plötzlich legte er das Buch zur Seite und zog sein Hemd aus. Rebekka trat vor Schreck hinter den Vorhang. War das eine Narbe, die sich zwischen den Muskeln auf dem breiten Rücken abzeichnete? Vermutlich von einem Säbelhieb – er musste im Krieg verwundet worden sein.

Nun stieg er in Unterkleidern aus der Hose. Was hatte er vor?

Mit hochgezogenen Knien rannte er über den Strand auf den Steg zu und verschwand mit einem Satz im Wasser. Erst einige Meter später tauchte er prustend wieder auf und schwamm in großen Zügen in den See hinaus in Richtung Liebesinsel.

Rebekka lächelte. Mit einem gezielten Kopfschwung warf sie ihr offenes Haar hinter die Schultern und griff prüfend in die Locken.

Ob sie ihm gefallen würde – auch wenn er alles wüsste?

Rebekka konnte seine Anspannung fühlen, als sie an Friedrichs Seite den Weg zum Gottesdienst hochschritt. Sein schwarzer Talar wogte feierlich bei jeder Bewegung. Nur mühsam schien er sein Tempo zu zügeln, damit sie und die Kinder mithalten konnten. Keuchend krallte sie sich mit einer Hand an seinen Ellenbogen, mit der anderen umklammerte sie Grete auf der Hüfte. Sie schielte nach Sofie, die an Lenes Hand neben ihr ging, dahinter Jakob und Georg – alle geschniegelt und gebügelt.

Das Geläut der Kirchenglocken drang durch die Holzlamellen im Dachstuhl. Rebekka konzentrierte sich auf das Eisenkreuz auf dem kleinen Kirchturm, um den vielen Blicken auszuweichen, die sich vor dem Kirchenschiff neugierig auf die Schar richteten, die mit dem Pastor den Berg hinaufkam. Der Mann an ihrer Seite grüßte in alle Richtungen. Sie entschloss sich, tapfer ein Lächeln aufzusetzen.

„Der Bürgermeister und seine Frau“, raunte ihr Friedrich zu.

„Der Berliner Amtsgerichtsrat Jeschke, ... der Apotheker, ... der Schuldirektor ... Sieh an, sogar der Wirt vom Hafen.“

Sie nickte freundlich im Takt, ohne irgendeinen in der Menge zu erkennen. Plötzlich entdeckte sie abseits im Schatten eines Baumes ein paar ärmliche Gestalten.

„Dort! Die Tagelöhner!“ Leise stieß sie einen Jauchzer aus und wollte auf die Gruppe zueilen.

„Du bleibst bei mir.“ Friedrich klemmte ihren Ellenbogen fest. „Fünf Jahre sind sie meiner Einladung nicht gefolgt. Jetzt sollen sie warten.“

Er schob Rebekka durch den Seiteneingang in die Kirche, so dass sie zwischen der ersten Reihe und dem Altarraum standen. Am liebsten hätte sie sich in die letzte Bank verzogen – oder auf die Empore. Aber Friedrich drückte sie auf die vorderste Kirchenbank und platzierte die Kinder neben ihr. Er tätschelte ihre Schulter und verschwand mit Bibel und Notizbuch in der Sakristei.

Rebekka fühlte sich unwohl und studierte die Steinfliesen. Schuhe, Hosenbeine und Kleidersäume zogen an ihr vorbei. Plötzlich blieb ein gewölbter Bauch in einem geflickten Rock vor ihr stehen. Abgetragene dunkle Stiefel ragten darunter hervor, von denen Rebekka wusste, dass sie schon in China gewesen waren.

Lächelnd blickte sie auf. „Liese!“ Rebekka hielt es nicht länger auf der Bank. „Geht es dir besser?“

Ein abgehärmtes Gesicht nickte mit strahlenden Augen. Ihre Schwester Käthe stand neben ihr. Rebekka drückte beide herzlich. Ein strenger Duft von Rauch und Teer stieg ihr in die Nase. Lieses Mann setzte den Filzhut ab und nickte ihr zwischen den Kindern zu – so ordentlich rasiert hatte sie ihn nur an der Narbe über dem Auge erkannt.

Das Harmonium begann schwer zu schnaufen, dann durchfluteten Klänge wie Wasserwogen die volle Kirche. Eilig schob der Teerschweler die beiden Frauen nach hinten.

Rebekka schaute ihnen nach und bemerkte, dass zahlreiche Augen

auf sie gerichtet waren. Verlegen drehte sie den Kopf nach vorn in Richtung des Altarraums. Friedrich stand mit verschränkten Armen in der Tür zur Sakristei und betrachtete sie mit gerunzelter Stirn.



Zwei Dinge liebte Friedrich an der Kanzel: Er hatte das Wort und er hatte den Überblick. Mit feierlicher Miene sah er von der Lutherbibel auf, aus der er mit lauter Stimme den Predigttext vorgelesen hatte.

„Vata?“ Sofies helle Stimme hallte freudig durch das Kirchenschiff.

„Ja, das ist Vater.“ Rebekkas Flüstern war in der feierlichen Stille für alle hörbar. Kichern und Tuscheln schlängelte sich durch die Kirchenbänke.

Eigentlich hatte sich Friedrich geschworen, während der Predigt nicht hinüberzusehen. Doch der Anblick des lockigen Engelchens ließ ihn schmelzen.

„Vata?“, wiederholte die Kleine und zeigte mit dem Fingerchen zu ihm hoch. Rebekkas Tochter hatte ihn auf der Kanzel erkannt und strahlte ihn an. „Vata!“

Ihre Mutter hielt ihr die Hand vor den Mund und küsste sie leise. Friedrich konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Sofie winkte ihm. Als er wieder in die Menge sah, blickte er in gerührte Mienen.

„Liebe Gemeinde!“ Er holte tief Luft und stützte sich mit den Händen an die Seiten der Kanzel, wie er es beim Predigen immer tat. Mit dem einen Auge folgte er seinen Predigtnotizen, mit dem anderen Auge studierte er, wer da war.

Von ganz hinten blickten die bleichen Gesichter der Tagelöhner unter der Empore aufmerksam nach vorne. Schnell sah er wieder auf sein Papier und sprach weiter. Wie war es möglich, dass Rebekka in der ersten Woche erreicht hatte, was ihm als Pfarrer jahrelang nicht gelungen war? Es wurmte ihn.

Auch die Reihen vor den Teerschwelern waren gut belegt. Offensichtlich hatte sich bis nach Kagel herumgesprochen, dass sich die Wanderung an diesem Sonntagmorgen lohnen würde. Wenigstens blieb ihm und dem Vikar heute der Ritt in die Nachbardörfer erspart.

Wieder glitten seine Augen über die Predigt.

Traditionell beanspruchte die bessere Gesellschaft von Grünheide die andere Seite der Kirchenbänke – wenn sie sich denn zeigte. Wie lange hatte er den Bürgermeister samt Frau nicht mehr gesehen? Rebekka würde ihr den Rang als der schönsten Frau ablaufen. Da half auch keine afrikanische Straußenfeder auf dem Hut.

Friedrich warf den Konfirmanden einen strengen Blick zu, die mit den Füßen auf der Empore scharrtten.

„Gou, gou“, schallte es plötzlich wieder unter ihm. Sofies kleiner Finger zeigte auf das Schaf, das der Gute Hirte im Glasfenster auf den Armen trug.

„Wau, wau, Sofie“, flüsterte Jakob für alle vernehmbar. „Aber das ist kein Hund. Das ist ein Schaf!“

„Mäh?“ Nun schaltete sich auch Friedrichs Tochter Grete ein.

Die Leute lachten.

Friedrich geriet ins Stocken. Mit erröteten Wangen versuchte Rebekka, die Kinder wieder still zu bekommen. Hilflos blickten ihre klaren blauen Augen zu ihm hoch. Sie hatte die blonden Locken kunstvoll hochgesteckt, doch wie immer fügten sich ein paar widerspenstige Strähnen nicht in die Frisur. Ihre Haut schimmerte durch den Ausschnitt des Hochzeitskleides. Er atmete tief ein.

Wo war er stehen geblieben? Er hatte die Stelle verloren. Fieberhaft versuchte er, den roten Faden wiederzufinden. Doch seine Erinnerung war wie ausgelöscht.

„Ich unterbreche meine Predigt, um Ihnen meine neue Familie vorzustellen. Sie hat sich ja schon kundgetan.“ Quer durchs Kirchenschiff reckten sich die Hälse. Schlagartig war ihm klar, dass seine Frau ohnehin jeden mehr interessierte als die Predigt.

Er stieg die Stufen von der Kanzel hinab und streckte die Hand seiner rosafarbenen Wolke entgegen.

Mit einem verlegenen Lächeln trat Rebekka mit Grete im Arm und Sofie an der Hand auf ihn zu. Seine Kinder folgten, nur Rebekkas Sohn krabbelte unter der Kirchenbank durch und tauchte eine Reihe weiter hinten bei Emma wieder auf.

„Jakob!“ Rebekka rief ihm leise zu. Doch der Junge schüttelte den Kopf und schmielte sich an die Haushälterin.

„Dein Sohn ist unmöglich“, zischte Friedrich und wippte mit den Füßen. Ein ungehorsames Pastorenkind war eine Blamage! Was würden die Leute sagen? Hilflos zuckte sie mit den Schultern.

„Komm, Jakob, sing etwas für mich!“ Emma schob den Jungen in der zweiten Bank sanft von sich und zwinkerte Rebekka zu. „Dann bekommst du von mir ein Stück Apfelkuchen.“

Rebekka hielt kurz die Luft an, räusperte sich und begann mit heller Stimme ein chinesisches Lied zu singen.

Friedrich rollte innerlich mit den Augen. Es lief aber auch nichts nach Plan! Das mit China hatte er nicht herauskehren wollen – lediglich eine treu sorgende Pfarrfrau hatte er der Gemeinde präsentieren wollen.

Jakob tauchte auf allen Vieren unter der Bank hindurch und trollte sich mit gesenktem Kopf zu seiner Mutter. Erst leise, dann lauter und klar sang Jakob mit, während sich in den Bänken die Hälse reckten.

Am Ende des Liedes klatschte Emma leise. Ein anerkennendes Raunen ging durch die Gemeinde. Noch ehe Friedrich Luft geholt hatte, nahm es Rebekka selbst in die Hand, sich vorzustellen. Ihre Scheu schwand mit jedem Satz mehr. „Darum, ihr Lieben, sollen auch die Menschen in China erfahren, dass der Heiland sie liebt. Ich lade künftig alle Frauen zum Handarbeitskreis ein. Wir wollen stricken und häkeln, damit die Missionsarbeit weitergehen kann.“

Kühn machte sie einen Schritt nach vorne und lächelte in die Menge. „Und in den warmen Monaten, wenn es trocken ist, lade

ich alle Mütter mit kleinen Kindern während der Predigt in den Pfarrgarten ein. Dort können wir zusammen in der Bibel lesen.“

Friedrich fiel fast das Notizbuch aus der Hand. Was dachte sie sich denn? Ohne Absprache mit ihm veränderte sie das Gemeindeleben! Es war doch wohl schon genug, dass sie zu Hause ungefragt die Stechpalmen verschob!

Er gab dem Lehrer am Harmonium ein Zeichen, der sofort in die Tasten griff. „Wir singen das angeschlagene Lied, die Verse eins bis fünf, sieben und neun“, übertönte er mit kräftiger Stimme das Vorspiel.

Überrascht blickte Rebekka ihn an.

Er schnappte sie und führte sie an den Platz. „Nach dem Lied gehst du mit den Kindern.“

Es brodelte in ihm, während er die Stufen zur Kanzel wieder hochstieg. Als das Harmonium verstummte, erhob sich Rebekka mit den Kleinen, winkte der Gemeinde wie eine Königin und verschwand durch den Seiteneingang.

Plötzlich scharrte es zwischen den Holzbänken. Mehrere Frauen mit Kindern standen auf und folgten ihr nach draußen.

„Sie bleiben doch noch?“ Hand um Hand schüttelte Friedrich mit dem gleichen Satz an der Kirchentür, während er die Gemeinde unter Glockengeläut in den blauen Maitag entließ. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, wie sich Rebekka den Berg hochkämpfte, um bei der Verabschiedung an der Kirchentür neben ihm zu stehen. So hatte er es sich gewünscht.

Am Ende des Zuges, der sich langsam aus dem kühlen Kirchenschiff wälzte, waren die Teerschweler. Sie hatten Abstand zu den edel gekleideten Kirchgängern vor sich gelassen. Der Riese, der ihn einst unsanft angepackt hatte, führte die Gruppe an. Friedrich wappnete sich innerlich für den kräftigen Händedruck der rußigen Hand. Doch dieses Mal waren die Finger zumindest gewaschen.

Der Hüne mit dem Narbengesicht ließ seine Hand nicht mehr

los. Seine Miene war seltsam bewegt. „Danke, Herr Pfarrer.“ Seine Augen waren feucht.

Friedrich war verlegen. War seine Predigt so gut gewesen?

„Die Bettwäsche und die Kinderkleider haben meiner Frau und den anderen Familien wieder Lebensmut gegeben.“

Friedrich fühlte, wie seine Hand noch einmal kräftig geschützt wurde. Welche Bettwäsche? Er kniff die Augen zusammen. Rebekka – sie war noch einmal dort gewesen. Hatte sie etwa ...? Er blickte von ihm zu seiner Frau neben sich. Gerade hatte sie ihn erreicht.

Sie sah ihn an wie das Lämmchen in den Armen des Guten Hirten. „Bleibt doch da!“ Atemlos lächelte Rebekka in die Runde der abgehärmten Tagelöhner und zeigte in Richtung des Pfarrgartens.

Friedrich zwang sich zu einem freundlichen Nicken. Dankend folgten die Teerschweler dem Pfad zum Pfarrhaus.

Sie blieben zu zweit zurück.

Friedrich atmete tief durch. „Könnte es sein, dass Bettwäsche mit unserem Monogramm nun in jeder Köhlerhütte zu finden ist?“

Unsicher sah sie an ihm hoch. „Wir haben doch genug, oder?“

„Hast du einmal daran gedacht, mich um Erlaubnis zu fragen? Ich meine, vor zehn Tagen war das noch ganz allein meine Bettwäsche.“

„Seit wann liegt dir etwas daran? Ich wollte dich schonen. Du hast gesagt, du willst mit dem Haushalt nichts zu tun haben.“

„Aber du kannst doch nicht alles herschenken!“

„Hab ich nicht. Aber Jesus sagt, wer zwei Mäntel hat, soll einen hergeben. Darum dachte ich ...“

„Wehe, du verschenkst meinen zweiten Mantel!“ Er fasste ihre Hand und zog sie mit sich.

Kaum eine Stunde später stand Friedrich mit dem Seifenfabrikanten und dem Amtsgerichtsrat aus Berlin in der Nähe des Kuchenbuffets im Garten unter dem Nussbaum. Er hatte Mühe, das Ge-

sprach über die jüngsten Ereignisse in der Hauptstadt höflich in Gang zu halten. „Ganz meiner Meinung, Herr von Loritz“, murmelte er und nickte abwesend hinter der Kaffeetasche.

Während er palaverte, suchte er mit den Augen nach Rebekka. Sein Blick schweifte über die Damen der besseren Gesellschaft, die auf den Stühlen daneben ihre zierlichen Sonnenschirme aufgespannt hatten. Sie sahen neugierig umher und plauderten angeregt.

Der Amtsgerichtsrat Jeschke zwirbelte vor Friedrich mit gewichtiger Miene den Schnauzbart. „Nun, wir werden sehen, wie man sich bei Hofe zu der Sache stellen wird.“ Seine Frau trat an ihn heran, der geraffte Bausch hinter ihrem cremefarbenen Kleid wippte, als sie sich vorbeugte, um ihrem Mann etwas ins Ohr zu flüstern.

„Wo ist denn ihre liebebreizende Frau, Herr Pastor?“, fragte Jeschke. „Meine Gattin und ich würden sie gern begrüßen. Dazu sind wir schließlich gekommen.“

Friedrich rückte den Kragen zurecht und sah sich um. „Einen Augenblick bitte! Sie wollte sich um meine Jüngste kümmern.“

Mit großen Schritten polterte er einen Moment später durchs Haus. Drückte sie sich etwa? Wohl kaum. Sie war zwar eigenwillig, aber pflichtbewusst.

In der Küche kochte Annie mit rot erhitzten Backen frisches Wasser auf, während sie darauf wartete, dass sich in den dampfenden Kannen auf dem Küchentisch das Kaffeepulver absetzte. Sie schüttelte nur hektisch den Kopf. Emma, verschwitzt hinter dem Kuchenbuffet, fragte er erst gar nicht.

Eilig lief er in den Garten. Sein Blick glitt über den frisch bepflanzten Gemüsegarten zum See. Etliche Gemeindeglieder hatten sich im Gras auf Decken gesetzt oder standen beieinander. Kinder sprangen dazwischen herum. Am Seeufer hatte sich im Schatten der hohen Bäume eine Traube von Frauen mit Kindern gesammelt.

Er ahnte, wo sie war.

„Legt euer Leben in die Hand Gottes! Lest jeden Tag in der Bibel!“ Der helle Klang war von Weitem zu hören. „Gott will dadurch

persönlich zu euch reden. Wenn eure Männer nicht mitziehen, tut es allein.“

Er schüttelte den Kopf. *Ohne Zweifel, meine Missionarin!*

Friedrich drängte sich durch die Menge. „Wenn die Damen bitte entschuldigen ... Rebekka, bitte!“ Er hielt ihr mit strenger Miene den Arm hin. Sie sah ihn verwundert an und nahm Grete hoch, die zu ihren Füßen mit Sofie und anderen im Sand spielte.

Ihre neue Freundin Liese von den Tagelöhnern nahm ihr die Kleine aus dem Arm. „Ich passe für dich auf. Geh du mit deinem Mann.“ Sie nickte Rebekka zu.

„Bist du von Sinnen?“, raunte er ihr zu, als sie ein paar Meter weg von der Menge waren. „Du lässt ab sofort das Predigen.“

„Ich habe nicht gepredigt. Ich habe nur von Jesus erzählt.“

„Und überhaupt, was fällt dir ein, die Frauen mit den Kindern aus dem Gottesdienst zu holen?“

„Aber Friedrich, ich wollte dir nur helfen. In China haben wir es immer so gemacht – Wilhelm hat sich um die Männer gekümmert und ich um die Frauen. Fremde weiße Männer haben die Chinesen gar nicht zu ihren Frauen vorgelassen. Nur wir als Frauen konnten ...“

Er trat ihr in den Weg. „Dies ist nicht deine Missionsstation, sondern meine Gemeinde. Und ob es einen Missionskreis gibt, entscheide bitte ich. Ist das klar?“

Sie presste die Lippen zusammen und senkte den Blick.

„Die Damen der feinen Gesellschaft sind schon pikiert, dass du dich nur mit dem einfachen Volk abgibst.“ Unsanft schob er sie mit der Hand im Rücken auf den Weg in Richtung Pfarrhaus.



Rebekka verstand die Welt nicht mehr. Nichts konnte sie ihm recht machen! Sie traten an das Buffet, an dem Emma einigen Damen Kaffee eingoss. Rebekka nahm die zweite Kanne, um zu helfen.

„Lass das jetzt, bitte.“ Friedrich nahm ihr den Kaffee aus der Hand. Er trat mit ihr auf eine stehende Gruppe von Männern zu, die mit dem Bürgermeister in ein Gespräch vertieft war, und stellte sie vor. Galant verbeugten sich die Herren und lupften die Hüte.

Sie setzte das charmante Lächeln auf, mit dem sie einst den Mandarin in Schantung für die Mission gewonnen hatte.

„Wie gefällt es Ihnen bei uns, Frau Pastor?“ Der Bürgermeister musterte sie aufmerksam und hauchte einen Kuss über ihre Hand.

Rebekka straffte die Schultern. Nun gut, dann wollte sie die Chance nutzen! „Es ist sehr schön hier. Aber vor ein paar Tagen bin ich in die Siedlung der Teerschweler am Waldrand von Grünheide geraten.“ Sie überhörte, wie Friedrich die Luft einsog.

Er wippte mit den Füßen.

Das war doch die Gelegenheit, die Not der Teerschweler zu schildern! „Können Sie nicht etwas für die Tagelöhner tun, Herr Bürgermeister? Sehen Sie sich doch den Zustand der Hütten an! Elend und krank werden die Menschen darin.“ Sie versuchte ihre Bitte mit einem Augenaufschlag zu unterstreichen. „Und wenn der Winter kommt ...“

Der Angesprochene räusperte sich. „Sie sind neu hier, Frau Pastor, und kennen die Verhältnisse nicht so gut. Aber ich will sehen, was ich tun kann.“

Rebekka schielte zu Friedrich. Warum sagte er nichts? Jetzt bräuchte sie seine Unterstützung! Doch er zupfte nur an seiner Uhrenkette und lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema. Enttäuscht wandte sie sich ab.

Die Frau des Bürgermeisters trat mit einer Tasse Kaffee auf sie zu. Ihr cremefarbenes Kleid mit dem zart gefalteten Plisseé im Ausschnitt und der ausladende Hut erinnerten Rebekka an das Modejournal im Salon des Schiffes. Auch die Ehefrauen des Bauunternehmers und des Klavierfabrikanten erhoben sich und gesellten sich mit wissbegierigem Blick dazu.

Die Frau des Bürgermeisters beäugte sie prüfend von Kopf bis

Fuß. „Das ist ja interessant, was Sie da im Gottesdienst erzählt haben.“

Rebekka sah etwas Grünes über die Hüte hinwegfliegen. Ihr höfliches Lächeln erstarrte. Wo war Jakob?

Wieder flog ein Geschoss durch die Luft. Sie entdeckte Georg an der Hauswand, der etwas geschickt mit der Mütze auffing. Unauffällig schielte sie in die Äste des Nussbaums über sich. Verdeckt von großen Blättern schaukelte Jakob über ihnen auf einem dicken Ast. Er riss die unreifen Nüsse ab und zielte in Georgs Kappe.

Auch Friedrichs Augen bewegten sich nach oben. Ihre Blicke trafen sich. Er legte die Stirn in Falten. Fieberhaft überlegte Rebekka, wie sie den Schlingel vom Baum holen könnte, ohne dass es Aufsehen erregen würde. Ihrem Mann lag so viel daran, einen guten Eindruck zu machen!

„Wir freuen uns, Ihren Sohn morgen in der Schule zu begrüßen.“ Der Schuldirektor war mit einem süßlichen Lächeln in den Kreis der Damen getreten. „Wo war er denn bisher auf der Schule?“

„In China auf der Missionsstation.“ Rebekka blinzelte unsicher. „In Deutsch habe ich ihn selbst unterrichtet.“

„Sie hatten eine Schule in China?“ Die Frau des Bürgermeisters hob die Augenbrauen und rührte ihren Zucker in der Tasse.

„Ja, und ein Krankenhaus und eine Kirche.“

Klirren. Es platschte. Eine heiße Fontäne spritzte auf und ergoss sich braun auf das cremefarbene Kleid vor Rebekka.

„Was ...?!“ Entgeistert starrte die Frau des Bürgermeisters auf die umgekippte Porzellانتasse und hielt den Unterteller zitternd von sich weg. Der Kaffee tropfte herab.

Rebekka durchfuhr es heiß – sie wusste den Grund sofort.

Friedrich offensichtlich auch. Er spurtete mit grimmiger Miene zum Stamm des Nussbaums. „Jakob!“

Inzwischen fischte der Bürgermeister das Corpus Delicti aus der Kaffeetasse und wischte sich die Finger mit einem Taschentuch ab. Ratlos blickte er von der grünen Nuss zum Pfarrer. Rebekka rannte

unterdessen schon mit dem Lappen herbei, den Emma ihr hinter dem Tisch in die Hand gedrückt hatte, um das helle Kleid der Frau des Bürgermeisters notdürftig zu reinigen. Diese fächelte sich japsend Luft zu, während Rebekka verzweifelt über den feinen Stoff rubbelte.

Währenddessen folgte die Gruppe dem Pastor erregt an den Nussbaum. Rebekka ließ den Lappen sinken und biss sich auf die Lippen. Sie sorgte sich mehr um Jakob als um das feine Kleid.

„Komm sofort herunter!“ Drohend blickte Friedrich nach oben und zeigte mit dem Finger auf den Boden.

Zögernd rutschte Jakob über den dicken Ast in Richtung des Stammes. Dabei schabte er über die Rinde, die als schwarzes Pulver herabrieselte. Aufgebracht klopfen sich die Männer die Ärmel, die Frauen quiekten empört. Inzwischen liefen auch einige Kinder herbei. Georg war dagegen unter der bodenlangen Tischdecke des Buffets verschwunden.

Rebekka erschauerte. *Wie bei Daniel in der Löwengrube.* Alle Löwen warteten darauf, ihn zu zerreißen. Und Friedrich schien der gefährlichste zu sein. Seine Augen blitzten. Dieses Mal würde wohl kein Engel bereitstehen wie in der biblischen Geschichte, um den Löwen den Rachen zu verschließen.

Kaum bekam Friedrich den Jungen zu fassen, zog er ihn herab und packte ihn am Genick. Jakob schrie auf vor Schmerz. Die Mienen der Umstehenden schienen zufrieden mit dem heiligen Zorn des Pfarrers. Die Kinder feixten.

Er zerrte den Jungen vor die Frau des Bürgermeisters. „Entschuldige dich!“

Jakob begann zu weinen und stammelte etwas.

Es stach Rebekka ins Herz, ihn so leiden zu sehen. Musste Friedrich ihn so hart anpacken? Hatte er als Kind nie einen Streich ausgeheckt? Sie schluckte beim Gedanken an seine Eltern. Die Antwort war ihr klar – und sie ahnte, was Jakob erwartete.

Friedrich drehte sich mit ihm zum Haus und schleppte das schluchzende Kind zur Veranda.

Rebekka rannte hinterher. „Friedrich, warte!“

„Was ist? Bleib bei den Gästen!“ Zornig funkelte er sie auf der Türschwelle an.

„Ich flehe dich an“, wisperte sie. Mehr wagte sie wegen der Leute nicht zu sagen.

„Was?“ Seine Augen stierten sie verständnislos an.

Sie legte die Hände auf seinen Arm und Jakob. „Bitte, Friedrich – muss das sein?“

Entschieden schob er sie zurück auf die Veranda. „Hättest du ihn erzogen, wäre es nicht nötig.“

Durchs Fenster sah sie, wie er im Vorbeigehen nach dem Stock auf der Anrichte griff. Sie wandte die Augen ab und setzte ein gequältes Lächeln auf.

14

Wie könnt ihr nur in Frage stellen ...



... was ich mit meinen Kindern vorhabe?“

Jesaja 45,11

Grünheide, 18. Mai 1882

Die kleine Messingglocke läutete drinnen neben der Eingangstür des Pfarrhauses. Rebekka hatte sich an den Klang gewöhnt. Es läutete oft. Sehr oft. Fast wie auf der Missionsstation in China – nur dass die Menschen dort ohne Glocke hereingekommen waren. Sie öffnete.

Ein Mann in Friedrichs Alter schielte sie ernst durch eine Nickelbrille an.

Wer war das gleich noch mal? Er war ihr schon vorgestellt worden. Wichtig war er. Aber sie hatte vergessen, warum.

Rebekka lächelte freundlich.

„Guten Tag, Frau Pastor, ist Jakob hier?“ Richtig, es war der Lehrer! Er war unter den Gästen beim Begrüßungsfest gewesen.

„Jakob? Ist er nicht in der Schule?“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Kann ich Ihren Mann sprechen?“

Sie machte eine einladende Bewegung ins Haus. „Um was geht es?“

„Um Jakob.“ Er nahm seinen Hut ab und schwieg. Mehr hielt er offenbar nicht für nötig, ihr zu sagen.

„Bitte folgen Sie mir!“ Sie rang um eine freundliche Miene. Warum wollte er nur mit Friedrich sprechen und nicht mit ihr? Es war ihr Sohn! Es hatte sie bereits gewurmt, dass Friedrich darauf bestanden hatte, Jakob am ersten Tag allein zur Schule zu bringen. Er hatte kein großes Aufheben darum machen wollen. So war sie schweren Herzens bei den Kleinen geblieben.

Bekommen klopfte sie an Friedrichs Studierzimmer und öffnete. „Der Herr Lehrer möchte dich wegen Jakob sprechen.“

Friedrich sah auf und erhob sich, während er seine Brille zusammenfaltete. „Ferdinand, was führt dich zu mir?“ Friedrich blickte sie auffordernd an – sie verstand.

Mit einem Kloß im Hals schloss sie hinter dem Lehrer die Tür. Es rumorte in ihr. Warum wurde sie hinausgewiesen, wenn es doch um ihr Kind ging? Sie hörte die ernstesten Stimmen der Männer, doch sie verstand nichts. Ärgerlich marschierte sie zur Küche. In China hatte sie stets das Gefühl gehabt, mit ihrem Mann auf Augenhöhe zu arbeiten. Doch hier spielte sie eindeutig die zweite Geige.

Sie zog die Küchentür krachend hinter sich zu. Als ob heute nicht schon genug Aufregung wäre! Zum Mittagessen erwartete Fried-

rich den Verleger aus Berlin mit einem Assistenten, der ihm auf der Durchreise nach Frankfurt neue Bücher bringen wollte. Nächstelang schrieb Friedrich Rezensionen unter dem Namen seines Vaters, um das Einkommen aufzubessern. Nun hatte er, wie er sagte, sogar begonnen, ein eigenes Buch zu schreiben ... Sie schnaubte. Das war doch nur sein Weg, ihr am Abend auszuweichen!

Der Duft von Selleriesuppe stieg ihr in die Nase.

Emma kam mit einem Tontopf aus der Vorratskammer. „So, die müssten Geschmack haben.“ Emma fischte Brust und Schlegel aus dem hellen Bier, worin Rebekka das Hähnchen am Vortag eingelegt hatte, und warf sie in den Bräter auf dem Herd. Es zischte.

„Und die Bierkalterschale – ist die zum Nachtsch?“

Rebekka nickte.

„Was für ein Wirbel – muss ja der Kaiser persönlich sein!“ Emma wendete die Hähnchenteile.

Rebekka winkte ab. „In China hatten Mahlzeiten für Gäste zwölf Gänge.“ Sie drückte ein Holzscheit durch die Luke ins Herdfeuer, stach mit dem Schürhaken hinterher und warf energisch die Klappe zu, sodass es knallte.

Emma sah auf. „Was ist los, Schwester Rebekka? Sie sind doch sonst nicht so ...“

Rebekka stapfte aus der Küche. Besser, sie ließ ihre Wut an den Leintüchern im Waschbottich aus, die sie hinter dem Haus noch auswingen und aufhängen musste.

Rebekka plagte sich an der Wäscheleine im Garten mit einem großen Stück Stoff und den Klammern und versuchte, sich trotz des engen Korsetts zu strecken. Wie sie diesen Panzer hasste, das ganze Versteckspiel!

Plötzlich sah sie durch das Leintuch eine vertraute Silhouette. Sie schob die letzte Holzwäscheklammer auf die Leine und klappte das Betttuch wie einen Vorhang zur Seite. „Jakob? Du schon hier?“

Der Junge drückte die Schultasche an sich und grinste. Sie mus-

terte ihn – auf Jakobs Jacke war ein Fleck. Seufzend griff sie nach dem Zipfel des Leintuchs und rubbelte darüber. Wenn das Friedrich sah! Jeden Morgen vor der Schule ließ er die Jungen im Studierzimmer aufmarschieren, wo er nach dem Schwimmen stets pingelig die Kleidung der Söhne überprüfte.

„Vater will, dass du ordentlich aussiehst. Das weißt du doch!“ Rebekka kniete vor Jakob nieder, strich sein kurzes Haar zurecht und drückte ihn. In seinen braunen Augen flackerte Wilhelm auf. Kein Abenteuer war ihm zu verwegen gewesen ...

An Jakobs nackten Knien über den Wollstrümpfen entdeckte Rebekka Sand – hell wie unten am Strand. „Wo warst du Jakob?“ Sie schob ihn durch die Hintertür in den Hausgang.

„In der Schule.“

„Du bist so schmutzig.“

„Ich bin hingefallen.“

„Aber es gibt doch keinen Sand auf dem Weg nach Hause.“ Sie wischte die Körner von seinen Knien.

Ein Räuspern im Hausgang ließ sie herumfahren.

Friedrich stand mit verschränkten Armen in der offenen Tür zum Studierzimmer. „Jakob, komm rein! Du auch Rebekka.“

Sie fühlte sich wie ein ungehorsames Schulmädchen vor den wuchtigen Schreibtisch zitiert.

Jakob wich erschrocken zurück, als sich der Lehrer davor vom Stuhl erhob. Ernst blickten beide Männer auf den Jungen herab. Das Pendel der großen Standuhr in der Ecke neben dem Kreuz schwang tickend hin und her.

„Ich habe dich nach der Pause vermisst“, sagte der Schulmeister. „Keiner wusste, wo du bist.“

Jakob ließ den Kopf hängen.

„Hast du keine Erklärung?“ Friedrich hängte den Daumen in die Uhrenkette.

Der Junge schwieg.

„Jakob ...“ Rebekka ging neben ihm in die Knie. „Sag uns doch –

was war los? Du bist doch nicht einfach weggelaufen.“ Aber Jakob war wie versteinert. Sie versuchte es leise auf Chinesisch.

Friedrich wippte mit den Füßen. „Wir klären das, Ferdinand, es wird nicht wieder vorkommen. Entschuldige dich, Jakob!“

Der Junge reichte dem Schulmeister bebend die Hand. „Verzeihung, Herr Lehrer!“ Seine Stimme klang dünn.

Friedrich begleitete den Lehrer zur Haustür. Rebekka nutzte derweil die Zeit, um mehr zu erfahren. Kurz darauf betrat er wieder das Zimmer.

„Friedrich, Jakob hat mir gesagt, warum er –“

Er gab ihr ein Zeichen, dass sie schweigen sollte, und stellte sich vor ihren Sohn. „Jakob, was ist schlimmer, die Schule zu schwänzen oder Mutter anzulügen?“

Der Junge fing an zu weinen. „Beides.“

„Was hast du verdient?“

„Eine Strafe“, schluchzte er.

„Hol den Stock!“

Kaum war Jakob draußen, konnte Rebekka nicht mehr an sich halten. „Friedrich, der Sohn des Bürgermeisters hänselt ihn mit den anderen Kindern. Sie verspotten ihn als ‚Kaiser von China‘.“

Friedrichs Blick blieb hart. „Das ist kein Grund, zu lügen und abzuhausen, Rebekka. Dein Sohn muss endlich Ordnung lernen.“

„Aber Friedrich ...“ Sie hängte sich an seinen Arm und blickte ihn flehend an.

Er schob sie von sich weg. „Der Lehrer hat mir außerdem berichtet, dass Jakob nichts kann. Er kennt kaum die Buchstaben, geschweige denn, dass er flüssig lesen kann. Schreiben sei eine Katastrophe! Weißt du, wie peinlich das für mich ist?“

Rebekka stutzte. „Peinlich für dich, Friedrich? Jakob hat es schwer! Als Wilhelm starb ...“ Ihre Kehle schnürte sich zu bei der Erinnerung an die Zeit, in der sie sich, von Trauer überwältigt, nur noch um der Kinder willen weiterschleppt hatte. „Ich hatte keine Kraft mehr, ihn zu unterrichten. Ich musste allein die Missions-

station leiten, bis der Nachfolger kam. Zehn Monate lang! Sofies Geburt war außerdem ...“ Sie rang ihre Gefühle nieder und tat so, als wäre sie gefasst. „Jakob hat aber stets die Missionsschule besucht.“

Friedrich lachte bitter auf. „Chinesisch! Das nützt ihm jetzt viel.“

Kraftlos ließ sie sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch fallen. „Es ist meine Schuld, dass er nichts kann.“ Wie konnte sie Friedrich von seinem Vorhaben abbringen? Im Flur hörte sie Jakobs Schritte schlurfen. Zögernd trat der Junge mit dem Stock ein und blieb unter dem Bild des Eisernen Kanzlers Bismarck stehen.

Friedrich nahm den Rohrstock und klopfte sich damit in die Hand. „Ab heute, Jakob, wirst du hier bei mir täglich Lesen und Schreiben üben, so lange, bis du es kannst. Und nun ...“ Er blickte Rebekka an. „Ich denke, du hast in der Küche zu tun, meine Liebe.“

Einsam trat sie in den Flur. Sie wünschte sich weit, weit weg und dachte an das Rauschen der See und die Zeit, als Jakob noch so glücklich gewesen war ...



13 Wochen auf See

Rebekka hüllte sich in ihren Umhang und tastete sich von der Kajüte des Kapitäns durch den Gang in Richtung der Tür zum Deck. Der Boden schaukelte unter ihren schwankenden Beinen. Tagelang hatte sie nach der Sturmnacht dumpf mit schmerzendem Kopf in der Koje des Kapitäns gelegen. Sie sehnte sich nach Licht und Luft.

Vorsichtig befühlte sie die Kruste an der Stirn. Am Morgen hatte ihr Pierrot den Verband abgenommen. Liebevoll hatte er sie versorgt und immer wieder nach ihr gesehen, wenn er draußen an

Deck gewesen war. Schon lange nicht mehr hatte sie so viel Aufmerksamkeit genossen.

Leise öffnete sie die Tür, huschte hindurch und lehnte sich hinter ein paar Fässern an die Holzwand. Sie lauschte auf die Schritte und Befehle über ihr auf dem Achterdeck. Ob er dort oben auf der Kommandobrücke war? Besser, Pierrot entdeckte sie nicht gleich.

Offensichtlich herrschte Flaute. Die *Susanna* hatte sämtliche Segel gesetzt. Sogar an den Enden der Rahen hatte man Stangen über die Reling hinausgefahren, um mit Segeln das letzte laue Lüftchen einzufangen.

Sanft strich ihr eine Brise durch die Locken. Tief atmete sie den salzigen Duft ein und blinzelte in die Sonne. Hier draußen würde sie zu Kräften kommen, da war sie sich sicher. Sonst müsste sie noch ewig in Pierrots Kajüte schlafen! Seltsam, der Gedanke schreckte sie nicht mehr. Anfangs hatte sie ihn angefleht, sie zurückzubringen. Doch schon bald hatte sie seine Nähe als tröstlich empfunden, die Gespräche als Abwechslung in der Eintönigkeit genossen.

Bislang hatte er ihren Wunsch auf Abstand respektiert. Ihn plagten Gewissensbisse, weil er ihr in der Sturmnacht trotz der Verletzungen so nahegekommen war. Unzählige Male hatte er sich bei ihr dafür entschuldigt. Doch sie spürte, wie das Netz seiner charmannten Worte ihr Herz von Neuem umgarnte. Wie lange würde sie ihm noch in seiner Kajüte widerstehen können?

Rebekka schwindelte, als sie zu den Mastkörben aufsah, die sich über den weißen Segeln kurz vor dem Himmel ins endlose Blau schoben. Wo die Kinder wohl waren? Der Schiffsjunge hatte mit Sofie die Schweine unter dem Vorderdeck füttern wollen. Und Jakob? Sie entdeckte seine kleine Gestalt in der Mitte des Schiffes – wie ein Schatten folgte er Pierrot und hörte mit ernster Miene zu, als der Kapitän den Matrosen etwas zurief, die am Großmast an einem Podest zimmerten.

Pierrot hievte ihn lachend darauf, gab ihm sein Fernrohr und zeigte ihm etwas am Horizont. Zugegeben, er würde einen wunder-

baren Vater für Jakob abgeben. Der Junge himmelte ihn an. Vielleicht könnte sie ja doch so leben, als Frau eines Kapitäns? Vielleicht wäre es aufregend, die Häfen der Welt zu sehen an der Seite eines Mannes, der sie so leidenschaftlich umwarb?

Sie blickte in die Richtung von Jakobs Fernrohr, doch sie sah nur Wasser, Wellen und Meer. Wollte sie das wirklich – als Kapitänsfrau wochenlang in der Kajüte sitzen? Und die Kinder – wie sollten die zur Schule? Ihr Kopf begann wieder zu brummen. Und was, wenn er sich nie auf ihren Glauben einlassen würde?

„Rebekka! Was tust du hier?“ Pierrot hatte sie entdeckt. Eine Sorgenfalte stieg auf seine Stirn. Er hakte sie unter und wollte sie zurück zur Kajüte führen.

„Nur eine Minute! Es tut so gut hier draußen“, bettelte sie.

Doch er war unnachgiebig. „Heute nicht. Morgen können wir es gemeinsam probieren.“ Er stutzte, als er seine Kammer betrat. „Hast du hier aufgeräumt? Einer Kranken ist das verboten!“ Er führte sie zur Koje, setzte sich neben sie und sah sich um. „Es wäre mein Traum, mit dir hier zu leben. Wir könnten meine Kajüte umbauen – die Eckbank vergrößern, dort hinten ein Regal einbauen ...“

Sie spürte, wie Hitze in ihr hochstieg.

„Und wenn die Reederei einmal Gewinne abwirft, bauen wir uns in Hamburg eine Villa. Jakob wird studieren, Sofie eine gute Partie machen.“ Seine Hand tastete über ihren Rock.

Rasch erhob sie sich, ein Stich durchfuhr ihren Kopf. „Dein Knopf an der Uniform ist lose.“ Sie berührte den Messingknopf, der an der Doppelreihe aus der Reihe tanzte. „Hast du Nadel und Faden?“

„In der Schublade im Schreibtisch.“ Er zog die Jacke aus, warf ihre die Uniform zu und schwang die Beine samt Stiefel auf die Koje.

Sie verkniff sich eine Bemerkung.

Die Schublade unter den Seekarten war breit und wuchtig. Rebekkas Blick glitt suchend über Messer, Stifte, Briefe und blieb an

einer Fotografie hängen. Das Bild einer Frau. Sie schielte über die Schulter. Er hatte die Augen geschlossen.

„*Aurélié – vôtre pour toujours!*“, stand hinten darauf. „Für immer dein“, murmelte sie und schob die Fotografie zurück unter ein paar Briefe. Sie tastete tiefer in die Lade hinein – was war das?

Sie zog ein langes Messingrohr hervor mit einer Kuhle am Ende. „Eine Opiumpfeife!“ Erschrocken hielt sie das schmale Metallrohr in die Höhe.

Er öffnete ein Auge. „Völlig unbenutzt, wie du siehst. Wolltest du nicht Flickzeug suchen?“ Er setzte sich auf. „Ein Händler in Schanghai hat sie mir geschenkt.“

„Wo? In einer Opiumhöhle? Pierrot, das ist Teufelszeug!“

Er lächelte beschwichtigend. „Rebekka, komm her. Mach dir keine Gedanken!“ Er streckte die Hand nach ihr aus, doch sie wich zurück.

„Ein Gehilfe meines Mannes ist dadurch auf die schiefe Bahn geraten.“ Wie hatten sie Kwui-En beschworen! Anfangs hatte er ihnen so feurig zur Seite gestanden und Wilhelm sogar auf der Krankenstation assistiert. Doch dann war er immer mehr in zwielichtigen Opiumhöhlen versackt. „Er hat seine Mutter und uns bestohlen, nur um das Zeug zu kaufen.“

„Und das hat sich dein Mann bieten lassen? Da verzichte ich lieber auf Feindesliebe.“ Pierrot runzelte die Stirn.

„Wilhelm ist ihm nachgegangen – bis zum Markt von Sz-Iyang.“ Sie bewunderte bis heute, wie er sich zwischen die benebelten Gestalten der Opiumhöhlen gewagt hatte. In irgendeiner Ecke hatte er Kwui-En gefunden, doch der hatte ihn nur benommen angestarrt.

„Wilhelm hat ihn heimgeschleppt auf die Missionsstation und ihn in der Sakristei der Kirche eingesperrt. Ohne Medizin! In den ersten Tagen hat Kwui-En kläglich geschrien.“

Pierrot verzog das Gesicht. „Scheußlich, so ein Entzug. Darum verbiete ich meinen Männern Opium. Und, habt ihr den Kerl in der Kirche verschmachten lassen?“

Sie rollte mit den Augen. „Natürlich nicht. Wilhelm hat ihm täglich ins Gewissen geredet und ihn ärztlich betreut. Als er ihn rausgelassen hat, hat Kwui-En gebettelt, auf der Missionsstation bleiben zu dürfen. Er hatte große Angst, wieder in dieses Laster hineinzurutschen.“

Pierrot stand seufzend auf, nahm ihr die Opiumpfeife aus der Hand, schob sie in die Schublade zurück und reichte ihr ein Etui mit Nadel und Faden. Dann griff er sich die Rumflasche, die auf dem Hängeregal über dem Schreibtisch schaukelte, goss sich ein Glas ein und stürzte es hinunter. „Sei unbesorgt, meine Liebe! Es ist ein Souvenir aus China – genau wie mein Bärenfell.“ Lachend zog er es aus dem Schrank und warf es vor den Kamin.

In Rebekkas Magen rumorte es. Erinnerungen an die Sturmnacht stiegen in ihr hoch. Warum nur hatte sie sich vor dem Kaminfeuer auf ihn eingelassen? Keinen Tropfen Alkohol würde sie mehr trinken. *Eigentlich müsste ich ihn heiraten, nach allem, was zwischen uns gewesen ist.* Ihre feuchten Finger hatten Mühe, den Faden einzufädeln. Sie kniff die Augen unter der schmerzenden Stirn zusammen und begann, den Knopf festzunähen.

Pierrot warf unterdessen die Wolldecke und ein Kissen auf das Fell. „So, das müsste ihnen gefallen.“

Fragend sah sie auf. Er setzte sich dicht neben sie und beugte sich an ihr Ohr. „Heute Nacht schlafen die Kinder beim Bären und ich neben dir in meiner Koje.“

„Das geht nicht, Pierrot. Ich gehe in meine Kabine zurück.“ Ihre Kehle war trocken.

„Nein. Solange du nicht gesund bist, bleibst du hier – im Notfall will ich bei dir sein. Heute früh hast du wieder erbrochen.“

„Das ist mir nicht recht, Pierrot. Es ist nicht in Ordnung.“

„Wegen meiner Männer?“ Er schnaubte. „Der Smutje hat mir berichtet, dass dich der Dritte Offizier und ein Matrose belästigt haben. Es wird nicht wieder vorkommen.“ Ein harter Zug umspielte seine Mundwinkel.

„Nein, das ist es nicht.“ Rebekka wand sich. Wie sollte sie es ihm erklären? Ob er je verstehen würde, was ihr im Leben wichtig war? Bislang hatte er weggesehen, wenn sie mit den Kindern gebetet hatte. Aber vielleicht würde er sich ja ändern – wie Kwui-En? „Es ist nicht richtig, wenn wir hier in der Kajüte leben als wären wir ... nun ja.“

„Kein Gott verurteilt uns, wenn wir uns lieben. Und wenn dir am Heiraten liegt ...“ Er legte den Arm um ihre Taille. Sie hielt die Uniformjacke zwischen ihn und sich. Er zog sie heraus und warf sie zur Seite.

„Und wenn in einem Hafen eine andere auf dich wartet?“ Rebekkas Herz schlug wild.

Überrascht ließ er sie los.

„Das Foto in der Schublade ... Aurélie?“, flüsterte sie.

Er lachte und legte die Arme wieder um sie. „Welcher Kapitän braucht ein Ruderboot, wenn er eine stolze Galeere hat?“ Er zog sie dicht an sich. „Nein, Rebekka, ich will dich. Nur dich.“

Es klopfte an der Tür. Augenblicklich fuhren sie auseinander.

Der Erste Offizier salutierte in der Tür. „Käpt’n, es ist alles bereit!“

Pierrot ergriff seine Uniformjacke. An der Tür drehte er sich noch einmal um. „Du und die Kinder – ihr bleibt drin. Ich will jetzt keinen an Deck sehen.“

Sie erschrak über den Befehlston. Kurz darauf schlüpfte Jakob mit Sofie an der Hand in die Kajüte.

„Was ist denn?“

Verstört kroch der Junge an sie heran. „Zwei Männer bekommen Peitschenhiebe, hat der Schiffsjunge gesagt.“

Rufe mich an ...



... am Tag der Not, so will ich dich erretten.

Psalm 50,15

Grünheide, 9. Juni 1882

„Ohne eure Hilfe hätte ich es nicht geschafft!“ Rebekka zog die letzte Tischdecke straff, die frisch gebügelt zwischen ihr und Annie hing, und faltete sie mit dem Mädchen in der Mitte. Auf dem Esstisch stapelte sich die weiße Bett- und Tischwäsche.

Ihre Beine brannten vom langen Stehen und sie sehnte sich nach einer Minute auf dem Stuhl neben sich. Emma fuhr neben ihr mit dem Staubwedel liebevoll über die exotischen Federn des Makart-Straußes auf dem Klavier im Wohnzimmer.

„Emma, ich schenke Ihnen das Gesteck als Dankeschön!“

Die Haushälterin hielt inne. „Das ist viel zu wertvoll für die paar Handgriffe, die ich hier tue.“

Rebekka schüttelte ein Laken auf. „So gerne würde ich Ihnen eine Freude machen!“

„Aber was wird der Herr Pastor dazu sagen?“

„Ich stelle ihm künftig einen Strauß Wiesenblumen hin – den hat sein Dienstherr persönlich wachsen lassen.“ Sie lachten. Plötzlich spürte Rebekka im Magen den vertrauten Purzelbaum, sie ließ das Leintuch fahren und stürmte durch die Verandatür in den Garten.

Emma empfing sie einige Minuten später mit verschwörerischer Miene im Esszimmer.

„Ich habe mir wohl den Magen verdorben“, murmelte Rebekka.

„Ach, und gestern Morgen und vorgestern auch?“

Rebekka spürte, wie ihr das Blut in die Wangen schoss.

„Annie, raus! Schau nach den Kleinen“, befahl die Haushälterin dem Mädchen.

Rebekka ließ sich auf einen Stuhl fallen. „Woher wissen Sie es?“

„Ich ahne das schon länger, meine Liebe.“ Emma lächelte und legte die Tischdecke auf den Stapel. „Aber wer wird deshalb Trübsal blasen? Er vergöttert Sie doch! Und nun wird er Sie auf Händen tragen.“ Emma setzte sich neben sie und tätschelte ihr die Hand.

Rebekka schluckte und schlug die Hände vors Gesicht. „Es ist nicht von ihm.“

Emma hörte auf zu atmen.

Rebekka ließ seufzend die Finger in den Schoß gleiten und sah auf in das entsetzte Gesicht. Es war ihr egal. Sie hatte genug von der Maskerade – sollte sie doch alles erfahren und ... sollte sie es ihm doch erzählen!

„Nicht von ihm?“, hauchte die Haushälterin. „Er wird Sie aus dem Haus jagen!“

„Ich habe schon so oft versucht, es ihm zu sagen. Aber ich schaffe es nicht.“

Emma hob abwehrend die Hand. „Das darf er nie, nie, niemals erfahren. Denken Sie doch an die Kinder – und an die Gemeinde!“

„Ich will aufrichtig leben – nicht ständig in Angst, wie bisher die ganze Zeit. Können Sie mir nicht helfen? Sagen Sie es ihm, bitte!“

Wieder stockte Emmas Atem. „Ich? Niemals! Aber haben Sie schon einmal daran gedacht ... nun ja ... ihn glauben zu lassen ...?“ Die Haushälterin befühlte Rebekkas Bauch. „Sie schnüren sich?“

Rebekka nickte seufzend.

„Das ist nicht gut.“

„Ich weiß.“

„Wie lange werden Sie es noch verbergen können?“

Sie zuckte mit den Achseln. „In zwei Wochen fährt er für ein paar Tage nach Berlin. Der Verleger will tatsächlich sein Buch-

Manuskript. Nun arbeitet er wie besessen daran – jede Nacht. Ich weiß nicht, wie ich das in der nächsten Zeit anstellen soll.“

Emma stöhnte. „Da kann Ihnen nur der Himmel beistehen.“

„Wo bleibt er eigentlich?“ Rebekka blickte zum Fenster hinaus auf die Straße und durch die Verandatür in den Garten. „Er wollte doch zum Mittagessen längst wieder zu Hause sein.“

Die Buttermilchsuppe für das Mittagessen dampfte auf dem Küchentisch. Ungeduldig scharrrten die Kinder auf den Stühlen. Emma wendete die „Armen Ritter“ in der Pfanne über dem Herdfeuer und tunkte dazu altes Brot, das sie aus der Bäckerei mitgebracht hatte, in ein Gemisch aus Milch und Eiern.

„Wir essen jetzt und warten nicht länger auf ihn.“ Rebekka sprach ein Tischgebet, füllte den Älteren die Suppenteller und fütterte die Kleinen links und rechts von ihr mit der Süßspeise aus der Pfanne. Unruhig sah sie immer wieder aus dem Fenster. „Irgendetwas stimmt nicht. Er müsste von Rüdersdorf längst zurück sein. Er ist gleich nach dem Frühstück losgeritten!“

„Ach, der Kollege wird ihn aufgehalten haben.“ Emma rüttelte die Pfanne. „Das ist ein alter Schwätzer, findet kein Ende beim Predigen.“

„Aber Friedrich hat heute Nachmittag Konfirmandenunterricht. Und er ist immer pünktlich.“ Rebekka schob Grete einen Bissen in den Mund. Die Kleine patschte nach ihrer Brust, doch sie blieb eisern. „Nein, Grete, essen.“

„So, ich mach Feierabend. Ich habe meiner Schwägerin versprochen, dass ich heute für sie die Regale in der Bäckerei auslege.“ Emma stellte die Pfanne mit den „Armen Rittern“ in die Tischmitte, die Augen der älteren Kinder leuchteten und sie löffelten die Suppe noch schneller.

„Emma, bitte sagen Sie doch Anton, dass er mit dem Pferd des Nachbarn Friedrich suchen gehen soll. Er reitet immer den kürzesten Weg nach Rüdersdorf – quer durch den Wald.“

„Den Herrn Pastor brauchen Sie nicht suchen lassen, Schwester Rebekka. Der war Soldat! Den könnten Sie durch Sodom und Gomorrha schicken, und er würde zurückkommen.“

„Bitte, Emma, sagen Sie es Anton.“

Die Haushälterin rollte mit den Augen, band die Schürze ab und stapfte mit dem Makart-Strauß davon.

Vorsichtig ließ Rebekka eine Stunde nach dem Mittagessen die vorgewaschenen Windeln in das kochende Wasser im großen Topf auf dem Herd gleiten. Wie lange die kleine Grete die noch brauchen würde? Wenigstens schliefen die Kleinen jetzt. Sie ließ den Eisenbügel vom Einmachglas schnappen und schüttete den kläglichsten Rest der Mischung aus Sodapulver und Kernseife ins dampfende Wasser. Seufzend griff sie nach der Küchenreibe und schabte noch mehr von dem großen Stück Kernseife ab.

In einer Stunde würden die Konfirmanden vor der Tür stehen. Friedrich war noch immer nicht da. *Was, wenn ihm etwas zugestoßen ist? Heißer Dampf legte sich brennend auf ihr Gesicht. Vielleicht liegt er irgendwo verletzt? Schwer verletzt?* Sie streute die Raspel in den Topf. Dicker Nebel hüllte sie ein. Ein längst begrabenes Gefühl von Unruhe und Sorge stieg in ihr auf. Zitternd tauchte sie den Holzstab in die heiße Waschlauge. Die Windeln ballten sich zu einem zähen Kloß im brodelnden Wasser. Es war ihr, als hörte sie in sich wieder das Hämmern von Wilhelms Gehilfen an der Tür der Missionsstation.

„Schnell, kommen Sie! Doktor Wilhelm hat keine Kraft mehr, zurück nach Hause zu gehen.“

Entsetzt war sie zurückgewichen. *„Aber was ...?“*

Sie kannte die Antwort des Chinesen, noch bevor er sie gab: *„Cholera!“*

Wie hatte sie Wilhelm angefleht, nicht in dieses Dorf am Fluss zu gehen, in dem die Epidemie wieder aufgeflammt war. Doch er hatte nicht auf sie gehört. Er war pflichtbewusst wie immer gewesen. Pflichtbewusst und eigensinnig.

Nach einer Überschwemmung des Gelben Flusses waren noch tagelang tote Tiere im Wasser geschwommen und hatten die Brunnen in den Dörfern verseucht.

Weinend packte sie in Windeseile ein, was sie meinte, zu brauchen ... eine Schüssel, Waschlappen und alle seine Hemden zum Wechselln. Eines würde sein Totenhemd werden – sie ahnte es.

Ein beißender Geruch aus Verwesung und menschlichen Exkrementen nahm ihr den Atem, als sie das Gasthaus betrat, das Wilhelm in eine Krankenstation umfunktioniert hatte. Es war zu einem Sterbehaus geworden, aus dem man die Leichname in Bambusmatten trug. Sie presste sich eines der Tücher vor den Mund, während der Gehilfe sie zu einer Pritsche hinter einem Paravent führte.

Die braunen Augen blickten ihr apathisch aus hohlen Wangen entgegen.

„*Wilhelm!*“

Er öffnete mühevoll den Mund und hob abwehrend die Hand.
„*Geh ... bitte!*“

Rebekka schüttelte weinend den Kopf. Dieses eine Mal würde sie eigensinnig sein – und wenn es sie das Leben kosten würde! Sie begann ihn unter einem sauberen Leintuch zu waschen. In die Pritschen der Krankenstation hatte man Löcher geschnitten, unter denen Behälter unentwegt auffingen, was den ausgemergelten Leibern entwich.

Sein Körper krümmte sich und er erbrach ein blutrotes Gemisch. Rebekka stützte ihn weinend und fuhr mit dem Lappen über sein totenbleiches Gesicht. Er zeigte auf die leere Flasche mit Salzlösung, die neben ihm auf einer umgestülpten Kiste stand.

Rebekka verstand. Schnell stand sie auf und suchte Nachschub, in einer Ecke fand sie eine letzte Kiste mit Flaschen und schüttete etwas von der Lösung in ihre Teetasse. Schluck für Schluck flößte sie es ihm ein. Er konnte kaum trinken. Das kostbare Nass floss an seinen Mundwinkeln herab, doch sie wollte sich um jeden Preis noch ein paar Stunden mit ihm erkämpfen.

Tasse um Tasse gab sie ihm davon drei Tage und Nächte lang. Mit der letzten würde sein Leben zu Ende gehen ... Sie wusch ihn, sang, betete und lächelte ihn an, wenn er benommen die Augen aufschlug.

„*Vergib mir*“, flüsterte er heiser bei einer der letzten Tassen.

Sie nickte unter Tränen.

Er legte seine Hand auf ihren runden Bauch. „*Wenn ... es ein Mädchen wird, nenn sie Sofie – wie Mutter.*“

Sie umschloss seine Finger.

„*Küss Jakob von mir ... jeden Tag. Und sei nie bitter. Hörst du?*“

Sie wischte die Tränen aus dem Gesicht.

„*Gott wird für euch sorgen. Ich liebe ...*“ Ein letztes Mal hatte er ihre Wange berührt und war dann für immer im Nebel der Entkräftung versunken.



Friedrich stöhnte bei jedem Schritt auf, den er über den sandigen grasdurchwachsenen Waldboden tat. Äste und Heidelbeergestrüpp knackten unter seinen Füßen. Der Schmerz in seiner rechten Schulter und im Arm nahmen ihm fast den Atem. Die schlanken Kiefernstämme drehten sich vor seinen Augen, während die Baumkronen bedrohlich über ihm schwankten. Ächzend klammerte er sich mit der linken Hand an den Sattel, in der er auch die Zügel des Pferdes hielt. An ein Aufsteigen war nicht zu denken. Er versuchte Klarheit in seinen brummenden Schädel zu bekommen. Blut rann ihm von der Schläfe über die Wange, tropfte auf den weißen Kragen und versickerte im schwarzen Mantel.

Dumpf erinnerte er sich an das Knacken im Unterholz hinter einer Lichtung voll Farn. Dann dieses aufgeschreckte Quieken – ein Wildschwein war vor ihm aus dem Gebüsch gebrochen. Sein Tier hatte gescheut. Wiehernd hatte es sich aufgebäumt und er war wie eine Kanonenkugel durch die Luft geflogen.

Wie weit er wohl noch von Zuhause weg war? Zehn Kilometer könnten unendlich lange werden ... Wieder nahm er die Kraft für ein paar Schritte zusammen. Ein brennendes Stechen zwang ihn zu stoppen. Heftiger Atem hob und senkte seine Brust.

Rufe mich an am Tag der Not, so will ich dich erretten – hatte er das nicht am Sonntag im Gottesdienst vorgelesen?

Und war es nicht der Schatz, den er durch Bruder Daniel entdeckt hatte, dass er die Worte aus der Bibel so lesen und glauben durfte, als wären sie allein für ihn persönlich geschrieben worden?

„Ich rufe dich an ... mein Gott!“, keuchte er laut. „Jetzt. Ich bin in Not!“ Er lauschte in die Stille des Waldes. „Bitte hilf mir ... Heiland!“ Inständig fügte er noch Rebekkas Lieblingswort im Gebet hinzu.

Die Vögel zwitscherten. Er quälte sich weiter über Äste, Laub und Zweige. Die Schritte des Pferdes klapperten dumpf auf dem weichen Boden. Wenn er wenigstens auf einem Feldweg gewesen wäre.

Plötzlich hörte er aus der Ferne gedämpftes Getrappel und blieb stehen. Er wagte kaum zu hoffen, mitten im Wald auf ein menschliches Wesen zu stoßen.

Tatsächlich! Überwältigt hob er rufend die Hand.

„Herr Pastor?“ Ein Reiter kam näher und winkte ihm. „Ja, Sie sind es!“

Friedrich kniff die Augen zusammen. War das nicht der Schimmel des Nachbarn – und ... sein Stallbursche? „Anton, dich schickt der Himmel!“

„Nein, Ihre Frau schickt mich! Sie hat darauf bestanden, dass ich Sie suchen gehe.“ Er hielt das Pferd vor ihm und sprang herab. „Was ist passiert?“

Friedrich berichtete es ihm.

Anton half ihm in den Sattel.

Stöhnend klammerte sich Friedrich an den Knauf und ließ sich von seinem Tier nach Hause tragen. Mit jedem Hufschlag bereute er jedes barsche Wort, das sich der junge Knecht schon hatte von

ihm anhören müssen. Und Rebekka – konnte es wahr sein? Sie hatte ihn wirklich vermisst?

Schon von Weitem sah Friedrich im Pfarrgarten ihre Gestalt, als er mit Anton und den Pferden aus dem Wald herauskam und am Ufer entlangritt. Sie stand mit wehenden Haaren und Schürze auf der Veranda. Ihre Augen schweiften über den Garten hinweg am Seeufer entlang.

Trotz Schmerzen musste er lächeln.

Dann entdeckte sie ihn. Sie schürzte ihren Rock und rannte ihm entgegen. „Friedrich“, hörte er sie atemlos rufen. „Friedrich, was ist?“

Vergeblich versuchte er seine Hand zu heben.

Als sie am Ende des Gartens sein Pferd erreichte, verbarg sie ihr Gesicht an seinem Bein. Ihre Augen waren gerötet. „Wie gut, dass du da bist! Ich hatte solche Angst um dich!“

Sie hat sich um mich gesorgt? Der Gedanke durchfloss ihn wie ein warmer Strom. *Sie hat um mich gebangt und geweint?* Auf solch einen Trost hatte er nicht zu hoffen gewagt.

Vorsichtig beugte er sich vor und berührte mit den Fingerspitzen ihr Haar. Anton half ihm, vom Pferd abzusteigen. Kaum hatte er Boden unter den Füßen, schmiegte sie sich an ihn.

Vorsichtig umschloss er sie mit dem unverletzten Arm. Er fühlte, wie sie ihn sanft drückte – zum ersten Mal. Sie roch nach der französischen Lavendelseife, die er ihr geschenkt hatte. Seltsam, war das etwa ein Korsett mit Stahleinlage, das er da unter dem Stoff ihres Kleides tastete?

„Wo warst du, Friedrich? Bist du verletzt?“ Ihre blauen Augen musterten ihn besorgt.

„Ein Keiler hat meine Pläne durchkreuzt.“ Tapfer lächelte er über die Schmerzen hinweg und berichtete ihr von dem Wildschwein im Wald, während er, auf sie gestützt, in Richtung der Veranda humpelte.

Sie lächelte. „Wilhelm hatte auch ein kleines Steppenross, mit dem er oft auf den schmalen Wegen zwischen den Reisfeldern unterwegs war. Manchmal ist das Tier ins Rutschen gekommen, dann hat er sich aussuchen können, ob er lieber ins bewässerte Reisfeld oder in den tiefen Graben auf der anderen Seite fallen wollte.“ Fürsorglich betrachtete sie die Schürfwunde an der Wange. „Mehrere Male ist er mit Schrammen und Quetschungen heimgekommen, aber der Herr hat schützend die Hand über ihn gehalten – so wie heute über dich.“

Friedrich ächzte die beiden Stufen zur Veranda hoch. Auch das Knie schmerzte.

„Zweimal haben ihn sogar Wasserbüffel verfolgt, die hassen Pferde genauso wie Hunde die Katzen.“

„Und dann?“ Neugierig blieb Friedrich auf der Veranda stehen und verschnaufte. Dieser China-Bursche schien doch irgendwie interessant zu sein.

„Das eine Mal ist Wilhelm in einen steilen Graben geflüchtet und auf der anderen Seite hochgeritten. Ein anderes Mal ist ein Büffel mit den Hörnern auf ihn losgegangen. Da hat er ihm mit dem Schirm so sehr auf die Schnauze geschlagen, dass der Schirm zerbrochen ist. Aber er und das Pferd waren gerettet!“

„Jetzt weiß ich, was mir heute gefehlt hat! In Zukunft nehme ich den Schirm mit.“ Friedrich lachte, doch seine Schulter stach ihn schmerzhaft dabei.

Behutsam führte sie ihn zum Sofa im Wohnzimmer und half ihm, sich zu setzen.

„Warte kurz!“ Ihre Schritte trippelten davon in den oberen Stock. Kurz darauf kam sie mit einer abgestoßenen Ledertasche wieder herab, die sie an einer Schnalle öffnete.

„Sieht aus wie eine Arzttasche.“ Friedrich betrachtete den Inhalt. Er hatte das Ding noch nie gesehen.

„Es ist die von Wilhelm.“ Ein unsicheres Lächeln huschte über ihr Gesicht. Sie nahm eine Binde heraus, griff gezielt an seine rechte Schulter und tastete den Arm über dem Hemd ab.

Er schrie auf vor Schmerz.

„Nicht gebrochen, nur gestaucht“, diagnostizierte sie. „Aber die Schulter könnte angebrochen sein. Ich bandagiere sie dir, bis der Arzt kommt. Dazu müsstest du ...“ Sie errötete. „Dein Hemd – würdest du es bitte ...?“

Friedrich schluckte – sich vor der Ehefrau entkleiden, das hätte er früher niemals getan. Dennoch war ihm der Gedanke jetzt nicht unangenehm. Außerdem war es ein Notfall – und Rebekka die Krankenschwester im Lazarett.

Mit ihrer Hilfe zog er sich das Hemd ächzend über den Kopf. Die Kühle auf dem nackten Oberkörper war ungewohnt. Plötzlich spürte er ihre warmen Finger über seinen Rücken streichen. Ein Kribbeln stieg in ihm hoch. Wie ein trockener Schwamm sog er die Zärtlichkeit in sich auf. Er atmete tief ein und schloss die Augen.

„Was ist das?“ Sie fuhr mit den zarten Fingerkuppen die Narbe entlang, die einst ein Säbelhieb im Kampfgetümmel hinterlassen hatte. „Du Armer! Das hätte genäht gehört! Die Wunde ist nicht richtig versorgt worden.“ Ihr Mitleid war Balsam auf der alten Wunde.

Er murmelte etwas vom Elsass und dem unnötigen Krieg gegen die Franzosen. Ein Stich durch die Schulter ließ ihn aufschreien. Mit geübten Griffen umwickelte sie die rechte Schulter mit der Binde. Er versuchte wieder, die Berührung zu genießen.

Seine Augen ruhten dabei auf ihrem Bauch. War es die Fülle ihres Kleiderstoffs, der sich so wölbte? Er kämpfte gegen den Drang, diesen sanften Hügel zu berühren. Vielleicht würde sie einmal sein Kind unter dem Herzen tragen. Er lächelte versonnen.

Sie schien die Binde hinter der Schulter mit einem Knoten zu schließen. Er seufzte leise. Ihr Bauch war direkt vor ihm. Er konnte nicht länger widerstehen und vergrub das Gesicht in den Stofffalten.

Sie zuckte zusammen. „Na, es scheint dir ja schon besser zu gehen.“ Sie beugte sich zu ihm herab, nahm sein Kinn in beide Hände und begutachtete die Schürfwunde im Gesicht.

Sein Herz überschlug sich und drohte, aus ihm herauszuhüpfen.
Einen Kuss – jetzt einen Kuss!

Ein feuriger Schmerz durchzuckte seine Wange.

„Tut mir leid. Aber das muss sein!“ Rebekka goss erneut Jod auf den Tupfer. „Bin gleich fertig.“

Jammernd ließ er sie gewähren.

Es läutete an der Tür des Pfarrhauses.

„Wird hier schon operiert?“ Justus reichte Annie den Hut und betrat mit seiner braunen Arzttasche das Wohnzimmer. Wie immer war er elegant gekleidet – heller Anzug, rotes Halstuch, die dunklen Haare mit Pomade zurückgekämmt, der Schnurrbart gezwirbelt.

Friedrich setzte sich aufrecht hin. „Rebekka, darf ich vorstellen: Dr. Justus Keck, ein Jugendfreund von mir! Justus – meine Frau ...“ Rebekka schob ihre Arzttasche mit dem Fuß unters Sofa und nickte ihm verlegen zu. „Er ist Oberarzt an der Charité in Berlin und nur am Wochenende hier in seiner Villa.“

„Hast du Glück, Friedrich, dass ich schon in Grünheide bin.“ Justus lachte, musterte aber im Augenwinkel Rebekka. Der Arzt nahm ihre Hand und küsste sie galant. „Wenn ich gewusst hätte, dass Sie in Hamburg vom Schiff steigen, hätte ich mich auch angestellt!“

Rebekka errötete und trat hinter Friedrich an die Lehne des Sofas. Vor dem Haus waren Kinderstimmen zu hören. „Die Konfirmanden, Friedrich!“

Ein Schreck durchfuhr ihn. „Stimmt. Die habe ich völlig vergessen. Und der Vikar ist nicht da.“

„Ich übernehme sie.“ Sie sprang zur Tür und hielt inne. „Wenn du es erlaubst.“

Friedrich zögerte.

„Lass sie doch.“ Justus lachte. „Besser, als die Kinder heimzuschicken. Dann wissen gleich alle in Grünheide, dass du ein Krüppel bist.“

„Wir sind beim sechsten Gebot, Rebekka. Und frage streng Luthers Erklärung dazu ab“, rief ihr Friedrich hinterher.

Ihr „Ja“ ging unter im Läuten der Hausglocke. Er hörte Rebekkas helle Stimme vor der Tür, dann erschall Jubel.

Justus und Friedrich sahen sich überrascht an.

„Bei mir hat noch keiner gejubelt.“ Friedrich suchte eine Position im Sofa, die ihn weniger schmerzte. „Sonntags kommen neuerdings Frauen mit Kindern zum Gottesdienst, um mit ihr im Garten die Bibel zu lesen. Und wenn mittwochs Handarbeitskreis für die Mission ist, sitzt der ganze Pfarrsaal voll. Eine Jungfernstunde hat sie gegründet. Und bei den Teerköhlern hält sie jeden Donnerstag eine Andacht.“

„Na, Glückwunsch. Das nützt dem Laden doch!“

Friedrich brummte.

„Sie ist eben die Missionarin und sammelt neue Schäfchen, und du bist der Hirtenhund, der bellt, wenn eines abhaut.“ Lachend begann Justus die Schulter unter dem Verband abzutasten. „Hat sie den Arm bandagiert?“

„Ja.“

Der Arzt musterte sein Gesicht. „Und die Schürfwunden versorgt?“

„Auch sie.“

„Der Arm ist nicht gebrochen, nur verstaucht. Aber die Schulter scheint angebrochen.“

„Das hat Rebekka auch gesagt.“

„Verschwendung“, murmelte der Arzt.

Friedrich blickte ihn fragend an.

Justus ließ die Tasche zuschnappen. „So eine Frau gehört nicht in ein Pfarrhaus, sondern in eine Arztpraxis! Womit hast du Dickeschädel das verdient?“

Das Getrappel der Füße im Flur legte sich, und im Pfarrsaal wich das Scharren der Stühle Rebekkas heller Stimme und dem Lachen der Kinder.

Erkenne doch, wem gehört ...



... dieser Siegelring und
die Schnur und der Stab?

1. Mose 38,25

Grünheide, 26. Juni 1882

„Das nenne ich Freiheit!“ Friedrich versuchte zwei Wochen später vorsichtig einen Liegestütz am Esstisch. „Ein Glück, dass ich morgen ohne Verband nach Berlin reisen kann!“

„Pass auf, Kamerad, noch nicht so schwer belasten.“ Justus wickelte neben ihm die Binden zu einem losen Knäuel, die Friedrich als Bandage getragen hatte.

„Und? Wie fühlt es sich an?“ Rebekka kam mit Grete auf der Hüfte in den Salon und strahlte die Männer an. „Kann ich die waschen?“ Sie nahm die Binden in die freie Hand.

Der Arzt nickte und sah ihr hinterher. „Natürlich kannst du auch wieder mit deinem Täubchen gurren.“

Friedrich stoppte seine Armübungen und zwinkerte seinem Freund zu. „Nur kein Neid, du alter Schwesternöter. Leg dich ins Zeug und such dir selbst eines.“

Justus rollte mit den Augen. Mit neugierigem Blick nahm er den Packen voll handbeschriebenem Papier vom Esstisch auf und blätterte darin. „Und, hast du deinen Wälzer fertig?“

„Ich muss heute noch das letzte Kapitel ins Ziel bringen. Mit der Bandage war es mühsam.“ Friedrich strich über die handbeschriebenen Blätter seines Manuskriptes.

„Um was geht es in dem Schinken?“ Justus grinste.

„Um das Abendmahl – eine exegetisch-hermeneutische Studie.“

„Klingt fast so prickelnd wie das, was ich gerade verfasse: Die Anstaltsbehandlung der Tuberkulose.“ Lachend ließ Justus die Schnalle des Arztkoffers zuschnappen. „Dann bis morgen in Berlin. Das Gästezimmer steht bereit. Und abends ziehen wir los wie in alten Zeiten.“

Friedrich streckte verspannt die Schultern. „Aber du weißt, Justus, nichts ... Unanständiges.“

„Versteht sich, Herr Pastor!“ Justus grinste spöttisch, nahm seinen Hut vom Tisch und stolzierte zur Veranda hinaus.

Rebekka kam mit einem klirrenden Tablett ins Wohnzimmer und räumte Porzellan in die Vitrine. „Ist Justus schon weg?“

„Ja.“ Er trat hinter sie an den offenen Schrank. „Endlich.“

Sie stellte die letzte Tasse hinein, schloss die Tür und drehte sich um. Wie eine Wand stand das Tablett zwischen ihnen. Stumm sahen sie sich an.

Wie sollte er es einfädeln? Bald zwei Monate waren sie nun verheiratet. „Ich muss heute noch das letzte Kapitel schreiben, aber vielleicht könnten wir ... Ich meine, bevor ich morgen abreise ...“

Auf dem Tisch lag sein Manuskript mit Hunderten von Worten – aber jetzt fand er kein einziges! Er quälte sich noch einmal. „Ich fände es schön, wenn wir beide ganz allein ...“

Sie ließ das Tablett sinken. War es ein Lächeln, das ihre Lippen umspielte? Sie wirkte fast erleichtert.

„Natürlich würde ich dich am liebsten zur Insel rudern.“ Er räusperte sich. „Aber mein Arzt hat es mir verboten. Darum heben wir es uns auf.“

Sie nickte – die Lippen einladend geöffnet.

Er wollte die Einladung annehmen und beugte den Kopf.

Das Läuten der Messingglocke zerriss die Stille.

„Vater, der Postbote!“, rief Jakob von der Haustür.

Friedrich trat in den Gang und nahm dem Jungen die Briefe ab, während Rebekka mit dem Tablett in der Küche verschwand.

Es duftete nach Senfgurken.

Lustlos blätterte er durch den Packen. Die Papiere für die Beerdigung in Kagel, die Rechnung für den Abendmahlswein, ein Schreiben des Bürgermeisters, sicher wegen der Befestigung des Kirchwegs ...

Plötzlich stutzte er. Ein Brief mit Stempeln und durchgestrichener Adresse – das Pfarramt von Grünheide war seitlich ergänzt.

Adressiert an Rebekka von Sassnitz.

Sie bekam selten Post – höchstens von ihrer Schwester Ruth oder Missionsdirektor Wangemann, wenn er einen Beitrag für den „Kinderfreund“ wollte.

Er kniff die Augen zusammen und studierte den Umschlag. Der Stempel war aus Hamburg. Seltsam ...

„Rebekka“, er trat in die Küche. Gehezt sah sie am Herd auf, während sie im Topf rührte und dann zurück an den Tisch eilte, um Grete einen Löffel Brei in den Mund zu schieben. Die Kleine kreischte. Sofie fischte daneben mit dem Finger nach einer Beere in ihrem Haferbrei.

„Hier ist ein Brief für dich.“

„Für mich? Von Ruth?“ Sie zog Sofies Finger aus dem Brei. „Leg ihn auf den Tisch.“

„Aus Hamburg.“

Sie hielt inne. Er legte den Umschlag auf den Küchentisch. Mit prüfendem Blick griff sie danach, überflog die Handschrift und verbarg ihn mit unbewegter Miene im Rockbund.

„Von wem ist er?“

Sie errötete. „Von einem flüchtigen Bekannten.“

Er kniff die Augen zusammen. „Ein Bekannter aus Hamburg? Ich wusste gar nicht, dass du dort –“

„Jemand vom Schiff, Friedrich.“ Sie wirkte verspannt.

„Sind noch Rechnungen offen?“

Energisch schüttelte sie den Kopf. „Es ... ist privat, Friedrich. Bitte versteh.“

„Privat?“

„Es liegt hinter mir. Glaub mir.“

„Ein Verehrer?“ Er sog scharf die Luft ein.

„Er ist ... vom Kapitän der *Susanna*.“ Friedrich hörte, wie sie schneller atmete.

„Von dem dunklen Kerl, der deinen Koffer nicht herausrücken wollte?“ Friedrich erinnerte sich nur allzu gut an die Szene in der Kajüte. „Was will er? Hat er immer noch Forderungen an dich?“

Sie straffte ihre Schultern und reckte ihr Kinn. „Nein, seine Wünsche haben sich erübrigt.“ Der Breilöffel in ihrer Hand bebte.

„Ich begleiche jede Summe – du sollst ihm nichts schuldig sein. Gib mir den Brief. Ich antworte ihm.“ Er streckte die Hand aus.

„Nein, Friedrich, es ist nicht nötig.“ Sie stand auf und öffnete die Feuerklappe des Herdes. „Es ist erledigt.“ Sie warf den Brief hinein und setzte sich zu Grete zurück.

„Bist du von Sinnen!“ Friedrich sprang an den Herd, öffnete die Luke und schnappte den Schürhaken. Er zog den Brief aus den Flammen und durch die Metallklappe hinaus. Der brennende Umschlag fiel mit ein paar Glutstücken auf die Steinfliesen. Eilig trat Friedrich das Feuer aus und hob dann mit spitzen Fingern die Reste des Briefes auf. Das Papier war heiß.

Rebekka starrte auf den Tisch und atmete schwer. Sofie verschmierte mit der ganzen Hand Brei auf dem Tisch.

Vorsichtig schälte er ein angesengtes Stück Brief aus dem Umschlag und klappte es auf. Nur noch die Hälfte der Zeilen war erhalten. Laut las er sie vor:

Meine liebste Rebekka,

Tag und Nacht ...

ich dein Gesicht immer ...

Wenn ich nur wüsste, wo ich ...

Bitte schreib ...

oder komme nach ...

In ewiger Liebe ...

Er ließ den Brief sinken und sah sie an. „Ist das der Grund ...“, flüsterte er, „... der Grund für deine Zurückhaltung mir gegenüber?“

Sie sprang auf. „Nein, Friedrich!“

„Darum war dein Herz nie frei für mich! Du hast einen Verehrer. Ihr habt euch geschrieben!“

„Nein!“, rief sie. „Nein! Lass es mich dir erklären, aber nicht vor den Kindern.“

Erklärungen? Friedrich hatte genug Beweise. Ihm war alles klar.

Die Hintertür des Pfarrhauses klappte. „Ich bin da, ihr Lieben!“, tönte Emmas Stimme durch den Gang.

Friedrich schüttelte den Kopf. Er zerknüllte den Brief.

„Bitte, lass mich dir die Wahrheit sagen. Der Kapitän ...“ Rebekka klammerte sich an seinen Arm, doch er wandte sich ab. „Bitte hör mich an, Friedrich.“

Emma stand in der Küchentür, hob abwehrend die Hände und schüttelte beschwörend den Kopf. „Na, habt ihr schon Mittag gegessen?“, flötete sie mit gespielter Fröhlichkeit.

Friedrich kannte seine Haushälterin genau und durchschaute alles. Sie war Mitwisserin in einem Spiel, das mit ihm gespielt wurde! Aber nicht mehr länger.

Er machte einen Schritt zum Herd, öffnete die Luke und warf den Brief hinein. Schnaubend rannte er an Rebekka und Emma vorbei in sein Studierzimmer und knallte die Tür hinter sich zu.



Die Tür des Schlafzimmers stand am Abend offen. Rebekka saß in ihrem ärmellosen Unterkleid auf dem Bett und lauschte in die Stille des Pfarrhauses. Die Kinder schliefen. Keine Schritte waren unten im Hausgang oder auf der Treppe zu hören. Durch das offene Fenster hörte sie die Grillen im Garten zirpen. Sie blickte hinaus in den Sommerabend. Der Vorhang flatterte sanft in der Brise, die vom See herüberwehte. Es war ein lauer Juniabend. Wie schön hätte er werden können ...

Die Sonne stand als oranger Ball über dem Werlsee und tauchte das Zimmer in einen rötlichen Schein.

Sie seufzte. Friedrich hatte sich den ganzen Tag nicht mehr blicken lassen. Mehrfach hatte sie vergeblich mit dem Mittagessen an seiner Tür geklopft. Doch er hatte nur um fünf Uhr ein Tablett mit Tee stumm aus Emmas Händen entgegengenommen.

Rebekka löste ihr Haarband und entwirrte die Locken.

Schwerfällig erhob sie sich, um die Bürste vom Frisiertisch zu holen. Sie erschrak beim Blick in den Spiegel. Sie straffte den weißen Baumwollstoff um sich – es war nicht mehr zu leugnen. Ein kleiner Hügel wölbte sich unter ihrem Bauch. Panik ergriff sie. Wenn er sie heute so gesehen und Verdacht geschöpft hätte ...

Sie blickte auf das Korsett, das feinsäuberlich gefaltet unter ihrem Kleid auf der Stuhllehne hervorlugte. Schon seit einigen Tagen hatte sie gemerkt, dass sich die Bänder des Mieders vorne nicht mehr so lange ziehen ließen. Jemand beanspruchte Platz in ihrem Leben. Jemand, den sie nie eingeladen hatte.

Sie fröstelte, nahm ihren chinesischen Morgenmantel vom Haken und schlüpfte hinein. Sorgfältig verknotete sie die Bänder über dem Bauch. Friedrichs Bettseite gähnte leer wie jeden Abend. Sie war ratlos – und einsam.

Sollte sie es ein letztes Mal an seiner Tür versuchen? Ihre letzte Chance, um das Geheimnis für immer zu verbergen, würde bald

mit dem roten Ball im Werlsee untergehen. Wie oft hatte er klar um ihr Herz geworben? Aus Eifersucht hatte er sich nun im Studierzimmer verschanzt. Und sie? Sie hatte ihn nur kalt benutzen wollen, um ihren Fehltritt zu vertuschen. *Was ist nur aus mir geworden?*

Schweigend sank sie vor ihrer Bettkante auf die Knie und faltete die Hände. Doch statt Worte brachte sie nur Tränen heraus. So viele Gelegenheiten hatte sie verstreichen lassen, um ihm die Wahrheit zu sagen. Warum nur hatte sie die Lüge als Weg gewählt?

Ihr Blick fiel verschwommen auf ihren Koffer, der unter dem Bett lag. Mit zitternden Händen zog sie die vertraute Seekiste am Griff hervor und öffnete sie. Ganz oben lag ihr Seidenkleid, das sie in China getragen hatte. Hier hatte sie es noch nie herausgenommen. Wehmütig presste sie es an sich.

Unter ihrem Kleid kam ein viereckiges Holzbild zum Vorschein – einst hatte es in der Missionsstation gehangen. Wie oft hatte Wilhelm es von der Wand genommen, wenn sie Gäste hatten, um damit zu predigen.

Sie betrachtete den felsigen Abgrund, der mit einem chinesischen Tuschepinsel auf das Holz gemalt war. Menschen stürzten darauf verzweifelt in die Schlucht. Doch über dem Abgrund hatte der Künstler einen Nagel eingeschlagen. Daran konnte man ein zweites, kleineres Holzbild an einer dünnen Schnur anbringen und es daran auf dem Bild bewegen. Ein Kreuz war darauf gemalt.

Rebekka schob es über den Abgrund. Das Kreuz war die Rettung – wie eine Brücke führte es über die Schlucht. Wie oft hatten sie den Chinesen damit die Botschaft der Bibel erklärt.

Sie dachte an Wilhelms Wangen, wie sie vor Eifer gegläht hatten, wenn er in einfachen chinesischen Worten diese Nachricht weitergegeben hatte. Atemlos und mit hungrigen Augen hatten die Menschen gelauscht.

Wie hatte sich ihr Blick nach der Taufe verändert, wenn Wilhelm sie aus dem Wasser hochgezogen hatte. Oft hatte Rebekka neben ihm im Fluss gestanden und die Frauen mit ihm getauft. Es war

überwältigend gewesen – so wie wenn sie bei einer Geburt der Mutter das Neugeborene in die Arme gelegt hatte.

Sie lächelte versonnen. *Wilhelm* ... Sie tastete mit der Hand tiefer in den Koffer und zog den Bilderrahmen mit der Fotografie hervor. Ein hagerer, sehniger Mann blickte sie mit ernsten dunklen Augen an. Sie fuhr über seine braunen Haare und den dichten Schnauzbart – das Glas darüber war so hart und kalt wie die trennende Wand des Todes, die sich zwischen sie geschoben hatte.

Sie ließ das Bild sinken. Wie viele Tränen hatte sie schon vergossen? So viele, dass sie anfangs gefürchtet hatte, darin zu ertrinken. Irgendwann jedoch hatte sich in ihr das dumpfe Gefühl breitgemacht, keine mehr zu haben. Ein stiller Tropfen fiel auf das Bild. Sie wischte ihn weg, verbarg die Fotografie wieder in den Tiefen des Koffers und bettete das Kleid darauf.

Oben platzierte sie das Holzbild mit dem Abgrund und schob das Kreuz darauf zurecht. *Es gibt einen Weg heraus aus Elend und Schuld. Es wird auch für mich der einzige sein, wenn alles ans Licht kommt ...*

Sie erhob sich. Ein letztes Mal wollte sie es versuchen – egal wie es enden würde.

„Friedrich?“ Sie klopfte leise an der Tür des Studierzimmers. Zehnmals schlug es tief von der Kirche des Guten Hirten her.

Er hustete trocken hinter der Tür.

„Ich habe etwas Tee für dich. Und eine Eierschecke – für dich frisch gebacken.“

Papier raschelte.

„Lass uns nicht so auseinandergehen, bitte.“ Sie lehnte sich mit dem Tablett an die Tür. „Ja, er hatte mir einen Antrag gemacht, aber ich habe ihn abgelehnt. Ich hatte doch den Brief von dir, Friedrich. Immer habe ich ihn bei mir getragen. Das ist auf dem Schiff mein Trost gewesen – all die Wochen.“

Der Schlüssel knackte im Schloss.

Gerade noch rechtzeitig fing sie ihr Tablett auf. Die Tasse klirrte

leise. Sie erschrak, als sie im Spalt der offenen Tür sein Gesicht sah. Mit geröteten Augen blinzelte er sie erschöpft durch seine Nickelbrille an, die er zum Schreiben trug.

„Ich kann nichts dafür, dass er mich gewollt hat“, wiederholte sie. „Ja, er hat um mich geworben. Aber ich wollte keinen Ungläubigen heiraten, sondern jemanden ...“, sie schluckte, „... wie dich.“

Er schob die Tür ganz auf und nahm ihr das Tablett aus den Händen. Stöhnend trug er es mit schiefer Schulter zum Tisch und setzte es scheppernd ab.

„Hast du Schmerzen?“

Er nickte und starrte auf die unzählig beschriebenen Blätter auf dem Schreibtisch. Mehrere Bücher lagen geöffnet im Schein der Petroleumlampe darum herum. Er ließ sich in den Stuhl fallen, seufzte und setzte die Brille ab. „Ich schaffe es nicht.“ Er rieb sich die Augen. „Die Berlinfahrt kann ich vergessen. Ich kann das Manuskript nicht fristgerecht liefern.“

Sie schob ihm das Stück Kuchen hin und goss ihm Tee ein. „Natürlich schaffst du es! Du fährst morgen!“ Sie fügte zwei Teelöffel Zucker hinzu, so wie er es liebte.

Er schüttelte müde den Kopf.

„Ich helfe dir.“ Sie legte die Hand auf seine Schulter und nahm mit der anderen das letzte Blatt hoch, das er beschrieben hatte.

„Bist du hier? *Die Bedeutung des Abendmahls ist für die Jünger nicht hoch genug einzuschätzen.*“ Stumm überflog sie die Zeilen und drückte sanft seine Schulter. „Das ist gut, Friedrich! Wirklich gut.“

Sie spürte, wie sich sein Arm um ihren seidenen Morgenmantel herumschob und er die gestickten Blüten befühlte.

„Ein schöner Mantel. Aus China?“ Er strich über die glatte Seide.

Ein warmer Schauer lief ihr den Rücken hinab. Sie nickte.

„Ein Geschenk von ...?“ Wieder lag das eifersüchtige Funkeln in seinen Augen.

„Nein. Der Mandarin eines Dorfes hat ihn mir geschenkt, weil ich seiner Frau und seinem Sohn das Leben gerettet habe.“

„Das Leben gerettet?“

„Ja, ich stand ihr als Hebamme in der Krankenstation bei. Wilhelm war verweist. Das Kind lag falsch ... aber mit Gottes Hilfe kam es gesund zur Welt.“

„Du bist auch noch Hebamme?“

„Auf einer Missionsstation musst du möglichst von allem etwas können. Jeder Missionar ist auch Schuster, Landwirt, Schneider ... In den vier Jahren während der Ausbildung im Missionshaus lernst du von jedem Handwerk ein bisschen!“

Er sank in die Lehne zurück. „Das wäre nichts für mich.“

„Dafür kannst du Bücher schreiben. Komm, mach weiter!“ Sie hielt ihm den Federhalter hin.

Er nahm ihn, schrieb einen Satz, während sie ihm über die Schulter blickte, und legte den Stift wieder hin. „Ich kann ihn nicht mehr halten vor Schmerzen. Es geht nicht.“

„Du hast dich beim Sitzen verspannt. Und den ganzen Tag nichts gegessen.“ Sie biss sich auf die Lippen. Schuldgefühle stiegen in ihr hoch. „Es tut mir so leid, Friedrich. Diese ganze Aufregung ...“ Sie würde keine neue an diesem Abend hinzufügen. „Wie kann ich dir helfen?“ Sie sah sich um und zog den Stuhl dicht vor den Schreibtisch. „Ich schreibe und du diktierst mir!“

Ungläubig sah er sie an. Mit einem sanften Lächeln zog sie an seinem Arm. Langsam erhob er sich, nahm sein Notizbuch und ließ sich von ihr in den Besucherstuhl schieben.

„Davor hole ich dir noch einen Fußschemel und mache dir eine Kompresse mit getrockneter Wallwurz. Wir haben doch noch Pulver von Justus.“ Sie eilte in die Küche, nahm heißes Wasser aus dem Dampfkessel, rührte mit dem Wallwurz-Pulver einen Brei an und strich die Paste dick auf ein sauberes Tuch.

Als sie wieder ins Studierzimmer kam, knöpfte Friedrich gerade sein Hemd auf. Beklommen blieb sie ein Stück vor ihm stehen. Er fädelte seinen linken Arm aus dem Hemd und trat mit dem halb bekleideten Oberkörper auf sie zu.

Mit dem gesunden Arm zog er sie nah an sich heran und sah ihr in die Augen. „Wenn ich in zehn Tagen wieder heimkomme, Rebekka, fangen wir neu miteinander an.“

„Ja, das tun wir, Friedrich.“ Sie strich ihm über die Koteletten.

Liebevoll fuhr er über ihr Haar.

„Lass uns wetermachen“, flüsterte sie. Er setzte sich. Vorsichtig legte sie ihm die Kompresse auf, bandagierte ihn und nahm an seinem Schreibtisch Platz. Seufzend legte er die Beine auf den Fußschemel, den sie ihm aus dem Wohnzimmer gebracht hatte.

Erwartungsvoll sah sie ihn an. Er lächelte und suchte dann in seinen Notizen. Satz um Satz diktierte er ihr, während der rote Ball im Werlsee versank und nur noch das Licht der Petroleumlampe neben ihr flackerte. Eifrig kratzte der Federhalter in ihrer Hand über die Blätter. Sie sah auf, um auf den nächsten Satz zu warten.

Doch es blieb still.

„Friedrich?“, flüsterte sie ins Dämmerlicht des Studierzimmers. Sie hörte seine regelmäßigen Atemzüge. War er etwa ... eingeschlafen?

Sie lachte leise, schlich zu ihm hin und zog ihm die Notizen aus der Hand. Bald hätten sie es geschafft. Sie legte seinen Mantel über ihn und setzte sich wieder an den Schreibtisch. Gut, dass er so schön schrieb. Wilhelms Schrift hätte sie kaum lesen können. Ein paar Seiten später setzte sie den letzten Punkt unter Friedrichs Manuskript. Zufrieden lehnte sie sich zurück.

Mit vereinten Kräften hatten sie es geschafft.

Behutsam breitete sie eine Decke über ihm aus, löschte das Petroleumlicht und ging mit der Nachtkerze nach oben.

Von dem Mann ...



... bin ich schwanger geworden,
dem das gehört!
1. Mose 38,25

Grünheide, 5. Juli 1882

„Dein Täubchen sieht aus wie ein Schornsteinfeger!“ Justus stieß Friedrich in die Rippen und zeigte aus der Kutsche auf eine Schar von rußgeschwärzten Helfern, die vor dem Pfarrhaus einen Pferdewagen voll Holzkohle abluden.

„Sieht fast so aus, als hätten uns die Teerköhler eine Wagenladung Holzkohle geschickt.“ Friedrich kratzte sich unter dem Zylinder. „Bestellt habe ich jedenfalls keine.“ Er entdeckte Rebekkas helle Locken unter einem dunklen Kopftuch auf der Ladefläche des Gespanns. Sie hatte eine alte Schürze umgebunden und wuchtete die Weidenkörbe, die Anton mit der Schaufel füllte, ans Ende des Wagens. Dort nahmen ihr der Vikar, Georg und Jakob die Körbe ab, schleppten sie zum Kellerfenster und kippten sie durch die Luke hinunter. Die Droschke des Arztes hatte keiner bemerkt.

Justus schüttelte den Kopf. „Ihr scheint ja bei den Teerköhlern ein Stein im Brett zu haben. Die haben sonst nichts zu verschenken.“

„Rebekka hat sich in den Kopf gesetzt, die Hütten in der Köhlersiedlung bis zum Winter sanieren zu lassen.“ Friedrich seufzte. „In allen Villen will sie vorsprechen und Spenden sammeln – und dabei noch Handarbeiten für die Mission verkaufen.“

Justus schlug ihm auf den Schenkel. „Na, da schick sie mal zu mir ... Ich bin dabei.“

„Du, Geizhals, willst spenden?“

„Wenn mir ein Engel erscheint?“

Friedrich hielt seinen Zylinder fest und kletterte aus der Kutsche, die Justus auf seine Bitte hin ein Stück abseits angehalten hatte. Eigentlich hatte er Rebekka mit seiner Ankunft überraschen wollen – doch nun schien es wieder einmal umgekehrt.

Justus ergriff die Zügel. „Eine Frage noch ... Hat sie Schwestern?“

Friedrich schmunzelte. „Nur eine. Die ist fünf Jahre älter als sie und Gouvernante. Willst du dir das antun?“ Er hob die Hand zum Abschied und winkend fuhr Justus davon.

So unauffällig wie möglich bewegte sich Friedrich an das Pferd des Köhlerwagens heran, um sich verdeckt an den Anhänger heranschieben zu können. Kohlestaub lag in der Luft.

Inmitten von Rußwolken schaufelte der Stallknecht auf dem Wagen Holzkohle in Körbe. Stöhnend streckte Rebekka daneben den Rücken und fuhr sich mit dem Ärmel über das Gesicht. Er hinterließ eine schwarze Spur auf der verschwitzten Stirn.

Friedrich ließ indessen Mantel und Tasche auf den Boden gleiten und trat unbemerkt an das Ende des Wagens. Sie bückte sich, griff ächzend nach dem Korb und schleppte ihn über den Holzboden zur Kante.

„Ist der nicht etwas schwer für dich?“ Er streckte ihr die Hände am Wagenende entgegen.

Sie fuhr hoch. „Friedrich!“ Ein schwaches Lächeln glitt über ihr Gesicht. Plötzlich verdrehte sie die Augen. Der Korb plotzte aus ihren Händen und sie sackte im aufgewirbelten Kohlestaub zusammen.

Friedrich spürte einen heftigen Schmerz in seiner frisch verheilten Schulter – er hatte sie aufgefangen und hielt sie nun in den Armen. „Rebekka!“

Sie reagierte nicht.

„Anton“, brüllte Friedrich dem Stallburschen zu. „Schnell, den Doktor! Hol ihn zurück!“

Mit erschrockener Miene sprang der junge Mann vom Wagen und rannte los.

Friedrich presste ihren leblosen Körper an sich, zog sie herab vom Wagen und schleppte sie weg vom Kohlestaub hin vor den Treppenaufgang zum Pfarrhaus. Behutsam legte er sie ab.

„Ist sie tot?“ Jakobs Schrei durchbrach die Schockstarre, die sich auf alle gelegt hatte. Der Junge stürzte auf seine Mutter und klammerte sich weinend an sie.

Friedrich schob ihn zurück, tastete nach ihrem Puls am Hals und legte das Ohr auf ihren Brustkorb. „Sie atmet!“ Er sah Erleichterung in den erschrockenen Mienen um sich herum, nur Lene fing an zu schluchzen. Emma zog sie an sich.

„Wir bringen sie hoch!“ Friedrich legte Rebekkas schlaffen Arm um den Hals und umfasste ihren Rücken und die Beine. Mit einem Ruck kam er zum Stehen. Allerdings hing Jakob an ihr, sodass er das Gewicht kaum stemmen konnte.

„Lass los“, presste er hervor. „Emma! Helfen Sie mir!“

Die Haushälterin zog Jakob zurück.

„Los! Mach mir die Tür auf!“, rief Friedrich Georg zu.

„Mutter!“ Jakob zappelte verzweifelt an Emmas Hand. Der Junge trat um sich und entwand sich Emmas Griff. Friedrich hörte hinter sich das Geschrei sowie das Schnaufen der Haushälterin und das Heulen seiner Tochter. Im Hausgang trat ihm auch noch Annie mit den Kleinen in den Weg. Mit offenem Mund starrte sie Friedrich nach, während er Rebekka keuchend die Treppen hochschleppte. Seine Schulter brannte wie Feuer.

Mit letzter Kraft erreichte er Rebekkas Bett, ließ sie so sanft wie möglich in das weiße Leinen hinabgleiten und strich ihr die Locken aus dem schmutzig verklebten Gesicht. „Rebekka, Liebes!“ Zärtlich tätschelte er ihr die Wange. Sie stöhnte leise und bewegte den Kopf. Behutsam küsste er ihr die Stirn. Seine Lippen schmeckten Ruß.

„Schnell, Emma, Wasser!“, rief er. Doch das Geheul von Jakob und Lene übertönte alles vor der Schlafzimmertür. Besser, die

Haushälterin blieb, wo sie war. Unter dem Frisiertisch entdeckte er eine weiße Emaille-Schüssel. Er zog sie hervor und rannte damit ins Bad.

Hastig stellte er die Waschschüssel kurz darauf neben ihrem Bett ab und tauchte einen Zipfel vom Bettbezug hinein. Vorsichtig fuhr er damit die Konturen ihres Gesichtes nach. Aschfahl war sie unter dem Ruß. Sie atmete flach, als ringe sie um Luft. Noch einmal betupfte er Stirn und Wangen mit dem kühlen Tuch.

Da endlich – zuckend öffneten sich die Lider.

„Friedrich, ich muss dir ... was sagen.“ Gequält drehte sie den Kopf hin und her.

„Nicht jetzt.“ Er legte den Finger an ihren Mund und streichelte über ihr Haar. „Du warst ohnmächtig.“

„Friedrich ... auf See ... auf dem Schiff ...“ Unruhig tastete sie nach ihm.

„Warte, Liebste! Der Arzt ist gleich da.“

„Nein!“ Sie hob abwehrend die Hand und schüttelte den Kopf.

Im Flur brüllte Jakob immer noch vor Verzweiflung. „Mutter soll nicht sterben! Ich will zu meiner Mutter!“ Emma gelang es offensichtlich nicht, ihn zu beruhigen. Auch Lene weinte weiter vor der Tür.

Das Läuten der Messingglocke am Hauseingang klang erlösend in Friedrichs Ohren. Schwere Schritte eilten die Treppen hoch. Die Tür flog auf.

„Friedrich, was höre ich! Was ist mit deiner Frau?“ Justus schob ihn von der Bettkante, setzte sich zu ihr, tastete nach dem Puls und sah ihr unter die Augendeckel. Hastig drehte er Rebekka zur Seite, öffnete ihren Rock, riss die Bluse aus dem Rockbund und zog ein Skalpell aus dem Arztkoffer.

Friedrich hielt die Luft an.

Leise krachten die Schnüre des Korsetts, während Justus mit dem Messer darüberglitt. Keuchend schnappte Rebekka nach Luft.

„Mutter?“, rief Jakob. Der Lärm vor der Tür schwoll wieder an.

Justus rollte mit den Augen. „Sorge für Ruhe, Friedrich! Ich muss deine Frau untersuchen. Und schick mir bitte die Haushälterin rein!“

Nur ungern ließ sich Friedrich aus dem Schlafzimmer weisen. Er winkte Emma hinein – sie schloss hinter sich die Tür. Es wurmte ihn.

Lene und Jakob saßen auf der obersten Stufe der Treppe und weinten, Georg stand hilflos daneben. Friedrich sehnte sich danach, an Rebekkas Seite zu sein – jetzt Kinder zu trösten, war das Letzte, das er wollte, zumal er ratlos war, wie er das anstellen sollte. Vorsichtig schob er einen Fuß zwischen seinen Stiefsohn und seine Tochter auf der Treppe und setzte sich dazwischen.

Unvermittelt schlang Jakob die Arme um seinen Hals, so wie er das sonst bei Rebekka tat. Friedrich wand sich innerlich. Widerwillig gab er seinen Armen Befehl, den Jungen zu umarmen. Etwas steif drückte er ihn an sich. Sogleich schmiegte sich auch Lene an seinen Hals. Er spürte, wie sein Kragen von den Tränen der Kinder nass wurde. Seltsam ... Es fühlte sich irgendwie tröstlich an.

„Kann ich dich allein sprechen?“ Der Doktor trat einige Zeit später mit ernstem Blick aus dem Schlafzimmer. Emma kam mit betretener Miene hinterher. Friedrich sprang auf und überließ ihr die Kinder. Dann wies er mit der Hand nach unten in Richtung des Wohnzimmers.

Schweigend gingen sie durch die Tür. Friedrich schloss sie hinter sich. Er bot Justus auf dem Sofa eine Zigarre und Feuer an, blieb selbst jedoch stehen. „Was ist mit ihr, Justus?“ Vor Sorge konnte Friedrich keinen klaren Gedanken fassen. Ungeduldig blickte er den Freund auf dem Sofa an.

Nachdenklich zog der Arzt an der Zigarre. Dann blies er den Rauch aus der Nase und lachte ihn an. „Herzlichen Glückwunsch! Gut gemacht.“

Friedrich starrte ihn an. Er verstand nicht ...

Justus lehnte sich vor. „Sie ist guter Hoffnung. Du wirst Vater!“

Friedrich blieb die Luft weg. Es war wie ein Schlag in die Magengrube. „Sie ... ist ... schwanger?“ Er wankte zurück.

„Na, wenn du es so direkt sagen willst: Ja! Doch ich verstehe nicht, warum du ihr erlaubt hast, sich zu schnüren. Das ist gefährlich fürs Kind!“ Justus zog an der Zigarre und beugte sich mit verschwörerischer Miene vor. „Und unter uns gesagt: Eilig hast du's ja gehabt!“ Er lachte vielsagend. „So weit, wie die Schwangerschaft schon ist, könnte man meinen, du hättest sie gleich in Hamburg ... na ja.“

Friedrich brüllte auf, als hätte ihm Justus einen Speer zwischen die Rippen gerammt. Er trat gegen den Wohnzimmertisch und stürmte aus dem Zimmer.

Rebekka hob den Kopf. Sie hörte auf zu schluchzen und lauschte. War er das schon? Mit dem Rücken ans Kopfbett gelehnt, saß sie im Unterkleid auf dem Bett, die Arme um die angezogenen Knie geschlungen. Genau *das* hatte sie vermeiden wollen. Genau auf diese Weise hätte er es nicht erfahren sollen! Das hatte er nicht verdient ... Sie fühlte sich schmutzig und verschmiert, auch wenn Emma sie notdürftig vom Ruß gereinigt hatte.

Seine Tritte hallten durchs Treppenhaus. Sie kannte das Hacken seiner Schritte, wenn er zornig war. Es klang wie ein aufziehendes Unwetter. Besser sie stand auf. Hastig schob sie die zittrigen Beine aus dem Bettzeug, das voll mit Kohlestaub war, und hangelte sich am Bettpfosten hoch.

Krachend flog die Schlafzimmertür auf.

Besänftigend hob sie die Hand. „Friedrich, ich habe versucht, es dir zu sagen! Du hast mich nicht zu Wort kommen lassen! Bitte hör mir –“

Seine Augen stierten sie funkelnd an. „Du elende Lügnerin!“

Panik erfasste sie. Schutz suchend sah sie sich um.

Mit hochrotem Kopf schnellte er auf sie zu. „Hintergangen hast du mich! Von Anfang an!“

„Lass es mich dir erklären, Friedrich!“ Sie wich hinter den Sessel zurück zum Frisiertisch. Zornig trat er gegen den schweren Stuhl vor ihr, von dem ihr verdrecktes Kleid und das zerrissene Mieder fielen. Seine wutverzerrten Züge blitzten im Spiegel neben ihr auf.

„Ich weiß alles! Hure! Mit dem Kapitän ...“ Seine Hand ballte sich zur Faust. Mit ohrenbetäubendem Klirren zersplitterte der Spiegel seitlich von ihr in tausend Stücke. Schützend hob sie den Arm vor das Gesicht. Eine Scherbe streifte wie ein Blitzschlag ihre Schläfe.

Friedrich zog seine blutend zerschnittene Faust zurück. Schmerzverzerrt hielt er sich die Hand. „Ich hatte Gefühle für dich! Habe mich dir zuliebe mit Zurückhaltung gequält! Aber du ...“ Voller Wucht trat er gegen die Chaiselongue neben sich und krachend rammte die Polsterliege gegen die Wand. „Du hast versucht, mir einen Bastard unterzuschieben!“

Inmitten der Scherben traktierte er aufs Neue mit den Füßen den Frisiertisch. Der schwere Holzrahmen des Spiegels drehte sich. Die letzten Splitter schepperten zu Boden.

Weinend kauerte sich Rebekka dahinter in die Ecke des Schlafzimmers. Blut rann ihr warm über die Wange und vermischte sich an ihren Lippen mit den salzigen Tränen. „Friedrich, beruhige dich“, flehte sie. „Bitte, lass uns einen Weg suchen.“

Plötzlich stürzte sich eine Gestalt von hinten auf ihn und umklammerte seine Arme. „Friedrich, was ist in dich gefahren?“, schrie Justus. „Mach dich nicht unglücklich! Beherrsche dich!“

Friedrich wehrte sich, schüttelte den Arzt ab und schmetterte ihn gegen den Kleiderschrank. Das Holz krachte.

Vom Ausgang her waren Kinderstimmen und das Trippeln von Füßen zu hören. „Mutter?“, rief Jakob auf der Treppe. „Was ist?“

Friedrich atmete zornig aus. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und stürmte an den Kindern vorbei die Treppe hinunter.

Emma und die Kinder blieben wie angewurzelt an der Türschwelle des Schlafzimmers stehen. Rebekka tastete eilig nach ei-

nem Taschentuch in der Schublade des ramponierten Frisiertisches und tupfte sich ab.

Justus rappelte sich auf und klopfte die Kleidung ab. „Dieser Narr“, stieß er hervor. Er drückte sich an den Kindern vorbei in den Flur und brüllte: „Friedrich, du elender Narr!“

Kurz darauf krachte es unten an der Eingangstür.

Rebekka wusste, er war gegangen. Sie hatte ihn verloren.



Unschlüssig machte Friedrich am Abend ein paar Schritte vor der Tür im düsteren Gang des dritten Stockwerks auf und ab. Er hob die notdürftig verbundene Hand und wollte klopfen. Seufzend ließ er sie wieder sinken. Was sollte er nur sagen?

Die Schnittwunden pochten in seiner Rechten. Entnervt zog er am Bündel des Pastorenkragens hinter dem Hals. Er ertrug die Enge nicht mehr. Die drückende Schwüle des Tages war ihm vom Schlesischen Bahnhof bis hierher gefolgt. Er hatte genug von der frommen Rolle. Sein Glaube hatte ihn blind gemacht! Den Himmel hatte er mit ihr auf die Erde holen wollen! Gnadenlos stopfte er den weißen Flatterkragen in die Manteltasche. Seine Finger stießen dabei auf den Zettel, den er sich aus der Bibel abgeschrieben hatte: *„Habe deine Lust am Herrn, so wird er dir geben, was dein Herz begehrt.“* Er schnaubte. Kräftiger als beabsichtigt polterte Friedrich an die Tür.

„Ich komme ja schon!“, rief die vertraute Stimme von Innen. Die Klinke in der hohen Holztür senkte sich.

„Bruder Friedrich?“ Die Überraschung stand Bruder Daniel ins Gesicht geschrieben. „Du in Berlin? Komm rein!“

Friedrich nahm den Hut ab und trat ein.

Marta blieb mit Tellern in der Hand auf dem Weg zur Küche stehen. „Friedrich, welche Überraschung! Ist Rebekka auch dabei?“ Sie sah ihn hoffnungsvoll an, doch er gab keine Antwort.

„Wir sind ja so gespannt, wie es euch geht!“ Daniel half ihm aus dem verschwitzten Mantel. Erschrocken fiel sein Blick auf das rot befleckte Taschentuch „Was ist denn mit deiner Hand passiert?“

„Geht schon“, murmelte Friedrich und folgte mit schleppenden Schritten der Einladung zum grünen Sofa.

„Marta, bring frisches Verbandszeug und etwas zu trinken für unseren Gast!“ Er sah Friedrich an. „Willst du auch noch etwas essen?“

Sein knurrender Magen erinnerte Friedrich daran, dass er noch nichts zu sich genommen hatte, seit er das Pfarrhaus betreten hatte. Trotzig schüttelte er den Kopf. Ihm war der Appetit vergangen.

Sein väterlicher Freund betrachtete ihn nachdenklich.

Friedrich zupfte stumm an einer Ecke des Taschentuchs.

„Was ist los?“ Daniel setzte sich in den Sessel neben ihn. „Geht es Rebekka und den Kindern gut?“

Friedrich lehnte sich stöhnend gegen die Lehne des Sofas. „Sie erwartet ein Kind.“

„Ja, aber ... das ist doch wunderbar! Meinen Glückwunsch!“

Zornig schnellte Friedrich vor und schlug mit der Linken flach auf die Tischplatte. „Ich schwöre bei Gott, ich habe sie bis heute nicht angerührt!“

Daniel fuhr entsetzt zurück. „Was? Aber wie ...?“ Der Alte fuhr sich durchs schütterte Haar.

„Ihr Bauch wölbt sich schon. Es muss auf dem Schiff passiert sein.“

„Hat sie dir nicht gesagt, von wem es ist?“

„Ich wollte es nicht hören! Ich habe es mir zusammengereimt.“ Erregt sprang Friedrich auf. „Dieser Kapitän! Schon als ich Rebekkas Gepäck vom Schiff abgeholt habe, ist er mir seltsam vorgekommen. Hat mich behandelt wie einen Rivalen!“ Aufgebracht schritt er durch den Raum. „Dieser Schuft war es. Ich bin mir sicher! Sie hat etwas mit ihm gehabt. Und ich Narr! Ich habe mich von ihr hinters Licht führen lassen.“

„Sie hat dir nichts gesagt? Unsere Rebekka? Ich kann es kaum glauben!“ Daniel schüttelte ratlos den Kopf.

„Sie wollte mir das Kind unterschieben. Nur darum hat sie mich geheiratet. Noch nie hat mich eine Frau so tief enttäuscht – nicht einmal Roswitha.“

„Du hast auch noch nie so geliebt.“ Der Missionssekretär stemmte sich aus dem Sessel, nahm Marta das Verbandszeug ab und begann Friedrichs Hand auszuwickeln. „Warum bist du nicht mit ihr gemeinsam zu uns gekommen?“

„Weil ich vor mir selbst geflohen bin, Daniel.“ Er sah ihn verzweifelt an, während der Freund die blutverkrusteten Wunden begutachtete.

„Heute Morgen ist sie ohnmächtig zusammengebrochen. Mein Freund Justus, der Arzt, hat festgestellt, dass sie guter Hoffnung ist. Mich hat er verdächtigt, ich hätte sie bereits in Hamburg ...“ Friedrich stöhnte auf, nicht nur, weil Daniel etwas Schnaps auf tupfte. „Da habe ich die Beherrschung verloren und vor Wut den Spiegel ...“

„Wieder das Problem mit deinem Jähzorn?“ Daniel wickelte mit ruhiger Hand weiter und verknotete die Binde.

Friedrich nickte und ließ sich mit der verbundenen Hand aufs Sofa fallen. Daniel setzte sich wieder. Sie beobachteten beide, wie Marta mit regungsloser Miene von einem Tablett Kuchen nahm und vor Friedrich auf den Sofatisch stellte.

„Marta“, Daniel musterte ihr Gesicht, „hast du es gewusst?“

Sie zögerte und griff auf dem Tablett nach der Teetasse. „Ja.“

„Was!“ Friedrich fuhr hoch und schlug ihr dabei das Tablett aus der Hand. Klirrend zerschellte das Porzellan am Boden.

Marta schrie auf vor Schreck.

Daniel stand augenblicklich vor ihr. „Es reicht, Friedrich!“

Er floh zur Wohnungstür, schlug mit der Hand hart dagegen und presste den Kopf schwer atmend gegen das Holz.

Daniel ging zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du

musst lernen, deine Gefühle in Worte zu fassen. Unterdrücke nicht alles, bis du explodierst!“

„Bitte entschuldigt!“ Friedrich begann hastig die Scherben unter dem Tisch aufzusammeln. „Ich ersetze euch das.“

„Viel wichtiger ist mir, dass heil wird, was zwischen dir und Rebekka zerbrochen ist.“ Marta sah ihn mitleidig an. „Versuche doch zu verstehen, wie sie in diese Lage geraten ist.“

Friedrich richtete sich mit der zerbrochenen Teetasse auf und sah sie scharf an.

Marta hielt seinem Blick stand. „Stell dir vor, wie einsam sie wochenlang unter Deck gewesen ist! Wie sie sich von Gott verlassen gefühlt hat – nach Wilhelms Tod. In solchen Umständen können auch die stärksten Herzen schwach werden.“

„Das entschuldigt nicht, dass sie versucht hat, mich zu täuschen.“

Marta schluckte und sah zu Boden. „Ich war es, die sie beschworen hat, es dir nicht zu sagen.“

„Und warum?“ Er warf das zerbrochene Porzellan auf das Tablett.

„Hättest du Sie genommen, wenn du es vor der Hochzeit gewusst hättest?“

Er zögerte. „Nein.“

„Dachte ich es mir. Glaub mir, sie hat diese Liebelei mit dem Kapitän bitter bereut. Und wenn Gott ihr vergibt, dann sollten wir es auch tun.“

„Marta, versteh auch mich. Ich kann mir so einen Skandal nicht leisten!“ Er wischte sich die linke Hand am Hosenbein ab.

„Dir wäre es gleichgültig gewesen, was aus ihr geworden wäre!“, rief Marta erhitzt. „Mit einem unehelichen Kind wäre sie erledigt gewesen!“

„Und warum sollte gerade ich den Retter spielen?“

„Du warst eben bereit. Gott arbeitet immer mit denen, die zur Verfügung stehen. Außerdem hielt ich dich für stark genug.“ Sie schnitt zwei Stücke vom Hefezopf ab.

Er lachte bitter auf und schüttelte den Kopf. „Und kannst du

mir jetzt sagen, was ich tun soll? Gute Miene zum bösen Spiel machen? Das Kind eines Fremden großziehen? Oder sie hinauswerfen? Wie soll ich ihr jemals wieder vertrauen?“ Erregt zerrte er an der Uhrenkette. „Das Kind wird an Weihnachten da sein! Und das Geschenk wird das Getuschel in Grünheide sein! Rechnen kann ja jeder.“

Marta und Daniel sahen sich betroffen an.

Friedrich holte ein paar Münzen aus dem Portemonnaie, klatschte sie auf den Tisch neben die Scherben und nahm den Hut vom Sofa. „Entschuldigt, dass ich euch belästigt habe. Lebt wohl!“

Daniel trat ihm in den Weg. „Wo willst du hin?“

„Zu meinen Eltern.“

„Du bleibst.“ Bruder Daniel klang ungewohnt bestimmend. „Oder willst du deine Flucht fortsetzen?“

Friedrich ließ den Hut sinken.

„Mit Gottes Hilfe kannst du an den Stürmen wachsen.“ Die Augen des Alten durchbohrten ihn. „Schauen wir dein wahres Problem an: Du zweifelst von Kindesbeinen an daran, ob du geliebt bist. Genau das will unser guter Gott ändern. Dazu kann er diese Umstände benutzen.“ Mit einem Klaps auf Friedrichs Schulter ging der Alte an ihm vorbei zur Garderobe und holte den Hut vom Haken. „Ich denke, wir beide sollten einen Spaziergang durch den Volkspark machen.“ Er drückte ihm zwei Stücke Hefekuchen in die Hand und schob ihn durch die Tür.



Jemand zog die Messingglocke an der Tür des Pfarrhauses. Rebekkas Herz schlug schneller, während sie mit Grete im Arm und Sofie an der Hand zur Tür eilte. Zwei Tage war Friedrich schon fort.

War er zurück?

Sie hoffte und fürchtete es zugleich. Doch dann fiel ihr ein: Er würde nicht läuten. Er hatte ja einen Schlüssel. Rebekka seufzte

schwer. Wer immer es war, sie musste öffnen und das Leben im Pfarrhaus in Gang halten.

Jakob hopste voraus an die Tür. Nur Georg blieb über seinen Lateinaufgaben am Esstisch zurück.

Die Sonnenstrahlen fielen grell durch die Öffnung des Türrahmens in den Windfang. Sie sah die Umrisse eines Mannes, der ihr unheilvoll bekannt vorkam. „Guten Tag“, sagte sie vorsichtig inmitten ihrer Kinderschar.

„Na, so ein Begrüßungskomitee lobe ich mir.“ Die große Gestalt trat ein.

„Herr Schwiegervater!“ Ihr Lächeln gefror, während sie knickste. „Was führt Sie zu uns?“

Er hielt ihr auffordernd den Gehrock samt Hut hin.

Sie setzte Grete ab, die jedoch am Boden zu brüllen begann. Hastig nahm Rebekka Mantel und Hut entgegen, hängte beides an die Garderobe und nahm das weinende Kind wieder hoch.

Er richtete seinen Pastorenkragen. „Ich wünsche meinen Sohn zu sprechen.“

„Tut mir leid, er ist nicht da.“

„Wann kommt er?“

Rebekka zögerte. „Ich weiß es nicht.“

„Wo ist er denn?“

Sie zuckte mit den Achseln. „Das weiß ich auch nicht.“

„Lässt er sich etwa vor mir verleugnen?“

„Friedrich ist gestern ... unerwartet verreist.“

„Ach ja? Und warum und wohin, weißt du wohl auch nicht.“

Sie sah zu Boden.

„Das gefällt mir. Wenigstens scheint mein Sohn seine Unabhängigkeit bewahrt zu haben. Es ist immer gut, wenn ein Mann das Heft in der Hand behält!“ Der Schwiegervater lachte. „Weißt du, ob er die Rezensionen für mich fertig hat?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er war die letzten Tage mit seinem eigenen Manuskript beschäftigt.“

„Ein eigenes Buch? Davon weiß ich ja gar nichts!“

Rebekka wich einen Schritt zurück. „Soweit ich weiß, will er nichts mehr unter Ihrem Namen schreiben.“

„Wie?“ Der Alte lief rot an. „Nicht zu fassen! Neue Flausen? Steckst du wieder dahinter?“

Statt zu antworten, trat sie mit Grete auf dem Arm schnell ins Wohnzimmer. Georg fuhr erschrocken hoch und zog den Kopf ein.

„Wollen Sie Kaffee oder Tee, Herr Schwiegervater? Wir hätten auch Königskuchen, den mag Friedrich so gern.“ Fieberhaft versuchte Rebekka, den Alten abzulenken, um Georg die Abfragerei in Latein zu ersparen.

Der Schwiegervater musterte die Schnittwunde auf ihrer Wange im hellen Sonnenlicht, das durchs Fenster fiel. „Sieh an, verletzt ... Unstimmigkeiten?“

Beschämt drehte sie sich von ihm weg. „Ich habe mir wehgetan.“

Er lachte höhnisch. „Es sind wohl die Fetzen geflogen, wie?“

Rebekka schob die Schultern zurück und blickte ihm fest in die eisgrauen Augen. „Friedrich ist gut und großzügig mir gegenüber. Ich bin ihm dankbar.“

„Ach ja? Das sieht mir aber anders aus.“

„Ich hole den Kaffee. Georg, du hilfst mir.“ Sie verschwand in Richtung Küche und der Junge huschte hinterher.

Als sie kurz darauf mit dem Kaffee durch die Tür trat, stand der Schwiegervater vor dem Klavier. „Wo ist das teure Makart-Gesteck, das wir Friedrich zur Investitur geschenkt haben?“

Rebekka steuerte schweigend auf den Tisch zu.

„Das hat Mutter der Emma geschenkt.“ Jakobs Stimme klang unbeschwert.

„Dieser alten Kratzbürste?“

„Sie hat viel für Friedrich und uns getan.“ Rebekka versuchte die bebenden Hände zur Ruhe zu zwingen. Plötzlich fühlte sie Schwindel aufsteigen. Klirrend stellte sie das Tablett auf dem Tisch ab

und setzte sich leise stöhnend auf einen Stuhl. Der Schwiegervater blickte sie erstaunt an.

„Meine Mama hat was im Bauch. Ein Geheimnis“, flüsterte Jakob ihm zu.

Rebekka starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. „Jakob, woher weißt du ...?“

„Vater hat doch so laut geschrien.“ Er sah sie unschuldig an. „Da hab ich Annie gefragt.“

„Aber ... aber darüber spricht man doch nicht!“ Tränen stiegen ihr in die Augen und sie rannte aus dem Zimmer.

18

Joseph, ihr Mann, gedachte ...



... sie heimlich zu entlassen.
Matthäus 1,19

Berlin-Köpenick, 8. Juli 1882

An der Bahnstation in Köpenick zögerte Friedrich, als er am Nachmittag aus dem Zug in die dickfeuchte Schwüle des Bahnsteigs stieg. Sollte er wirklich den Anwalt aufsuchen? Er fühlte sich hin- und hergerissen. Zwei Tage hatte er im Missionshaus auf einen Fingerzeig Gottes gewartet. Vergeblich. Nun musste er selbst eine Entscheidung treffen.

Einen Schlussstrich ziehen – dies erschien ihm das Beste. Wie sollte er je einen Weg finden mit einer Frau, die ihn so hintergangen hatte? Das konnte Gott nicht von ihm verlangen. Und ihr ver-

geben? Sie einfach ungeschoren davonkommen lassen ... und am Ende noch das Balg großziehen? Nein, Unrecht verdiente keine Belohnung.

Argwöhnisch sah er nach oben und klappte den Mantelkragen hoch. Der dunkle Himmel grollte über ihm, und das Sommergewitter drohte jeden Moment über ihn hereinzubrechen. Eine Böe trieb ein paar Blätter an ihm vorbei. Die Kanzlei lag, soweit er sich erinnern konnte, ein gutes Stück entfernt – irgendwo unten an der Spree. Doch bei diesem Wetter war ihm nicht nach einer Wanderung.

Er winkte vor dem Bahnhof eine Droschke herbei. Es blitzte und donnerte. Das Pferd tänzelte.

„Kanzlei Rosenthal“, rief er dem Kutscher zu und öffnete den Verschlag.

Der nickte. „In der Lindenstraße, mein Herr.“ Der nächste Donnerschlag ließ das Tier scheuen. Ruckend fuhr der Einspanner an und warf Friedrich mit der rechten Schulter gegen die Droschkentür. Er stöhnte, zog sich hinein und ließ sich auf die Lederbank fallen.

„*Gott wird dir zeigen, was du tun sollst*“, hatte ihm Bruder Daniel noch einmal zum Abschied zugerufen. Friedrich schnaubte und beobachtete durch das Fenster, wie die ersten dicken Regentropfen in den Staub der Straße platschten. Die Wahrheit und Enttäuschung schmerzten ihn zutiefst, so wie in jedem Schlagloch ein Stich durch seine Schulter zuckte.

Wie sollte er dem Rechtsanwalt die Sachlage erklären? Wichtig wäre es, eine Lösung zu finden, bei der die Trennung nicht viel Aufsehen erregen würde. Ein stiller Abschied ohne Skandal ... Am besten, er würde Grünheide verlassen und eine andere Pfarrei übernehmen. Wenigstens dabei könnte ihm sein Vater nützlich sein.

Der Regen prasselte gegen das schwarze Kutschenverdeck und ließ das Innere der Droschke hohl erklingen.

War sein Weg mit ihr wirklich schon zu Ende? Anfangs hatten

ihn ihr Wesen und ihre Erscheinung doch so fasziniert. Und Gott war die Ehe heilig, das vertrat er doch als Pastor. Gehörte diese Trennung zu Gottes Plan? Sein Gewissen quälte ihn wie das Brennen der Schnittwunden an der Hand. Er legte sich die pochende Rechte höher an die Brust.

Aber hasste Gott nicht auch Lüge und Betrug? Und außerdem hatte er die Ehe mit ihr nie vollzogen. Er war im Grunde genommen gar nicht mit ihr verheiratet ...

Die Droschke hielt neben einer Kirche, dahinter floss die Spree. In jener Villa gegenüber der Kirche war die Kanzlei des Juden. Nervös tastete Friedrich nach dem Kragen. Der Hals war leer – er griff in die Manteltasche. Der Pastorenkragen fühlte sich an wie ein zerknülltes Taschentuch. Wenigstens würde es dem Anwalt gleichgültig sein, dass er Pastor war.

Friedrich setzte den Zylinder auf, drückte dem Kutscher rasch das Geld in die Hand und flüchtete durch den Regen zur nahen Kirchentür in der Hoffnung, unter dem Vorsprung des Portals Schutz zu finden.

Es goss in Strömen. Die Nässe kroch ihm von allen Seiten in die Kleider. Auf den Pflastersteinen bildeten sich Pfützen, in denen sich das Grau der Bürgerhäuser spiegelte. Er drückte sich an die Tür, um nicht von den Rädern der abfahrenden Kutsche bespritzt zu werden. Wieder krachte es über ihm.

Etwas Hartes stach ihn in den Rücken, er drehte sich um – es war der Eisenriegel des Eingangs. Er drückte ihn, die schwere Holztür schwang knarrend auf. Warum nicht in der Kirche warten, bis der Wolkenbruch vorüber war? Die Sachlage war peinlich genug – er müsste nicht noch völlig durchnässt in der Kanzlei vorsprechen.

Friedrich schob sich ins dunkle Innere. Muffig feuchter Dunst umhüllte ihn. Nur der Schein einiger Kerzen erhellte am Ende eines Seitenganges das düstere Kirchenschiff, das wie ein Gerippe von Kirchenbänken durchzogen war.

Vorne im Chorraum enthüllten ein paar bunte Lichtstrahlen die

Umrisse eines Hochaltars. Heiligenstatuen und ein Beichtstuhl zeichneten sich seitlich zwischen den Säulen ab.

Er stöhnte leise auf. Warum nur hatte er darauf nicht geachtet? Er war in einer katholischen Kirche! Ausgerechnet – so viele gab es im protestantisch geprägten Norden Deutschlands ja gar nicht. Hatte er nicht von der wachsenden katholischen Gemeinde in der Zeitung gelesen? Neue Fabriken und Industrieanlagen wucherten wie Geschwüre um die Hauptstadt herum. Gerade in Köpenick hatten sich viele katholische Arbeiter aus den Ostgebieten angesiedelt. Hatten ihn nicht neulich im Zug ein paar Schlesier mit ihrem deutsch-polnischen Kauderwelsch genervt?

Friedrichs Mantel hing klamm und schwer an ihm. Er schälte sich hinaus und legte ihn neben dem Hut auf einer Bank ab. Wenigstens war es hier trocken.

Langsam ging er den Seitengang entlang auf den Schein der Kerzen zu. Die Umrisse einer lebensgroßen Holzfigur traten hinter dem Flackern der Lichter immer deutlicher auf ihn zu. Er erkannte die schlanke Gestalt einer Frau in einem goldenen Kleid und mit einem Kind auf dem Arm. Langes braunes Haar wallte ihr über die Schulter, das zarte Gesicht war leicht zur Seite geneigt, die Wangen gerötet. Ihre gemalten Augen blickten sanft und melancholisch.

Ein paar Kerzen warteten kalt in einem Eisenständer davor, entzündet zu werden. Wieder musterte er die Züge der Figur.

Rebekka?

Sein Blick schweifte über den geschmirkelten Hals und die Brust zu dem Kind, das sie in einer Falte ihres Mantels trug. Es war nackt. Friedrich fröstelte.

Er sah Rebekka mit blutender Wange in der Ecke kauern, ihre verweinten Augen, die ihn flehend anblickten. Mehrfach hatte sie versucht, ihm alles zu erklären – auf einmal dämmerte es ihm ... Aber selbst vor drei Tagen hatte er ihre Rechtfertigung des Unerklärbaren abgelehnt, hatte stattdessen getobt und den Spiegel zertrümmert.

Seufzend griff er nach einer Kerze im Ständer. „Vater unser im Himmel! Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir ...“ Er hielt inne, erschrocken über den Hall seines Gemurmels. Doch es drängte ihn, es ganz für sich persönlich zu sagen. „Ich vergebe meinen Schuldigern. Ich vergebe ... ihr.“ Etwas erwärmte ihn von innen, so wie die Kerzen, die vor ihm flackerten. Er streckte den Docht seiner Kerze vor zu den Flammen, jedoch zögerte er, sie anzuzünden. Diese Form der Frömmigkeit war ihm fremd. Sollte er trotzdem ...?

Hinter ihm scharrte es leise auf den Fliesen.

„Mein Sohn, bedrückt dich etwas?“ Die Stimme war tief und warm.

Friedrich fuhr herum.

Ein Dominikanerpater mit langem Bart stand vor ihm, die Hände vor dem Bauch gefaltet. Sein weißes Gewand war von einer schwarzen Kutte umgeben. Eine Kapuze umrahmte sein faltiges Gesicht. „Willst du beichten?“ Forschend ruhten die Augen unter den weißen buschigen Augenbrauen auf Friedrich.

Er spannte seinen Rücken gerade und atmete durch. „Mir wurde etwas gebeichtet. Darum bin ich in Schwierigkeiten.“ Er hatte versucht, sachlich zu klingen, doch sein Herz klopfte. Wie konnte er sich nur diesem Gespräch entwinden? „Ehrlich gesagt, ich bin nur wegen des Regens in Ihre Kirche gekommen. Wenn Sie mich bitte entschuldigen.“

Doch die massige Figur des Paters machte keine Anstalten, in dem schmalen Gang zwischen Kirchenwand und Holzbänken Platz zu machen. „Das glaube ich nicht. Der Herrgott weiß, wann er uns wo haben will. Also, was bewegt dich, mein Sohn?“

Ich bin nicht dein Sohn. Friedrich spürte Ärger und Trotz in sich aufsteigen. Was verstand ein Mönch schon von seinem Schmerz? Nun gut, wenn er es unbedingt wissen wollte: „Meine Frau ist schwanger von einem anderen!“

Sein Gegenüber schwieg mit unbeweglicher Miene. „Liegt dir an dieser Frau?“

Friedrich blickte auf den Steinboden. „Ja, ich hatte tiefe Gefühle für sie.“

„Warum geschah dann der Ehebruch?“

Friedrich stöhnte ungeduldig auf. Er hatte es nicht mit ihm besprechen wollen. „Ein Mann hat sie verführt – kurz vor unserer Hochzeit. Aber sie hat es mir nicht gesagt. Sie hat versucht, mich zu täuschen. Ich sollte denken, das Kind ...“ Friedrich wand sich. Er konnte nicht mehr verbergen, wie aufgebracht er war.

„Der Vertrauensbruch schmerzt dich?“ Der Pater sah ihn ruhig an.

Friedrich spürte, wie die Bitterkeit ihn durchflutete wie die Kälte die Kirche. Er blickte seinem Gegenüber herausfordernd in die Augen. „Wie konnte sie nur versuchen, mir das Kind einfach unterzuschieben?“

„Die Angst vor dir war wohl größer als das Vertrauen zu dir.“ Der Pater stand immer noch bewegungslos vor ihm. Der Kerzenschein flackerte auf seinem Gesicht. „Bereut sie ihren Fehltritt? Ist sie fromm und gottesfürchtig?“

„Ja, aus tiefstem Herzen.“

Der Pater trat einen Schritt auf den Kerzentisch zu und stand nun neben ihm. Er blickte auf die Marienfigur. Dann lächelte er Friedrich an. „Unser Herrgott hat es mit dem heiligen Kinde ähnlich gemacht.“ Er deutete auf das nackte Geschöpf in der Stofffalte seiner Mutter. „Nur würde ich nicht sagen, dass er den Retter der Welt dem Heiligen Josef untergeschoben hat. Er hat ihm das Kind vielmehr anvertraut.“

Der Pater legte eine Hand auf Friedrichs Schulter. Das weiße Gewand spannte sich vor ihm auf. „Der Heilige Josef war ein gottesfürchtiger Mann. Vielleicht ist es ja eine Auszeichnung für dich, dass dir der Herrgott diese Frau und das Kind anvertrauen kann.“ Die lederne Haut des Alten legte sich freundlich in Falten.

Friedrich spürte, wie die Wärme der Hand die schmerzende Schulter wohltuend durchfloss. *Eine Auszeichnung für mich? Gott*

vertraut sie mir an, mit dem Kind, in ihrer Not? Er nickte mit einem leisen Lächeln. „Ich denke darüber nach. Danke, Pater!“ Friedrich machte einen Schritt auf Hut und Mantel zu.

„Lass mich dich noch segnen, mein Sohn!“ Der Dominikaner umfasste Friedrichs Hand, die immer noch die kleine Kerze hielt. Er spürte, wie das Wachs in seiner Hand warm und weich geworden war, und schloss die Augen.

Nach dem „Amen“ musterte ihn der alte Mann noch einmal durchdringend. „Kannst du die beiden denn ernähren?“ Sie begannen gemeinsam den Gang in Richtung Ausgang zu gehen. „Womit verdienst du dein täglich Brot?“

„Ich ...“ Friedrich zögerte. Er blieb stehen, der Geistliche ebenfalls. Noch einmal trafen sich ihre Blicke, Friedrich befühlte das zerknüllte Beffchen in der Hosentasche. „Ich bin Pfarrer. Danke für Ihren Beistand, Bruder.“ Mit schnellen Schritten ging er zum Ausgang.

Der Pater war stehen geblieben.

Im Zug öffnete Friedrich seine Bibel. Es waren zu später Stunde kaum Fahrgäste um ihn herum. Mit geübter Hand schlug er das Neue Testament auf. Am Anfang des Matthäus-Evangeliums – da musste die Sache mit Josef und der Geburt Jesu stehen. Doch eigentlich suchte er in den Zeilen nach seiner eigenen Geschichte mit Gott.

Sein Finger wanderte zu Vers 18: *„Als nämlich seine Mutter Maria mit Joseph verlobt war, noch ehe sie zusammengekommen waren, erwies es sich, dass sie vom Heiligen Geist schwanger geworden war.“* Na, das passte nicht ganz.

Friedrich seufzte grimmig.

„Aber Joseph, ihr Mann, der gerecht war und sie doch nicht der öffentlichen Schande preisgeben wollte, gedachte sie heimlich zu entlassen.“ Ertappt. Genau das war sein Plan gewesen. Die Bibelstelle begann interessant zu werden.

„Während er aber dies im Sinn hatte, siehe, da erschien ihm ein Engel des Herrn im Traum, der sprach: Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen!“

Er sah auf und lehnte sich zurück. War es möglich, dass Engel katholisch waren? Friedrich lächelte und blickte durch das Fenster auf die schemenhaft vorbeiziehenden Bäume in der Dunkelheit.

Endlich hatte er Klarheit! Jetzt wusste er, was er tun sollte. Gott war ihm begegnet, dessen war er sich sicher. In den Worten des Mönchs sowie zwischen den Zeilen der Bibel hatte er den Klang einer leisen Stimme gehört, die alle Zweifel und Bitterkeit vertrieben hatte: *„Joseph, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen!“*

Ein schwacher Lichtschein fiel wie ein Hoffnungsschimmer durch das Bogenfenster auf die Treppe vor dem Pfarrhaus in Grünheide. Hatte sie das Petroleumlicht für ihn brennen lassen? So leise wie möglich schloss Friedrich die Haustür auf. Er wollte jetzt auf niemanden treffen – schon gar nicht auf Annie oder den Vikar. Behutsam schloss er die Tür hinter sich. Der vertraute Geruch des Hauses hüllte ihn ein.

Er zog leise den Mantel neben der Garderobe aus. Seine Augen streiften die Jacken der Kinder. Rebekkas Umschlagtuch hing daneben. Er nahm ein Stück davon in die Hand und verbarg sein Gesicht darin. Tief atmete er ihren Duft ein und wiederholte leise für sich die vertrauten Worte aus dem Matthäusevangelium. *„Josef, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau zu dir zu nehmen!“*

Langsam stieg er im Schein der Flurlampe die Treppenstufen hoch. Es roch nach französischer Lavendelseife. Feuchte Schwaden hingen in der Luft des ersten Stockwerks. Samstag war Badetag.

Die Tür zum Schlafzimmer war leicht geöffnet. Die Lampe auf dem Frisiertisch brannte. Alles war in Ordnung gebracht – nur der Spiegel im Rahmen fehlte. Und das Bett war leer. Sie war nicht da.

Im Lichtschein sah er das Unterkleid seiner Frau, in Eile neben ein Handtuch aufs Bett geworfen. Sein Blick wanderte zurück zum Frisiertisch. Ihre Kleider hingen über dem Sessel daneben.

Er trat zurück in den Gang und bemerkte erst jetzt den hellen Schimmer im Türschlitz des Kinderzimmers der Mädchen. Die Tür war angelehnt. Lautlos drückte er sie einen Spalt auf.

Da saß sie in ihrem seidenen Morgenmantel aus China. Ihr offenes Haar fiel seitlich über ihr Gesicht und umgab das Kind auf ihrem Schoß. Die Hand seiner kleinen Tochter spielte mit Rebekkas feuchten Locken. Ab und zu war ein Schmatzen zu hören. Grete war an der Brust.

Friedrich lächelte. Er dachte an die Anmut der geschnitzten Madonna in der Kirche. Leise schob er sich ins Zimmer, um die Andacht nicht zu stören. Die Petroleumlampe flackerte auf dem Tischchen neben Lenes Bett, aus dem die friedlichen Atemzüge des Mädchens zu hören waren. Nicht auszudenken, wenn er seinen Kindern diese Mutter wieder nehmen würde.

In einem der beiden Gitterbettchen schlummerte bereits Rebekkas Tochter Sofie. Langsam kam auch Gretes Hand zur Ruhe. Einen Moment später atmete das blonde Köpfchen gleichmäßig. Vorsichtig erhob sich Rebekka von ihrem Stuhl und legte das Mädchen mit einem sanften Kuss in ihr Gitterbettchen. Sorgfältig deckte sie die Kleine zu.

Lautlos trat er ans Ende des Kinderbetts.

„Friedrich!“ Erschrocken fuhr sie auf und unterdrückte einen Schrei. Sofort schloss sie den Morgenmantel vor dem Oberkörper und zog das Band über ihrem leicht gewölbten Bauch fester. Unsicher blickte sie ihn an.

„Ja, ich bin wieder da.“ Er lächelte sie an. Trotz des Dämmerlichts erkannte er die Schnittwunde der Spiegelscherbe auf ihrer Wange. Vorsichtig berührte er ihr Kinn. „Vergib mir!“

Rebekka blickte zu Boden. „Die Schuld ist bei mir. Ich habe dich betrogen. Ich habe mich nicht getraut, es dir ...“

Mit einem leisen Zischen legte er den Finger sanft auf ihre Lippen. „Gott hat zu mir gesprochen.“

„Gott?“ Das unsichere Flackern in Rebekkas Augen wich einem überraschten Staunen. „Und was hat er gesagt?“

Er schob sich näher auf sie zu. *„Josef, Sohn Davids, scheue dich nicht, Maria, deine Frau, zu dir zu nehmen.“*

„Durch die Weihnachtsgeschichte hat er zu dir geredet?“ Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ja, Matthäus, Kapitel eins – da, wo das Krippenspiel beginnt.“

Ihre Stirn legte sich fragend in Falten.

„Ich war in einer katholischen Kirche. Gott sprach dort zu mir durch einen Pater und die Geschichte von Maria und Josef.“ Er legte ihr die Hand auf die Schulter. „Du weißt ja, Josef wollte seine Frau heimlich fortschicken, weil sie schon vor der Hochzeit ein Kind unter dem Herzen trug.“

Ihre Augen schimmerten feucht. „Friedrich, bitte, schick mich nicht fort. Ich tue alles, was du willst.“

„Hör, es ist alles gut. Gott sprach zu Josef durch einen Engel, er solle keine Angst haben, seine Frau zu sich ...“ Friedrichs Stimme versagte. Sanft wischte er die Tränen von ihrer gezeichneten Wange.

„Friedrich, bitte, lass mich jedes Geheimnis ausräumen.“

„Lass uns morgen reden.“ Seine Stirn berührte ihr duftendes Haar. „Verzeih mir!“ Seine Finger tasteten sich ihren schlanken Hals hoch.

„Nein, vergib *du* mir!“ Sie hielt seine Hände fest und hauchte einen Kuss auf seine Fingerspitzen. „Ich danke Gott, dass du wieder da bist, Friedrich. Ich habe so sehr dafür gebetet.“

Er umfasste den Gürtel ihres Morgenmantels und zog sie behutsam an sich. Er wartete einen Moment, ob sie sich sträuben würde, doch er spürte nur ein zartes Beben. Sanft suchte er mit seinen Lippen nach ihrem Mund. Sie wandte sich nicht ab. Er küsste sie vorsichtig. Seine Hände glitten über den glatten Stoff des Seidenmantels. Er hakte seine Hand in den verschlungenen Gürtel ein und schob sie liebevoll aus dem Kinderzimmer.

Vor dem Ehebett kamen sie zum Stehen. Friedrich hörte, wie sie angespannt atmete. Er lauschte. Nichts geschah. Ihr Herz schien so wild wie seines zu pochen.

„Rebekka, meine Maria, darf ich dich zu mir nehmen?“

Ihre Hände berührten sein Kinn, wanderten tiefer und tasteten nach dem ersten Knopf seines Hemdes.

„Wo ist dein Kragen?“, fragte sie leise.

Er zog ihn wortlos aus der Hosentasche und hielt ihn seitlich in die Höhe. Achtlos ließ er das zerknüllte Teil fallen.

Sie gluckste.

Ehrfürchtig griff er in ihr dichtes Haar, hob es an und begann sie am Hals entlang zu küssen. Sie lehnte sich gegen ihn. Er zog mit der Hand am Gürtel des Morgenmantels. Das Band löste sich und der seidene Vorhang teilte sich.

19

Ja, du wirst alle ...



... ihre Sünden in die Tiefe
des Meeres werfen!
Micha 7,19

Grünheide, 9. Juli 1882

Wie ein grüner Hügel ragte die Liebesinsel vor ihnen aus dem Werlsee heraus. Rebekka blinzelte mit der Hand vor Augen in die Nachmittagssonne. Langsam und sanft schaukelte das Ruderboot auf die kleine Insel zu, begleitet vom Klang rhythmischer Ruderschläge.

Ein Schwarm Ringelgänse erhob sich schnatternd aus dem glitzernen Wasser in das helle Sonnenlicht hinein. Nach der Schwüle des vorangegangenen Gewittertags erstrahlte der Himmel wie ein frisch gewaschenes Laken an der Leine.

Befreit atmete Rebekka durch und ließ genussvoll die klare Luft in die Lungen strömen, bis sie das Gefühl hatte zu platzen. Ein herrliches Gefühl! Endlich! Die Fesseln des Korsetts waren zerschnitten, das ihr so lange Zeit die Luft zum Atmen genommen hatte. Ihre Locken flatterten ungebündelt im lauen Sommerwind – Friedrich hatte es sich gewünscht, dass sie ihr Haarband löste.

Übermütig frei beugte sie den Oberkörper über eine Seite des Ruderbootes und ließ beide Arme durch das kühle Wasser gleiten. Dabei stemmte sie die nackten Füße im Inneren des Bootes gegen das Holz, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Sie lachte leise und schielte zu Friedrich hinüber. Er hatte sie beobachtet und lächelte ihr versonnen zu. Ob es schon Liebe war, was sie für ihn empfand? Sie blickte wieder aufs kühle Nass ... auf jeden Fall fühlte sie Dankbarkeit. Für alle Zeiten. So viel war sicher.

Mit leisem Plätschern tauchte er das Ruder neben ihren Armen ins Wasser, um es kurz darauf aufs Neue hochzudrücken. Er blickte wieder ernst, wie so oft, mit seinen exakt rasierten Koteletten und dem kurz gestutzten Schnauzer. Immerhin hatte er heute nach dem Gottesdienst das Beffchen abgelegt und die Ärmel hochgekrempelt. Verstohlen beobachtete sie, wie sich die Muskeln seines Oberkörpers unter dem Zug der Ruder anspannten.

Unfassbar, dass sie heute Nacht in diesen Armen hatte weinen dürfen. Drei Tage zuvor war sie noch vor ihm geflüchtet. Doch er war verändert heimgekehrt. Etwas Weiches lag plötzlich in seinen blaugrauen Augen.

War es wirklich Gott, der zu ihm geredet hatte?

Das jedenfalls behauptete er felsenfest. Durch einen „katholischen Engel“! Sie lächelte. Hauptsache, er war heimgekommen, zurück zu ihr. Es war ein Wunder, wie sich in dieser Nacht Schuld und Zer-

brochenheit in Nähe und Verbundenheit verwandelt hatten. Zweifellos ein Eingreifen Gottes – obwohl sie es nicht verdient hatte.

Friedrich hatte ihr schweigend zugehört und sie nicht von sich gestoßen, als sie ihm die Wahrheit erzählt hatte. Endlich ... endlich hatte sie ihm alles sagen können.

Auch die Vögel feierten dieses Fest der Versöhnung mit einem Sonntagskonzert am Ufer, zwitscherten in einem endlosen Meer von Schilf und in den hohen Bäumen, die den Werlsee umsäumten.

„Eine schöne Idee von dir.“ Sie blickte auf den vollen Picknickkorb mit der gefalteten roten Tischdecke darauf, der im Boot zwischen ihren Füßen schaukelte. Friedrich hatte Emma heimlich darum gebeten.

„Ich hatte dir den Ausflug versprochen.“

„Aber dass Emma die Kinder am Sonntagnachmittag hütet, ist mir nicht recht.“ Sie blickte zurück zum Garten, wo die Gute inmitten der Kinderschar auf der Bank unter dem Nussbaum strickte.

„Sie ist ab heute wieder angestellt – zu einem angemessenen Lohn.“

„Friedrich!“ Sie fuhr hoch, das Boot schaukelte. „Aber womit? Mit welchem Geld?“

„Das lass meine Sorge sein.“ Er lächelte geheimnisvoll. „Jemand hat mir in einer Nacht geholfen, mein Buch fertig zu schreiben. So wurde es möglich.“

Sie grinste und beobachtete, wie der Holzsteg am Strand des Pfarrgartens immer kleiner wurde. Auf der Wiese hopsten Jakob, Georg und Lene und winkten ihnen aus der Ferne. Sie hob die Hand und winkte zurück. Die kleinen Mädchen stolperten hinter den Großen her.

Friedrich schmunzelte und tauchte aufs Neue die Stangen ein. „Bald wird ein Kleines mehr in unserer Mitte sein. Da sollst du im Pfarrhaus Hilfe haben.“

Rebekkas Lächeln gefror. Sie strich beschämt über den gewölbten Bauch. „Ich wünschte mir, es wäre nicht so.“

„Es ist willkommen.“

„Mir nicht.“ Sie wagte nicht, ihn anzusehen und ließ den Blick vom Pfarrhaus zur Kirche hochschweifen. Vom Hügel schimmerte das Kreuz auf dem Kirchturm des „Guten Hirten“ durch die Blätter.

„Wir müssen es annehmen, wie es ist, Rebekka. Und mit Gottes Hilfe das Beste daraus machen.“

Sie drehte sich zu ihm um und legte eine Hand auf seine Finger am Ruder. „Bitte, Friedrich, lass es uns weggeben und ohne die Last der Vergangenheit miteinander leben.“

„Aber Rebekka!“ Er hörte auf zu rudern und sah sie entsetzt an. „Gott hat uns dieses Kind anvertraut! Maria und Josef haben es doch auch geschafft.“

„Maria und Josef?“ Schnaubend verschränkte sie die Arme. „Das war etwas ganz anderes! Ich werde mir das nie verzeihen. Es hätte nicht passieren dürfen.“

Das Boot ruckte. Sie waren auf einer Sandbank kurz vor der Liebesinsel aufgelaufen.

„Komm, ich kenne einen schönen Platz, der dich auf andere Gedanken bringt.“ Er sprang ins knietiefe Wasser und streckte ihr die Hand entgegen.

Ängstlich schielte sie aufs Wasser. „Ich kann nicht schwimmen.“

Er lachte. „Dann wird es höchste Zeit, dass du es lernst!“

„Einmal ist Jakob in China fast ertrunken. Wir waren mit einer Dschunke auf dem Gelben Fluss unterwegs.“ Ihr Blick glitt in die Ferne über den See. „Plötzlich ist Jakob hineingefallen. Ich hatte es nicht einmal bemerkt! Aber Wilhelm ist sofort hinterhergesprungen. Beide waren sie in dem schlammgelben Wasser verschwunden. Ich habe gedacht, ich hätte sie für immer verloren.“

„Und?“ Friedrich lehnte sich ins Boot.

„Wilhelm konnte schwimmen. Er war beim Militär gewesen, so wie du.“

„Dann war es wenigstens zu etwas gut.“ Er breitete die Arme vor

ihr aus. Sie zögerte kurz, dann ließ sie sich mit klopfendem Herzen fallen. Unweigerlich kam ihr ein Moment in den Sinn, in der sich keine Hände nach ihr ausgestreckt hatten, und sie allein einen Sprung wagen musste ...



14 Wochen auf See

Rebekka tastete sich unter Deck an den endlosen Reihen der Teekisten entlang. Die Balken im Schiffsbauch knarrten gespenstisch in der Dunkelheit. Sie umklammerte mit einer Hand die Laterne, deren Schein immer matter wurde. Wie lange würde das Öl noch reichen? Kiste für Kiste streifte sie mit den Fingern vorsichtig über das raue Holz.

„Pierrot? Wo bist du?“ Verzweifelt schob sie sich weiter durch den finsternen Gang. Wie Wände türmten sich die Kisten bis unter die Decke des Laderaums. Von außen zischte die Gischt an der Bordwand, als wollten die Wellen sie verschlingen.

Da – endlich eine Abbiegung. Doch war sie nicht von dort gekommen? Ging es rechts zur Luke an Deck? Oder links? Panik kroch in ihr hoch. *Ich finde nicht mehr raus!*

Wo war die Holztreppe, die nach oben führte?

„Pierrot!“ Sie lauschte angespannt. „Lass mich nicht im Stich!“
Es blieb still.

„Hier unten bin ich!“ Sie begann zu schluchzen. „Hört mich keiner? Hilfe!“ Mit der Faust hämmerte sie an die Teekisten. Plötzlich glitt ihr die Lampe aus der Hand. Das Glas klirrte, die Flamme erlosch. Stockduster war es um sie, bis auf das spärliche Licht, das durch die Ritzen fiel. Sie hörte nur noch ihr Herz pochen und ihren

erregten Atem in der stickig süßlichen Luft. Sie war gefangen. Keiner würde sie suchen. *Gott, wo bist du?* Sie tastete ins Dunkle. *Ich flehe dich an, hilf mir!*

Etwas patschte weich und warm in ihr Gesicht ...

Rebekka fuhr in der Kojе hoch und griff um sich. Sofie saß neben ihr auf der Decke, strahlte sie an und krabbelte auf ihren Schoß. Benommen strich sich Rebekka eine Strähne von der verschwitzten Stirn. Der Kopf brummte, aber längst nicht mehr so dröhnend wie vor einer Woche.

Gegenüber von ihr stand noch das Geschirr vom Mittagessen auf dem Tisch. Sie musste danach wieder eingenickt sein. Nun träumte sie schon am helllichten Tag, was sie die letzten zwei Nächte als Alldruck bedrängt hatte: Sie tastete sich durch den dunklen Laderaum und fand nicht mehr heraus. Wieder und wieder klirrte ihr Licht zu Boden, die Flamme ging aus.

Sie wusste, warum.

Die Sturmnacht hatte sie eingeholt ... Seit zwei Nächten hörte sie neben sich in der Kojе Pierrots rasselnde Atemzüge, fühlte im Schlaf seinen Lufthauch über ihre Wangen streichen und spürte in seinen tastenden Händen die Sehnsucht, ihr nahe zu sein.

Er gab vor, sie wegen ihrer Verletzungen umsorgen zu wollen, doch sie ahnte, was er sich erhoffte, wenn sie gesund war.

Stöhnend setzte sie sich auf und lehnte sich mit Sofie an den Balken der Kojе, um sie zu stillen. Ihr Blick glitt über Pierrots Schreibtisch mit der Rumflasche und dem Globus darauf, über den Stuhl, auf dem ihr Kleid hing, hin zum Bärenfell, auf dem nun nachts die Kinder schliefen.

Wie lange würde sie seinen zärtlichen Worten und Berührungen noch standhalten können ... und wollen? Sie ahnte, dass sich das Netz um ihr Herz wieder zuziehen würde.

Reiße dich los! Immer wieder hallte der Satz in ihr.

Reiße dich los wie die Gazelle aus der Hand des Jägers und wie ein Vogel aus der Hand des Vogelstellers!

Woher kannte sie das? War es aus den Sprüchen oder den Psalmen? Jedenfalls stand es irgendwo mitten in der Bibel. Sie musste den Vers suchen. Die Worte schwarz auf weiß sehen. Es laut ihrer tauben, stumpfen Seele vorlesen!

Sie tastete unter dem Kissen. Wo war ihre Bibel? Langsam dämmerte es ihr. Das Buch lag in ihrer eigenen Reisekabine. Sie hatte es bislang nicht vermisst. *Was ist nur aus mir geworden?*

Sie fasste sich an den Kopf und befühlte den Rest der Platzwunde an der Stirn. Während die Wunde am Kopf mehr und mehr heilte, klaffte in ihr ein Loch, das immer größer wurde – und es drohte, sie zu zerreißen. Sie hatte die Gunst eines Mannes gewonnen, aber sich selbst dabei verloren. Ihr Öl war leer, ihr Licht am Verlöschen. Sie fand nicht mehr heraus aus dem Traum.

Wie hatte Mutter immer gesagt? *„Gestern hast du für heute entschieden, doch heute entscheidest du für morgen.“*

Aber wie? Was tun?

Gleißendes Sonnenlicht fiel durch die Fenster der Kapitänskajüte in den Raum, die im Gegensatz zu den Bullaugen ihrer Kabine so herrlich groß waren. Das Meer wogte blaugrau hinter den kleinen viereckigen Glasscheiben bis zum Horizont. Der Schatten des Fensterkreuzes fiel quer durch die Kajüte bis auf die Holzplanken vor der Kojе. Sie nahm Sofie von der Brust, gab ihr einen Zwieback und schloss die Knöpfe. Vorsichtig tauchte sie die Füße in die Strahlen vor ihr am Boden und kniete in das Kreuz.

Tränen schossen ihr in die Augen und sie tastete nach dem Schatten des Kreuzes.

„Vergib mir“, flüsterte sie. „Und hilf mir!“ Wie aus einem Loch zog sie all ihr aufgewühltes Durcheinander hervor und schüttete es aus. Lange verharrte sie so, bis die Schiffsglocke sie aufhorchen ließ – achtmal schlug es vom Achterdeck. Wachwechsel. Pierrot würde die nächste Stunde beschäftigt sein.

Mit einem Ruck erhob sie sich und wischte sich die Tränen mit dem Handrücken ab. Sie wusste, was sie zu tun hatte!

Schnell streifte sie Kleid und Strümpfe über, zog ihre Schuhe an und sammelte in ihrem Umschlagtuch, was den Kindern und ihr gehörte. Aus der Schublade zog sie ein leeres Blatt heraus, nahm Pierrots Federhalter, tunkte ihn ins Tintenfass und schrieb mit zitternden Fingern.

*Lieber Pierrot,
ich habe versucht, mich auf den Traum einzulassen, mit dir zur
See zu fahren. Aber ich verliere mich dabei – und du dich,
weil uns zu vieles trennt. Unsere Welten sind zu verschieden.
Du gehörst zum Meer – ich zu Gott.
Lass uns wie Sterne jeder auf seiner Bahn weiterziehen. Ich
werde an dich denken, wenn ich zum Himmel aufsehe.
Rebekka*

Zweimal faltete sie das Blatt und schob es unter die Rumflasche. Er würde sie als Erstes nehmen, wenn er in die Kajüte kam. Entschlossen griff sie nach ihrem Bündel, nahm Sofie auf den Arm, atmete tief durch und schlüpfte durch die Tür.



Wie über einen Teppich gingen sie vom Boot am Strand weg über struppiges Heidegras auf eine Lichtung zu, hinter der die Insel dicht bewachsen schien. Rebekka blickte an den Ulmen und Pappeln empor. Raben krächzten darin spöttisch. „Und wo ist die Hütte des Grafen?“

„Vermisst du sie?“ Er zeigte auf eine Stelle, an der große Steine

zu einem Haufen zusammengefallen waren. „Wahrscheinlich hat jemand aus dem alten Holz ein Lagerfeuer gemacht. Wir müssen also ohne Hütte auskommen.“ Er lachte und zog sie weiter.

Nach ein paar Schritten durch das Geäst, bog er wieder ab in Richtung Ufer. Vorsichtig tastete sie barfuß mit dem geschürzten Kleid über den stumpfigen Waldboden, der mit Wurzeln und Ästen bedeckt war. Vor ihnen schimmerte Wasser durch das dichte Schilfgras.

„Warte kurz!“ Er tat geheimnisvoll. Er bog ein paar Halme zur Seite und stieg mit dem Korb hindurch. Kurz darauf erschien sein Kopf wieder zwischen dem Schilfgras, und er half ihr hindurch.

„Wie schön!“ Rebekka trat in eine kleine Bucht, die von den hohen spröden Halmen fast vollständig umschlossen war. Sie nahm das grobe Tuch, das auf dem Korb lag, schüttelte es auf und legte es auf das kleine Stück hellen, warmen Sand. Friedrich setzte sich daneben und beobachtete sie. Sorgfältig stellte sie die Schätze auf die Decke, die Emma eingepackt hatte: Apfelkuchen, Brot, Butter, Tassen und Eier. Sie lachte, als sie auf ein warmes Paket aus Tüchern stieß. Vorsichtig wickelte sie die Kanne mit dem Kaffee aus und öffnete sie. „Er ist noch warm.“ Genussvoll sog sie den Duft ein. „Willst du?“

Friedrich schüttelte den Kopf, sprang auf und stieg in Unterkleidern aus der Hose. „Erst die Pflicht, dann die Kür.“ Mit einem Platsch warf er sich ins Wasser und tauchte prustend wieder auf. „Komm! Zeit für den Schwimmunterricht! Mit leerem Bauch schwimmt es sich besser.“

Sie zögerte, packte die Kanne wieder in die Tücher und knöpfte langsam ihr Kleid auf. „Vater hat immer gesagt, Schwimmen schickt sich nicht für eine Frau.“

„Aber Ertrinken – das schickt sich?“

Argwöhnisch trat Rebekka im Unterkleid ans Wasser und betrachtete die Äste und Steine, die düster unter der Oberfläche des Sees schimmerten. „Das sieht so gespenstisch aus. Ich weiß nicht ...“

Er breitete die Arme im Wasser aus. „Du musst nur in meinen Armen liegen. Sonst nichts. Vertrau mir.“

„Sonst nichts?“ Vorsichtig tat sie die ersten Schritte ins Wasser, bis sie knietief darin stand. Der Sand wurde steiniger. Sie sah in seine erwartungsvollen Augen und watete bedächtig tiefer. Plötzlich stach ihr etwas schmerzhaft in die Fußsohle.

„Ein Stein!“ Sie schrie auf, verlor das Gleichgewicht und kippte zur Seite. Panisch fühlte sie, wie kalte Nässe sie umschloss. Sie ruderte um ihr Leben wie in Schanghai, im Hafen, als das Fass ...

„Vertrau mir!“ Seine starken Arme hielten sie über Wasser. Sie zitterte am ganzen Leib und klammerte sich an ihn.

„Beruhige dich! Nur durch Vertrauen besiegst du die Angst.“ Er schob sie, dicht an sich gepresst, hin und her durch das Wasser, sodass sie den feinen Widerstand spürte. „Es trägt dich. Fühl doch! Leg dich auf den Rücken und ich trage dich hindurch.“

Unsicher löste sie die Hände und legte sich mit klopfendem Herzen auf seine ausgebreiteten Arme. Sie blickte unentwegt in seine Augen, während sie spürte, wie ihre Locken und die weiße Baumwolle neben ihr schwammen.

Er lächelte. „Siehst du, was an Dreck unter dir ist, kümmert dich nicht, wenn du schwimmst.“

Sie nickte vorsichtig. „Ich fühle mich ... so leicht.“

In der Ferne begannen die Glocken in der Kirche des „Guten Hirten“ zu läuten.

„Ich glaube, tief da unten liegen meine Sünden.“ Sie lachte leise.

„Deine Sünden?“

„Wilhelm hat den Chinesen immer gesagt, dass Gott unsere Schuld in die Tiefen des Meeres geworfen hat – und dort ist fischen verboten.“

„So habe ich die Äste da unten noch nie gedeutet.“ Er schmunzelte. „Mach deine Augen zu und lass dich treiben!“

Sie schloss die Augen und genoss es, über allem zu schweben. *Nichts, was hinter mir liegt, kann mir etwas anhaben. In diesen Armen bin ich sicher.*

Sie schob die Hände vorsichtig weiter von sich weg über das

Wasser. Seltsam. Sie spürte Friedrich nicht mehr. Erschrocken schlug sie die Augen auf. Er stand ein Stück weg von ihr und betrachtete sie zufrieden. „Friedrich, ich kann doch nicht ...“ Sofort ging sie unter.

Er packte sie. „Wer auf dem Wasser gehen will, darf nicht zweifeln! Das wissen wir doch von Petrus.“ Lachend drückte er sie an sich. „Du hast es gekonnt. Du bist geschwommen!“

Das Wasser rann ihr über das Gesicht. „Danke, dass du mich gerettet hast – aus allem.“

Er strich ihr das nasse Haar zur Seite und küsste ihre Stirn.

„Ich werde dir für alle Zeiten dankbar sein, Friedrich.“ Sie spürte den Sand unter dem Rücken, auf den er sie am Strand schob.

„Ich will mehr als Dankbarkeit.“ Er beugte sich über sie. „Ich will dein Herz.“

20

Alle, die ich lieb habe ...



... die überführe und züchtige ich.
Offenbarung 3,19

Grünheide, 10. August 1882

Die Feder kratzte über das Papier auf dem Schreibtisch. Friedrich hielt inne. Die helle Knabenstimme vor dem Fenster ließ ihn aufhören. Zwischen den Blättern des Nussbaums schaukelte Jakob in den Ästen und sang. War es Chinesisch? Friedrich setzte die Feder ins Tintenfass zurück und trat an das offene Fenster des Studier-

zimmers. Kein Wort war zu verstehen, aber es klang hell und klar, als ob der Junge als Sängerknabe im Domchor stehen würde.

Ein Flegel, aber ein begabter ... Friedrich verschränkte die Hände hinter dem Rücken und wippte mit den Fersen. *Sängerknabe im Berliner Domchor – kein schlechter Gedanke. Dort wäre der Junge gut aufgehoben.*

Die Kirchturmuhr schlug. Geschirr klapperte vor der Tür. Rebekka balancierte lächelnd ein Tablett mit Tee und Butterbrot über dem kleinen kugelrunden Bauch hinein. „Eine Stärkung gefällig?“

Er nickte zufrieden. Die Standuhr neben dem großen Bücherregal schlug fünfmal – exakt mit der Turmuhr von der Kirche her. Er tastete nach der Taschenuhr im Wams und klopfte ärgerlich auf die leere Einstecktasche. „Meine Uhr ist verschwunden. Ich hatte sie zum Uhrmacher bringen wollen und sie auf den Esstisch gelegt.“

Ratlos schüttelte sie den Kopf und goss ihm eine Tasse ein. „Stimmt, ich habe sie dort noch gesehen.“

Jakob begann ein neues Lied im Baum.

„Er ist ein Schlingel, dein Sohn, aber er klettert wie ein Eichhörnchen und singt wie eine Nachtigall.“ Friedrich trat wieder ans Fenster und beobachtete, wie er von Ast zu Ast turnte.

Rebekka trat neben ihn. „Er ist einsam, Friedrich – nicht mehr so unbeschwert wie in China.“

„Er hat eine gute Stimme. Er hätte das Zeug zu einem Sängerknaben. Ich nehme ihn einmal mit in den Kirchenchor.“

„Ich weiß nicht ... Er wird doch erst acht.“

„Lass das meine Sorge sein.“ Behutsam legte er den Arm um sie und küsste ihr Haar. „Und wann singt meine Lerche wieder?“ Er ließ die Hand ihren Rücken hinabwandern. Sie lehnte sich an ihn.

„Die Lerche füttert die Küken und richtet das Abendessen für die Tischgesellschaft, die du heute Abend wieder eingeladen hast.“

Er schob die Hand auf ihren gewölbten Bauch.

Schroff entwand sie sich seinen Armen, griff nach ihrer Teetasse und nippte daran. „Vielleicht kannst du nachher bei den Fabrikan-

ten ein gutes Wort für die Tagelöhner und die Sanierung der Hütten einlegen. Wir haben zwar schon einiges an Spenden, aber noch lange nicht genug. Nächste Woche sammle ich weiter.“

Er rollte mit den Augen. „Du weißt, das ist mir nicht recht. Schone dich!“

„Denk doch, der Winter kommt! Wir müssen ihnen helfen.“ Sie flatterte aus dem Studierzimmer.

Friedrich setzte sich seufzend an den Schreibtisch zurück und bewegte seinen Ehering am Finger. Halbherzig schielte er in Luthers Katechismus, der aufgeschlagen auf dem Tisch lag. Wo war er das letzte Mal mit den Konfirmanden stehen geblieben?

Er zog den Ring ab und drehte ihn gedankenverloren in den Fingern. Sie flatterte ihm noch immer durch den Kopf.

Wie bemüht sie ihn umsorgte, stets pünktlich und akkurat, so wie er es liebte. Und wie faszinierend, die wachsende Rundung ihres Körpers zu beobachten ... und zu berühren. Nur schade, dass sie stets abweisend reagierte, wenn sie an das Kind im Bauch erinnert wurde.

Er zwang sich, in den Katechismus vor sich zu sehen. „Buße tun heißt, umzukehren in die offenen Arme Gottes“, las er sich halblaut vor. *Buße tun?* Justus stand ihm plötzlich vor Augen. Seit des Vorfalls mit Rebekka hatte sich der Freund nicht mehr bei ihm blicken lassen. *Eigentlich müsste ich mich bei ihm entschuldigen.*

Friedrich schrak auf. Der Ring war ihm entglitten. Seufzend schob er den schweren Eichenholzstuhl zurück und kroch unter den Schreibtisch.

Ein Knarren ließ ihn aus seiner Höhle zur Tür des Studierzimmers schauen. Zwei nackte Kinderfüße schlichen zur Kommode, über der das Bild Martin Luthers hing, der mit strenger Miene zum Reichskanzler hinüberblickte.

Schlüssel klimperten in der Schublade. Friedrich wollte schon lospoltern, doch dann hielt er inne. Was führte der Schlingel im Schilde?

Rasch steckte er sich den Ring an und schlich Jakob nach.

Im Schutz der Bäume wartete Friedrich ab, bis Jakob in der Kirche verschwunden war, dann trat er ein. Ohne Menschen war der Raum kalt und leer. Die Bänke standen verwaist. Er lauschte. Die Kinderfüße tapsten in Richtung Glockenstube.

Die Nachtigall saß in der Falle!

Friedrich hatte keine Eile mehr. Er ordnete die Gesangbücher auf der letzten Kirchenbank exakt aufeinander und betrat dann die schmalen Holzstufen zum Dachboden. Es roch nach Holz und dem Staub der Vergangenheit ...

Wie oft war er als kleiner Junge in den Kirchturm geflüchtet – aus Angst vor seinem Vater? Dort hatte man ihn nie gefunden – aber die Rute hatte er danach umso heftiger zu spüren bekommen. *Mutter ... sie hat mich nie beschützt wie Rebekka ihren Liebling. Nie hat sie mich in den Arm genommen oder über mein Haar gestrichen.* Er lockerte den Kragen und versuchte, die Erinnerung abzuschütteln.

Die wuchtigen Balken des Glockengestühls füllten den Dachboden unter dem spitzen Kirchendach. Jakob war nirgends zu sehen. Friedrich schlich hinter das Holzgestell mit den Glocken und Seilen und piffte durch die Zähne. Verstreut auf dem Boden lagen unzählige Schräubchen und Rädchen. Friedrich kniete nieder.

Meine Taschenuhr!

Oder das, was davon übrig geblieben war. Ein ausgeklapptes Taschenmesser lag daneben. Friedrich nahm es hoch. *S. Boltke* war im Griff eingraviert. *Der Name des Bürgermeisters?* Er ließ die Klinge einschnappen.

Ein Niesen ließ ihn aufhorchen. Sein Blick glitt den Balken entlang nach oben. Jakob lag wie festgefroren auf dem Balken, an dem die Glocken befestigt waren, und starrte ihn ängstlich an.

„Ach, da bist du!“ Er winkte ihn herab.

Der Junge bewegte sich nur zögerlich. Er zitterte. Plötzlich verlor er das Gleichgewicht und fasste nach dem Glockenseil. Die helle *Amalia*, die Glocke für das Vaterunser, gab einen Ton von sich. Erschrocken ließ Jakob wieder los – der eiserne Becher neigte sich zu-

rück. Mit einem Schrei rutschte er vom Balken ab und klammerte sich an alle Glockenseile, die er erwischen konnte. Lautstark bewegten sie sich mit ihm auf und ab. Friedrich stöhnte, griff nach den Seilen und stemmte sich gegen das Gewicht der Glocken. Musste gleich alle Welt wissen, dass er einen Sünder überführte?

Mit ängstlicher Miene ließ sich der Junge herunter. Friedrich packte ihn am Fuß und zog ihn grob herab. Was hätte sein eigener Vater mit ihm getan? Er wäre als Kind die Stiege nicht mehr hinuntergekommen!

Er packte den Jungen am Kragen und hielt inne. Nein, er war nicht wie sein Vater. Er lockerte den Griff und führte Jakob mit strengem Blick in die Ecke. „Was hast du dazu zu sagen?“

„Ich ... ich wollte sie reparieren.“ Der Junge begann zu weinen.

„Das ist dir gründlich misslungen!“ Friedrich hielt ihm das Taschenmesser unter die Nase. „Woher hast du das?“

„Aus Siegberts Tasche.“

„Dem Sohn des Bürgermeisters gestohlen?“

Jakob nickte stumm.

„Pack alles ein!“ Unsanft drückte er ihm ein Taschentuch in die Hand. „Jede Schraube – vergiss nichts!“

Mit dem zugeknöteten Tuch in der Hand schob Friedrich den Jungen die Holzstiegen zur Empore hinunter.

Der Küster und ein paar Nachbarn standen vor der Kirche unter den hohen Eichen zusammen. Sie unterhielten sich aufgereggt und deuteten dabei zum Glockenstuhl. Friedrich grüßte wortkarg in der Hoffnung, keine Fragen beantworten zu müssen.

Der Küster rannte hinter ihm her. „Herr Pastor?“

„Nur ein Missgeschick meines Sohnes, Herr Konrad.“ Eilig zog er Jakob am Arm die Treppen zur Eingangstür des Pfarrhauses hoch.



„21 Mark vom Metzger. Und 30 Mark vom Herrn Geheimrat, aber davon fünf Mark für die Mission.“ Emma schob den Turm mit Münzen über den Küchentisch zu Rebekka und machte sich daran, den letzten Haufen mit Geldscheinen und Münzen zu zählen. Rebekka notierte die Summe feinsäuberlich in einem Buch und legte das Geld in die Schatulle, die geöffnet vor ihnen stand.

„140 Mark!“ Ehrfürchtig sah Emma auf. „Und alles für die Tagelöhner?“

Rebekka grinste. „Von Justus – er war sehr großzügig.“

„Passen Sie auf, der Doktor ist heimlich verliebt in Sie.“

Rebekka winkte ab. „Er ist ein Luftikus. Von der Sorte Mann habe ich genug.“

„Aber der Herr Pastor wird schnell eifersüchtig. Weiß er, dass Sie dort waren?“

Sie schüttelte den Kopf. „Schade, dass Justus sich nicht mehr bei uns blicken lässt. Als Freund hat er Friedrich gutgetan.“

Emma seufzte. „Nun ja, verständlich. Nach allem, was war.“

Ein Knall drang vom Eingang des Pfarrhauses her und bewegte die angelehnte Küchentür. Rebekka horchte auf.

Die Haushälterin runzelte die Stirn.

Friedrichs hackender Schritt hallte durch den Gang, dazu das Jammern einer hellen Stimme.

„Ist das Jakob?“ Rebekka sprang auf. Grete stand neben ihr im Hochstuhl auf.

Emma eilte zur angelehnten Küchentür und lugte in den Flur. Friedrichs Schritte und das Wimmern des Kindes schienen ins Wohnzimmer abzubiegen, wieder klappte geräuschvoll die Tür, es scharrte an der Anrichte.

„Er holt den Stock“, flüsterte Rebekka. Gänsehaut lief ihr den Rücken hinunter. „Emma, schnell, nehmen Sie die Kleine!“

Grete krabbelte vom Hochstuhl heraus auf den Tisch und patschte nach den Münzen. Hastig nahm Rebekka sie vom Tisch und eilte mit ihr zur Küchentür, an der Emma horchte.

Die Schritte und Stimmen, begleitet von Heulen und Gezeter, kehrten in den Gang zurück. Friedrich schimpfte – Rebekka verstand nur „lügen“ und „stehlen“. Entsetzt sah sie Emma an, schob ihr Grete in den Arm und wollte an ihr vorbei in den Flur.

Doch die Haushälterin lehnte sich gegen die Küchentür und drückte sie zu. „Bitte, Schwester Rebekka, greifen Sie nicht ein.“

„Lassen Sie mich durch!“ Sie versuchte die stämmige Frau wegzuschieben.

„Was, wenn er wieder tobt?“ Die Haushälterin sah sie mit flehenden Augen an. „Denken Sie an Ihren Zustand!“

„Ich lasse Jakob nicht im Stich!“ Rebekka rüttelte an der Türklinke. Seufzend wich Emma zur Seite.

Rebekka stolperte in den Gang. Sie sah gerade noch, wie Friedrich ihren Sohn mit der Hand im Genick durch die Tür ins Studierzimmer schob. Sie eilte hinterher und spähte hinein.

Er hatte Jakob mit dem Gesicht vor das Bild von Martin Luther gedreht. Wie ein Riese erhob sich Friedrichs Gestalt neben dem zitternden Kind. Mit grimmiger Miene tippte er mit dem Stock auf den Reformator. „Jakob, schon Martin Luther hat gesagt, dass die Verfehlungen eines Mitglieds der Pfarrfamilie den Gemeindegliedern eine Rechtfertigung zur Sünde bieten kann.“

Der Junge schielte ihn verwirrt an.

„Ich habe die Pflicht, das zu verhindern. Darum ...“ Er hob das Kinn und den Stock und griff nach Jakobs Oberarm.

„Friedrich!“ Rebekka stürmte hinein und fiel ihm in den Arm.

Er sah überrascht auf, ließ den Stock sinken und den Jungen fahren. Jakob klammerte sich an ihren Bauch.

Schützend legte sie die Arme um ihn. „Was ist denn los?“

„Ich wollte nichts kaputt machen!“ Jakob begann zu weinen. Sie strich ihm übers Haar und sah zu Friedrich auf.

Seine Augen funkelten zornig. Wortlos nahm er ein zugeknötetes Taschentuch vom Schreibtisch und drückte es ihr in die Hände. Jakob duckte sich dabei und entwichte aus dem Zimmer.

Unsicher sah sie ihm hinterher. Sollte sie ihm nachgehen?

Zögernd knotete Rebekka das Tuch auf – unzählige Uhrenteile kullerten ihr entgegen. „Deine Taschenuhr“, stammelte sie. „Aber was hat Jakob ...?“

Er warf ein Taschenmesser auf den Schreibtisch. „Hier das Werkzeug. Geklaut beim Sohn des Bürgermeisters.“

Rebekka betrachtete die zerlegten Teile der Taschenuhr und runzelte die Stirn. „Das Kind hat Mangel, Friedrich! Ihm fehlt etwas, sonst würde es nicht stehlen und so etwas tun!“

„Er hat in meinem Haus Essen und Kleidung! Es fehlt ihm an nichts.“

„Vielleicht fehlt ihm ... Liebe. Vaterliebe und Lob! Er vermisst China und Wilhelm!“

„Ihm fehlt Erziehung!“ Friedrich trat mit dem Fuß gegen den Stuhl vor dem Schreibtisch. Ängstlich wich Rebekka zurück.

Kurz hielt er inne, dann stürmte er an ihr vorbei durch den Gang zur Hintertür hinaus.

Erleichtert sank sie in den Besuchersessel. Ihr Herz pochte.

Emma schob den Kopf ins Zimmer. „Ist er weg?“

Rebekka nickte. „Im Garten. Bruder Daniel hat ihm geraten, zu flüchten, wenn er die Beherrschung verliert.“

„Wie Sie das nur mit ihm aushalten.“ Emma sammelte die Uhrenteile am Boden ein und legte sie auf den Tisch vor Rebekka. „Der ändert sich nie.“

„Das ist nicht wahr, Emma, aber ...“ Rebekka seufzte. „Ich bin zerrissen zwischen Jakob und ihm. Die beiden kommen einfach nicht miteinander zurecht.“

Ihr Blick fiel auf das Kreuz, das neben Luther über der Kommode hing. Sie schnürte das kleine Bündel wieder zusammen und legte es darauf ab. „Bringen wir die Schuld ans Kreuz, Emma, wohin auch sonst.“ Sie ging zur Tür.

Emma hielt sie zurück. „Sie werden ihm doch nicht nachgehen? Zornig ist er gefährlich.“

Rebekka strich über den Bauch. „Ich muss einen Weg mit ihm finden.“

Sie fand ihn vornübergebeugt auf der Bank am See. Leise trat sie heran und schob vorsichtig die Hand auf seine Schulter. „Ich schäme mich, dass Jakob dir deine Taschenuhr ruiniert hat.“

„Es war ein Erbstück meines Vaters – zur Konfirmation.“ Er stöhnte und vergrub das Gesicht in den Händen.

Sie setzte sich neben ihn. „Ich weiß, du meinst es gut mit Jakob. Ich bin dir so dankbar für alles, was du für uns tust, aber ...“ Sie prüfte die Wirkung ihrer Worte.

„Du lässt den Kindern alles durchgehen!“ Er fuhr hoch. „Kein Tag vergeht, an dem Jakob nichts anstellt. Überall klettert er hoch, fasst alles an, prügelt sich und hat keine Tischmanieren. Und du? Du bist nachsichtig. Hauptsache, die Kinder lieben dich! Mir überlässt du es, den Bösewicht zu spielen.“

Sie sah zu Boden. „Du hast recht. Mehr als alles andere wünsche ich mir, geliebt zu werden.“ Schweigend fuhr sie mit der Stiefelspitze durchs Gras.

„Verzeih mir das Gebrüll eben.“ Er nahm ihre Hand. „Ich fühle mich auch nicht wohl dabei, aber meine Pflicht als Vater ist es doch ...“

„Gibt es denn kein anderes Mittel als Stock und Schläge, um Kindern den Weg zum Guten zu weisen, Friedrich?“

„Anders habe ich es nicht gelernt.“

„Wenn wir alles so machen wie unsere Eltern, wird sich die Welt nie verändern.“

„Ich bin nicht wie mein Vater!“ Erregt sprang er auf. „Wenn du wüsstest!“

Erschrocken fuhr Rebekka zurück. „Ich meine ja nur, vielleicht gibt es noch andere Wege, das Unrecht zu sühnen. Wie kann Jakob es wiedergutmachen?“

„Der? Die teure Uhr?“ Er verschränkte die Hände auf dem

Rücken und marschierte vor ihr auf und ab. „Morgen wird Jakob mit mir das Taschenmesser dem Bürgermeister zurückbringen und sich entschuldigen.“ Er straffte die Schultern. „Und ich ... ich muss wohl zu Justus und ihn um Verzeihung bitten, dass ich ihn gegen den Schrank geschmettert habe.“



Mit hängenden Schultern zog Jakob an der Türglocke. *Boltke* stand auf dem Türschild der kleinen Villa. Friedrich folgte dem Hausdiener mit Jakob in einen muffigen Salon.

„Herr Bürgermeister, der Herr Pastor.“ Der Butler verschwand.

Der beleibte Mann im wuchtigen Sessel regte sich nicht hinter der Berliner Zeitung. Er blätterte noch einmal um, faltete dann das Blatt zusammen und erhob sich. „Herr Pastor, was verschafft mir die Ehre?“ Er gab Friedrich einen Wink, sich zu setzen.

Dankend lehnte er ab. Ihm war nicht nach einem Plausch – schon gar nicht mit dem Bürgermeister.

„Mein ...“ Er überlegte einen Moment, wie er Jakob bezeichnen sollte. „Der Sohn meiner Frau, mein Stiefsohn, hat etwas in Ordnung zu bringen. Ich begleite ihn nur.“

Die Augen des Bürgermeisters blitzten süffisant auf, während er sich wieder in den Sessel fallen ließ. „Na, da bin ich ja gespannt, was der Pfarrerssohn zu beichten hat.“

Zitternd holte Jakob das Messer heraus, hielt es ihm hin und stammelte den Spruch, den Friedrich ihm aufgetragen hatte.

Peinlich berührt schweifte Friedrichs Blick unterdessen über die schweren Vorhänge mit den ausladenden Schabracken, über denen eine breite goldene Leiste angebracht war. Auf dem Klavier lag eine dicke Decke, deren Quasten wie Tannenzapfen bis zu den Tasten herabhingen. Antike Porzellanfiguren standen darauf. Roswitha hatte diesen Plunder geliebt – aber wohin war all das Zeug inzwischen zu Hause verschwunden?

Der Bürgermeister wuchtete sich aus dem Sessel und nahm das Klappmesser mit gerunzelter Stirn aus Jakobs Hand. „Mein Taschenmesser? Wo hast du das her?“

„Aus Siegberts Ranzen.“ Jakob blickte zu Boden. Der Bürgermeister trat mit schnellen Schritten in den Hausgang.

„Siegbert“, donnerte er.

Jakob fuhr zusammen und selbst Friedrich erschrak.

„Ewald, holen Sie den Jungen!“ Der Hausdiener eilte die Treppe hoch. Schnaubend trat der Bürgermeister wieder in den Salon. „Bengel! Er hat es mir gestohlen. Na warte!“, murmelte er vor sich hin. Kurz darauf erschien der kräftige Junge, taxierte Jakob mit einem feindseligen Blick und erbleichte, als ihm sein Vater das Messer unter die Nase hielt.

„Was hat das in deinem Ranzen zu suchen?“ Er packte ihn am Arm. Der Junge schrie auf.

Friedrich hustelte. „Wir verabschieden uns, Herr Bürgermeister.“

„Wir sprechen uns gleich, Bürschen.“ Er drückte seinen Sohn in den Sessel und wandte sich Friedrich zu. „Nun, Herr Pastor, da scheinen wir ja mit unseren missratenen Söhnen ausnahmsweise im selben Boot zu sitzen.“

Friedrich biss sich auf die Lippen. *Sein missratener Sohn?* Er nahm den Hut aus der Hand des Hausdieners und schob Jakob zur Tür.

„Ach, Herr Pastor, da wäre noch etwas ...“ Der Bürgermeister trat in den Gang. „Ich habe gehört, Ihre Frau sammelt eifrig Spenden für die Siedlung bei den Teerköhlern.“

Friedrich stieg es heiß in die Ohren. Er nickte. „Ja, und Spenden für die Mission, sie hat nun mal in China gelebt.“

„Nichts dagegen, Herr Pastor, aber gestern hat einer von dem Gesindel bei mir vorgesprochen und ist mich wegen einer Wasserleitung angegangen. Die wollen, dass die Gemeinde eine Wasserleitung gräbt – bis da draußen zur Siedlung!“

„Meine Frau hält dort nur Bibelstunden. Ich weiß nicht, ob sie damit etwas zu tun hat.“

„Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Sie nicht wissen, was Ihre Frau treibt?“

Friedrich räusperte sich. Insgeheim bewunderte er, dass Rebekka etwas für die Tagelöhner in Bewegung gebracht hatte. Ihm war das nicht gelungen. Doch warum fehlte ihm der Mut, sie hier zu verteidigen?

„Mir scheint, Herr Pastor, Sie haben nicht nur Ihren Sohn nicht ganz im Griff, was? Vielleicht sehen Sie zu, dass sich das ändert!“

Friedrich tupfte sich auf der Straße mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn. Er wünschte, er wäre ab und an so kühn und forsch wie Rebekka ...

Jakob stand neben ihm und sah zu ihm auf.

„Geh heim zu Mutter. Ich habe noch einen anderen Gang zu machen.“ Friedrich wollte gehen, doch der Junge folgte ihm.

„Kann ich nicht mitkommen?“

„Nein. Mutter wird schon auf dich warten.“

Jakob ließ den Kopf hängen.

Warum nur lag dem Jungen so sehr daran, an seiner Seite zu sein? Fiel ihm doch das Vatersein bei diesem Kind besonders schwer. Außerdem hatte er jetzt andere Sorgen. Die Villa seines Freundes stand in dieser Straße nur ein paar Meter weiter unten. „Mutter wird sich freuen, dass du dich entschuldigst hast. Also, nun geh!“ Friedrich drehte sich um und ließ den Jungen stehen.

Vor dem hohen Eisentor überprüfte er Kragen und Mantel und atmete tief durch, bevor er es mit einer entschiedenen Bewegung öffnete. Die schwarze Droschke stand im Hof – Justus war daheim. *Leider. Ich muss es hinter mich bringen.*

Er läutete. Während er wartete, legte er sich noch einmal zurecht, was er sagen wollte. Ihm war heiß. Plötzlich merkte er, wie sich eine kleine Hand in die seine schob. Erschrocken sah er nach unten. „Jakob!“

Die Tür ging auf und ein Diener sah ihn höflich an. „Guten

Tag, Herr Pastor. Ich melde Sie sofort dem Herrn Doktor.“ Er verschwand im Haus.

„Du sollst doch heim!“

„Ich will aber mit dir gehen.“ Jakob sah ihn mit großen Augen an.

Friedrich spürte, dass etwas Hartes in ihm zu bröckeln begann. *Vielleicht fehlt ihm Liebe und Lob.* Rebekkas Worte gingen ihm durch den Sinn. *Liebe und Lob?* Es war ihm rätselhaft, wie er dies als Vater ... Nun, jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, darüber nachzudenken.

Der Butler winkte ihn hinein. Leise seufzend zog er Jakob mit in das Studierzimmer. Ihm blieb auch nichts erspart. Sollte er sich etwa vor dem Kind die Blöße geben und sich entschuldigen?

„Sieh mal an, der Herr Pastor.“ Justus lehnte sich hinter dem großen Schreibtisch zurück, legte die Füße auf die Tischplatte und zog an seiner Zigarre. Neben seinem Tisch hing schlaff ein großes Skelett an einer Eisenstange.

„Suchst du ein verlorenes Schaf? Ich komm nicht mehr in deine Kirche, falls du es wissen willst.“ Seine Augen blitzten herausfordernd.

„Justus, bitte, könnten wir allein sprechen?“ Friedrich deutete mit dem Kinn auf Jakob. Der Junge blickte an dem Knochenmann hoch.

„Jakob, du bleibst hier. Ich gehe mit deinem Vater in den Salon. Zähle mal, wie viele Knochen der Brustkorb hat.“

Die Männer gingen durch eine Schwingtür.

„Wie geht es deiner Frau?“ Justus machte einen lässigen Wink in Richtung der Sessel, ließ sich in einen hineinfallen und paffte.

„Gut – durch Gottes Gnade.“ Friedrich klappte seinen Mantel zur Seite und setzte sich angespannt.

„Fällt einem Pastor auch eine ehrliche Antwort ein?“

Friedrich schluckte und zupfte an der Uhrenkette. „Justus ...“ Er holte tief Luft. „Es ist mir höchst peinlich. Was geschehen ist, tut mir leid, sehr leid.“

Friedrich schonte sich nicht bei seiner folgenden Entschuldigung. Mit Scham stand ihm die hässliche Szene mit Rebekka vor Augen und wie er seinen Freund gegen den Schlafzimmerschrank geschmettert hatte. „Nun weißt du alle Geheimnisse im Pfarrhaus.“ Unsicher blickte er sein Gegenüber an.

Justus hatte ihm regungslos zugehört. „Wie gut, dass es ein Arztgeheimnis gibt – und ein Beichtgeheimnis. Doch jetzt verrate mir noch, warum du zu ihr zurück bist.“ Er hielt Friedrich die Schatulle mit Zigarren hin und gab ihm Feuer. „Also ich hätte im Falle, dass du dich getrennt hättest, deine geschiedene Frau nicht verschmäht ...“

Friedrich durchzuckte die Lust, ihn noch einmal an den Schrank zu schmettern. Stattdessen tat er einen tiefen Zug an der Zigarre und erzählte ihm, wie der Pater ihm Mut gemacht hatte.

„Ein katholischer Pater? Dein Gott hat Humor!“ Justus klopfte sich lachend auf die Schenkel. „Es ist dir klar, dass du mir jetzt etwas schuldig bist?“

Friedrich stutzte. „Wie könnte ich das je wiedergutmachen?“

Justus grinste. „Mach mich mit deiner Schwägerin bekannt.“

„Die Gouvernante? Ich kenne sie ja selbst nicht.“

„Dann lade sie ein. Ich kann nicht ewig warten.“ Justus sprang auf und ging umher.

„Warum hast du nie geheiratet?“ Friedrich blies eine Wolke in den Raum.

Justus grinste. „Ich hielt es mit Frauen bislang genauso wie mit der Medizin. Ich nahm nur eine ein, wenn ich eine brauchte.“

Friedrich hustete.

Justus klopfte ihm auf den Rücken. „Ich bin älter geworden. Seitdem ich dich mit Rebekka sehe, glaube ich wieder an Gefühle – und an den Sinn einer Ehe.“

Friedrich nahm die Zigarre aus dem Mund und schnaubte leise. „Meine Frau hat mich nicht aus Liebe geheiratet, das weißt du.“

„Aber du ... du bist ihr zugetan.“

„Was ich dir ja vorgeführt habe.“

„Ein Mann wie du verliert nur derart den Verstand, wenn er liebt. Oder wenn er in seinem männlichen Stolz getroffen ist, weil ihm einer den Braten vor der Nase weggeschnappt hat.“ Justus lachte.

„Gute Diagnose, Herr Doktor.“ Zähneknirschend schnippte Friedrich die Asche in den Becher.

Gönnerrhaft beugte sich der Freund vor. „Ach, du wirst sehen, sie wird dir zu Füßen liegen, wenn du den Fratz großziehst.“

„Das wird noch ein dickes Problem, Justus. Sie will das Kind partout nicht.“

„Du willst es doch auch nicht – gib es zu Verwandten nach der Geburt.“

Energisch schüttelte Friedrich den Kopf. „Niemals. Gott hat es mir anvertraut – so wie er Josef das Jesuskind anvertraut hat.“

„Ich versteh euch Pfarrer nicht. Klar, was du vorhast, klingt edelmütig, aber ...“ Mitleidig zog Justus eine Augenbraue hoch. „Auf jeden Fall ist es nicht hilfreich für die Geburt, wenn sie das Kind ablehnt. Das kann Komplikationen geben. Hol mich, wenn es so weit ist. Und vergiss nicht ihre Schwester ... Wann? Weihnachten?“

Friedrich nickte. „Weihnachten.“

Sie gingen wieder durch die Schwingtür zurück ins Studierzimmer.

Der Junge stand immer noch vor dem Skelett. Er hielt die Hand des Knochenmanns und blickte den beiden mit feuchten Augen entgegen. „Sieht so mein Vater jetzt aus?“

Justus sah Friedrich überrascht an.

„Er starb an Cholera“, raunte Friedrich ihm zu.

Justus beugte sich zu dem Jungen herab. „Nein, Jakob. So sieht nur aus, was wir als Hülle in der Erde zurücklassen. Sieh mal ...“ Er deutete auf den hellen Vorhang, durch den das Licht der Sommersonne fiel. „Vielleicht sieht dein Vater jetzt so aus – mit einem goldenen Gewand im Himmel.“ Der Junge blickte in Richtung des glänzenden Stoffes am offenen Fenster, den der Wind aufblähte.

„Sieht er mich? Weiß er, dass er mir so fehlt?“ Er wischte eine Träne in den Ärmel.

„Das weiß ich nicht. Das fragst du am besten deinen neuen Vater hier.“ Er stupste Friedrich als Zeichen, etwas zu sagen.

Friedrichs Hals war wie zugeschnürt, Kopf und Herz schienen wie leer gefegt. Wie sollte er einen so sehr geliebten Vater jemals ersetzen können? Gerade er, der als Kind so einen Vater bitter vermisst hatte ...

Jakob schniefte, schielte zu ihm und ließ die Schultern hängen. „Ich glaube, der da mag mich nicht.“

Ein Stich durchfuhr Friedrichs Brust.

„Doch, der mag dich. Stimmt's Friedrich?“ Justus knuffte ihn derb in den Rücken.

Friedrich gab sich einen Ruck. „Gewiss, Jakob. Natürlich.“ Er zwang sich in die Knie, die sich unendlich steif anfühlten, und gab seinem Arm den Befehl, die Hand des Kindes sanft von der des Knochenmanns zu lösen.

Haltet ihn nicht für einen Feind ...



... sondern weist ihn zurecht
als einen Bruder.

2. Thessalonicher 3,15

Grünheide, 26. August 1882

Rebekka setzte sich auf die kleine Bank an den Strand des Pfarrhauses im Schatten der Bäume. Sie ließ Sofie und Grete in Leibhemdchen zu den älteren Kindern springen, die mit Annie längst ans Wasser vorausgestürzt waren. Auch die Kleinen mussten an die frische Luft – trotz der vielen Arbeit im Haus.

Musste Emmas Schwägerin sich gerade jetzt in der Bäckerei den Finger brechen? Die nächsten Tage würde sie jedenfalls ohne Hilfe auskommen müssen. Dabei waren die Kirschen einzudünsten, an den Sträuchern warteten Schwarze Johannisbeeren darauf, entsaftet zu werden, die Bohnen, Erbsen und Gurken mussten eingelegt und der Sand in den Gemüseboxen für den Winter gereinigt werden. Noch waren die Einmachgläser leer, die sie im Keller auf den Regalen gefunden hatte, und der Winter war lang und eintönig ohne den bunten Vorrat, auf den Mutter immer so viel Wert gelegt hatte.

Rebekka stöhnte und tastete nach dem Korb mit den gelben Äpfeln neben sich auf der Bank, den sie mit an den Strand geschleppt hatte. Missmutig teilte sie mit dem Messer den ersten wurmstichigen Apfel.

Sehnsüchtig ließ sie den Blick über den Werlsee gleiten und grub die Zehen in den warmen Sand. Wie schön wäre es, mit Friedrich heute Abend schwimmen zu gehen. Doch seine Hemden und die

Bettwäsche waren noch zu plätten – und davor wollte sie noch wegen der Teerschweler in der Villa des Seifenfabrikanten vorsprechen.

Vom Wasser her prusteten Jakob und Georg. Lene kreischte. Wie gut, dass Friedrich den Kindern das Schwimmen beigebracht hatte. Und sogar ihr! Sie lächelte beim Gedanken daran, wie er sie im Wasser immer mehr losgelassen hatte. *Friedrich* ... Eine zärtliche Regung durchstrich sie. Mit ihm zu schwimmen, war Leichtigkeit pur. Im Wasser vergaß sie, dass ihre Kugel immer größer und schwerer wurde.

Plötzlich hielt sie inne und legte die Hand auf den Bauch. *Was war das?* Ein Gefühl, als wenn ein Fisch von innen an die Bauchwand gestoßen hätte. Sanft und zart blubberte es.

Sie atmete tief durch. Eindeutig – es lebte jemand in ihr! Jemand, den sie nicht eingeladen hatte. Früher hatte sie sich stets gefreut, wenn sie zum ersten Mal die Bewegungen des Kindes in sich gespürt hatte. Doch dieses Mal stiegen mit dem zarten Blubbern unguete Erinnerungen auf, die sie lieber vergessen wollte ...



Ihre winzige Schiffskabine unter Deck war Rebekka fremd geworden, nachdem sie fast zwei Wochen in Pierrots Kajüte gelebt hatte. Sie stellte ihr Bündel vor der schmalen Koje auf den Boden. Wenn der Wind günstig wäre, hatte der Smutje gesagt, würde es noch zehn Tage dauern. So lange müsste sie unter Deck durchhalten – ohne Spaziergänge an der frischen Luft.

Ihre Seekiste stand festgezurt in der Ecke unter dem ausgeklappten Waschtisch. Die verbeulte Blechschüssel schaukelte darauf. Rebekka verspürte leichte Übelkeit. Die Aufregung war ihr wohl auf den Magen geschlagen.

Durch das Bullauge zwischen Kojе und Waschtisch fiel ein Lichtkegel auf den Klapptisch darunter. Sie ließ Sofie auf den Boden ab, holte die Bibel unter dem Kissen hervor und setzte sich seufzend auf den harten Hocker.

Ja, es fühlte sich an wie ein Gefängnis, aber sie war wieder eine freie Frau. Und sie wollte es um jeden Preis bleiben.

„*Reiße dich los wie eine Gazelle ...*“, murmelte sie und ließ den Goldschnitt in der Mitte des Buches aufklappen. Plötzlich rutschte seitlich etwas heraus.

Der Brief des Berliner Pastors! Den hatte sie völlig vergessen! Das Papier knisterte leise, als sie die vertrauten Zeilen in der feingestochenen Handschrift überflog. Bruder Daniel – er hatte den verwitweten Pastor auf diese Idee gebracht! Natürlich würde sie diesen Fremden erst gründlich kennenlernen wollen, bevor sie ... Sie seufzte und ließ den Brief sinken.

Nein, es war für sie unvorstellbar! Ihr wundes Herz würde es nicht wagen, sich noch einmal zu öffnen. Der Einsatz war zu hoch. Niemand durfte je erfahren, was auf dem Schiff geschehen war. Sie musste schweigen und den Schmerz für immer in sich vergraben.

„Mutter?“ Jakob schlüpfte in die Kabine und streckte ihr ein Stück Papier hin. „Das hat mir der Kapitän für dich gegeben.“

Mein Brief an Pierrot! Überrascht nahm sie ihn aus Jakobs Hand und öffnete ihn.

„*Abgelehnt*“, hatte Pierrot unter ihre Zeilen gekritzelt. „*Erwarte dich nach dem Abendessen wieder in meiner Kajüte!*“

Jakob sah sie neugierig an. „Was ist?“

„Nichts für dich!“ Rasch schob sie den Brief zwischen die Seiten der Bibel.

„Warum war der Kapitän so komisch?“

„Vielleicht weht der Wind nicht, wie er will.“

Jakob schüttelte den Kopf. „Warum wohnen wir nicht mehr bei ihm?“

„Wir haben dort nicht gewohnt. Er hat mich gepflegt. Jetzt bin ich gesund und wir schlafen wieder in unserer Kabine.“

Der Junge murrte. Die Schiffsglocke läutete. Rebekkas Magen verkrampfte sich beim Gedanken an Essen – und bei dem Gedanken, Pierrot zu begegnen. „Du gehst allein in den Salon, Jakob, und bringst ein Stück Brot für Sofie mit.“

Maulend trollte sich Jakob aus der Kabine. Kaum war er draußen, schob sie von innen den Riegel vor und prüfte rüttelnd, ob er halten würde.



„Rebekka, hilf mir!“

Sie fuhr auf der Bank am Sandstrand des Pfarrgartens hoch.

Atemlos hastete Liese den Weg vom Pfarrhaus durch den Garten auf sie zu, so schnell, wie es der dicke Babybauch der schwangeren Freundin erlaubte.

„Liese, was ist?“ Rebekka legte Apfel und Messer in den Korb.

„Hilf mir! Mein Mann ...“ Atemlos kam die hagere Frau in der geflickten Kleidung bei ihr an. „Er ist hinter mir her. Stockbetrunken! Wenn er mich zu fassen bekommt ...“ Sie klammerte sich an Rebekka.

„Liese! Dreckswieb!“ Der große Mann tauchte am Pfarrhaus auf, wankte die Treppe zum Eingang hoch und donnerte mit der Faust gegen die Tür. „Der Pastor nutzt dir nix! Komm raus!“

Rebekkas Blick fiel auf das Ruderboot, das am Steg festgebunden war und friedlich schaukelte. „Komm schnell!“

Sie scheuchte Annie mit den Kindern ins Haus und schob Liese auf den Steg. Besorgt musterte sie dabei das zweite, alte Ruderboot, das unter der großen Ulme am Strand lag, mit einem einzigen Ruder darin.

„Ich kenne ein Versteck!“ Rebekka half Liese einzusteigen, riss die Leine los und stieß sich mit dem Ruderboot vom Steg ab.

Inzwischen hatte Lieses Mann ihre Flucht entdeckt. „Warte, du Miststück!“

So schnell es ihre Kräfte zuließen, tauchte Rebekka die Ruder ins Wasser. Die Gestalt des Riesen torkelte mit großen Schritten durch den Garten. Er fluchte.

Liese fing an zu weinen. „Er hat seinen Lohn bekommen und alles versoffen. Wie so oft! Als ich ihn aus der Destille gezogen habe, ist er zornig geworden.“ Liese drehte sich um zum Ufer und schrie auf. „Er kommt uns nach!“

Das Boot schaukelte.

„Sitz still!“ Rebekka erschauerte, als sie sah, wie Paul das alte Boot ins Wasser schob. Hektisch tauchte sie die Stangen ins Wasser. Ihre Arme schmerzten, die Lungen brannten. *Lieber Heiland, hilf uns!* Ihr Herz klopfte wild. Mit Sorge beobachtete sie, wie der starke Mann mithilfe des einen Ruders das Boot schlingernd voranbrachte.

„Schneller!“, rief Liese. „Sonst holt er uns ein!“

Noch ein paar Ruderzüge mit letzter Kraft und Rebekka spürte das erlösende Rucken des Strandes unter dem Boot. Sie kletterten in den weichen Sand.

„Schnell, ins Versteck!“ Rebekka zog Liese über die Grasmatte hin zum kleinen Wäldchen.

„Ich krieg dich!“ Lieses Mann lallte im Suff. Er war kurz vor der Insel.

Schwer atmend schlug sich Rebekka durch die scharfen Halme hindurch, während sie ihre Freundin hinter sich her in Friedrichs Bucht zog. Sie kauerte sich mit Liese hinter das hohe Schilfgras und lauschte dem Hämmern ihres Pulsschlags.

Ein paar Minuten später knackten Äste unter den Füßen des schweren Mannes. „Liese! Komm raus!“ Die Schritte kamen näher. Die Schilfwand raschelte. Liese sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. Rebekka legte beschwichtigend den Finger an den Mund.

Unbeweglich saßen sie in der Hocke. Das Gebrüll des Betrunkenen wanderte an ihnen vorbei. Dann wurde das Lallen brummiger und schließlich verebbte es.

„Er ist eingeschlafen“, flüsterte Liese.

Rebekka spürte die Beine unter dem Kugelbauch nicht mehr. Sie krabbelte auf den Sand und streckte sich aus.

Liese setzte sich neben sie. „Woher kennst du dieses Versteck?“

„Friedrich kommt manchmal mit mir hierher.“

Verdutzt blickte Liese sie an. „Hierher?“

Rebekka errötete. „Er hat mir hier schwimmen beigebracht.“

Die Freundin kicherte und strich die dünnen Haare hinters Ohr, dann wurde sie ernst. „Rebekka, es tut mir so leid, dass ich dich da mit reingezogen hab.“

„Wenn ich einmal in Not bin, komme ich auch zu dir. Dazu sind wir Freundinnen.“ Rebekka legte die Hand auf Lieses Bauch. Bald würde sie ihr siebtes Kind bekommen.

„Es ist so schrecklich, wenn Paul tobt. Du kannst dir das nicht vorstellen.“

„Doch, kann ich“, flüsterte Rebekka. „Kenne ich auch.“

Liese sah sie betroffen an. „Das hätte ich nicht gedacht.“

Leise erzählte Rebekka ihr alles. „Aber Gott hat eingegriffen. Seitdem hat er sich wirklich verändert. Und wenn es bei meinem Mann möglich ist, dann auch bei deinem.“ Sie lächelte Liese an, aber in ihr rumorte die Frage, wie sie die Insel bald verlassen könnten. Von der Kirche her hörten sie die Schläge der Turmuhr. Die Villa des Seifenfabrikanten! Um vier Uhr sollte sie doch dort vorsprechen.

Plötzlich sah sie in der Bucht vor sich einen dunklen Schatten. Eine große Gestalt bewegte sich unter Wasser auf sie zu. Vor Schreck klammerte sie sich an Liese. Prustend tauchte ein Kopf auf.

Die Frauen schrien auf.

„Friedrich!“ Rebekka fiel ihm um den Hals, als er an den Strand krabbelte.

„Dachte ich mir, dass du hier bist.“ Friedrich drückte sie an sich.

Die Nässe drang durch ihren Stoff. „Woher wusstest du, dass ich hier bin?“

„Annie und die Kinder haben es mir erzählt, als ich heimgekommen bin. Da habe ich mich gleich ins Wasser gestürzt. Entschuldigt meinen Aufzug!“ Er sah an seinen Unterkleidern herab.

Schnell berichtete sie Friedrich, was geschehen war.

„Gut, dann werde ich das verlorene Schaf mal suchen!“ Er stapfte durch das knackende Schilf davon.

Erleichtert setzten sich die Frauen wieder an den Strand. Etwas später hörten sie Männerstimmen.

„Ich denke, wir beide sollten mal einen Spaziergang machen“, hörten sie Friedrich sagen. Ruderschläge tauchten bald darauf ins Wasser und ein Boot mit zwei Männern schob sich mithilfe eines einzigen Ruders über den Werlsee.

Rebekka winkte Liese und Paul im Eingang noch einmal zu und trat wieder ins Pfarrhaus.

Mit zufriedener Miene schloss Friedrich die Tür hinter ihr. „So, die beiden sind versöhnt. Aber wir sollten weiter auf sie achtgeben.“

„Danke, dass du Liese noch fünf Mark gegeben hast. Sonst weiß sie nicht, wovon sie Essen kaufen soll.“ Rebekka lächelte ihm anerkennend zu und griff nach dem Wollumhang.

„Du willst doch nicht etwa noch weg?“ Er musterte sie besorgt.

„Ich bin viel zu spät dran! In der Loritz-Villa erwartet man mich.“

Friedrich trat ihr in den Weg. „Muss das sein? Nach all der Aufregung? Du siehst müde aus.“ Er legte die Hand auf ihren kugelförmigen Bauch.

Erschrocken legte sie die Hand auf seine. Das Fischblubbern ...

„Was ist?“, fragte er.

„Da war es wieder.“ Sie horchte in sich.

„Das Kind in dir?“ Er drückte leicht gegen die Bauchdecke. Aufgeregt lächelte er ihr zu. „Ich würde es auch gerne spüren“, flüsterte er. „Ich habe das noch nie gefühlt!“

„In ein paar Wochen wird es dich treten.“ Sie kaute an den Lippen. Zärtlich legte er beide Hände auf den Bauch und tastete.

„Lass das.“ Sie schob ihn weg. „Ich kann mir das nicht vorstellen mit dem Kind, Friedrich. Es wird mich ständig an etwas erinnern, das ich vergessen will.“ Sie seufzte tief. „Wie soll ich es jemals lieben können?“

„Du hast doch auch meine Kinder ins Herz geschlossen.“ Er zupfte an ihrem Umhang. „Komm, bleib hier. In deinem Zustand solltest du dich schonen, sonst ...“

„Sonst was?“ Sie schnaubte, zog den Umhang fest um sich und drehte ihm den Rücken zu. Ein unsicheres Flackern in seinen Augen hatte ihr verraten, dass er sie gehen lassen würde.

Bei jedem Schritt sanken Rebekkas Stiefel in den weichen Flor des Teppichs ein. Ein feines Stechen durchzog ihren Bauch seit dem Fußmarsch zur Villa.

Ein Diener in Livree führte sie durch den Salon zu einem Wintergarten voll Palmen und Zitronenbäumchen, der durch viele kleine Glasscheiben den Blick auf einen Park freigab, der bis zum Ufer des Peetzsees reichte. Der Schein der Abendsonne glitzerte auf dem Wasser und blendete sie.

„Die Frau des Pastors, gnädiger Herr.“

Eine Hand kam hinter einer hohen Sessellehne hervor und winkte ihr lässig. „Kommen Sie näher, meine Teure.“

Mit klopfendem Herzen trat Rebekka auf den Ohrensessel zu.

Ein grauhaariger Herr mit gezwirbeltem Schnauzbart zog ein Monokel aus der fein gestreiften Weste, hielt es sich vors Auge und betrachtete sie neugierig. Seine Füße lagen bequem auf einem Schemel und er hielt es offenbar nicht für nötig, an dieser Haltung etwas zu ändern. „Stimmt es, was meine Frau erzählt hat? In China schneiden die Wilden den Frauen Arme und Brüste ab?“

Rebekka umklammerte den großen Korb, in dem sie die Handarbeiten des Missionskreises hütete, und holte tief Luft. „Das hat

Ihre Frau vielleicht nicht ganz richtig verstanden, Herr von Loritz. Es war ein Gerücht, das man über die neuen Christen in China verbreitet hatte, um den Menschen vor uns Angst zu machen. Natürlich ist da nichts Wahres daran gewesen.“

„Ach, Egon, wieder dieses Thema!“ Durch die offene Verandatür rauschte eine deutlich jüngere Frau herein. Der Wasserfall aus Stoff, zu dem ihr Tournürenkleid hinten gerafft war, schaukelte aufgeregt. „Du hörst mir einfach nie richtig zu! Entschuldigen Sie, Frau Pastor, aber mein Mann liebt Schauergeschichten dieser Art.“

„Warum sonst solltest du so versessen darauf sein, in diesen Missionskreis zu gehen, Agathe? Du verabscheust doch häkeln und sticken.“ Der Fabrikant tastete nach der Zeitung neben sich.

Agathe von Loritz schob Rebekka zu einer kleinen Gruppe geflochtener Korbsessel. „Mein Mann hat einen Gichtanfall im rechten Fuß. Bitte entschuldigen Sie, dass er zur Begrüßung sitzen geblieben ist.“ Sie warf ihm einen wütenden Blick zu.

Auf dem zierlichen Tisch inmitten der weißen Rattan-Sessel servierte ein Dienstmädchen Tee. Rebekka bestaunte die filigranen Törtchen aus Erdbeeren und Baiser. Emma und sie hätten niemals Zeit, solche Kunstwerke zu backen – mit Grauen dachte sie an die Unmengen von Obst, die zu Hause auf die Einmachgläser warteten.

„Sie haben mir doch hoffentlich ein paar der Handarbeiten mitgebracht?“ Agathe von Loritz schielte auf den Korb. „Ich brauche dringend ein paar ausgefallene Geschenke.“

Rebekka zog das Tuch vom Korb. Die Frau des Fabrikanten stieß einen entzückten Schrei aus und zerpfückte Tischdecken, Mützen, Umhänge und Handschuhe auf einem Sessel. Rebekka nippte an ihrer Tasse Tee und sah ihr dabei zu.

„Was meinst du, Egon – würde das deiner Schwester gefallen?“ Sie hielt eine bestickte Tischdecke in die Höhe.

Der Fabrikant schnaubte gelangweilt, faltete seine Zeitung zusammen und erhob sich ächzend.

„Ach, ich nehme einfach alles, meine Liebe.“ Agathe von Loritz stapelte die Handarbeiten aufeinander.

Rebekka verschluckte sich und nickte hustend.

Die Frau des Fabrikbesitzers musterte sie mit einem verschwörerischen Blick. „Sie sehen müde aus, meine Liebe. Wann ist es denn so weit, wenn ich fragen darf?“

Rebekka erstarrte. Genau davor hatte sie sich gefürchtet. Man sah es also.

Vor Weihnachten, lag ihr auf den Lippen, doch sie verkniiff es sich und überschlug rasch die Monate seit der Hochzeit mit Friedrich. „Vielleicht im Januar, je nachdem, wie eilig es das Kleine hat.“ Sie fächelte sich Luft zu, um die Hitze zu vertreiben.

„Ach, wie schön! Sicher freuen Sie sich!“

Rebekka zwang sich zu lächeln.

Der Fabrikant ließ sich ihr gegenüber in den Sessel fallen, der Bast quietschte. Er griff sich drei Stück Zucker und ließ sie in die Teetasse plumpsen. „Sagen Sie, Frau Pastor, die Männer in China ... Stimmt es, dass die dort lange Hemden über den Hosen tragen und Zöpfe wie Frauen?“ Er lachte ungläubig und schüttelte den Kopf.

„Ein Zopf ist in China ein Zeichen dafür, dass man kein Halsabschneider ist, sondern ein ehrbarer Bürger.“ Rebekka hielt einen Moment inne. „So wie man hierzulande als ehrbarer Mann in wohl-tätige Vorhaben investiert, Herr von Loritz, wie etwa in die Renovation der baufälligen Teerschweler-Hütten am Waldrand.“

„Da, wo die Tagelöhner wohnen? In der Siedlung bei den Kohle-meilern?“ Der Fabrikant hob die Brauen.

Rebekka nutzte sein verblüfftes Schweigen, um vom schlechten Zustand der Hütten, der Not und dem ärmlichen Dasein der Teerschweler und ihrer Familien zu berichten.

„Wenn ich jeden Arbeiter in Berlin aus seinem Elend holen wollte, hätte ich viel zu tun. Das ist doch ein Fass ohne Boden!“ Unwillig rührte er in seiner Tasse. „Außerdem sind die selbst schuld. Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott – das ist meine Devise.“

„Aber es gibt erfolgreiche Unternehmer, wie Carl Bolle in Berlin, die sich für ihre Arbeiter einsetzen und dabei nicht ärmer werden.“

Von Loritz verdrehte die Augen. „Kommen Sie mir nicht mit dem Bimmel-Bolle! Meine Industrieseife lässt sich nicht mit Milch und Butter vergleichen.“

„Dann nehmen wir den Zementfabrikanten Johannes Quistorp in Stettin – ein Freund meines Vaters.“

„Quistorp?“ Der Fabrikant schien aufzuhorchen. „Dem die Jas-munder Kreidebahn und die Ziegeleien gehören?“

Sie nickte eifrig. „Und eine Reederei sowie mehrere Güter. Er hat Werkswohnungen gebaut, eine Bücherei, eine Dorfschule und ein Waisenhaus. Außerdem hat er eine Unterstützungskasse für seine Betriebsangehörigen ins Leben gerufen.“

Der Seifenfabrikant kniff die Augen zusammen. „Sie stehen doch nicht etwa auf der Seite der Sozialisten, Frau Pastor? Hätte nicht gedacht, dass unser Pfarrer als Mann der Kirche dahin politische Ambitionen hat.“

Rebekka spürte die Hitze in den Wangen und fuhr verstohlen über den schmerzenden Bauch. Es galt, auf der Hut zu sein! Ja, sie hatte von den Forderungen der Arbeiter gehört. Sicher waren sie berechtigt, nach dem, was sie an Elend in Berlin gesehen hatte. Doch sie ahnte, dass der Stoff explosiv war. Besser, sie nahm einen Schluck Tee, als mit diesem harten Knochen weiter zu streiten. Sie hatte heute wohl den Weg umsonst gemacht.

Auf einmal schien die Teetasse in ihren Händen unsagbar schwer. Die Palmwedel vor ihren Augen begannen sich zu drehen. Mit zitternden Fingern versuchte sie, die Tasse mit dem Unterteller auf den Tisch zurückzubalancieren, doch das Porzellan klirrte in ihrer bebenden Hand.

„Übernehmen Sie sich nicht etwas mit diesem Vorhaben, Frau Pastor?“ Der Fabrikant gab seiner Frau einen Wink.

Agathe von Loritz sprang auf und fing die Teetasse auf, die Rebekka fast aus der Hand geglitten wäre. „Nun dringe nicht auf sie

ein, Egon“, zischte sie ihrem Mann zu. „Siehst du nicht, in welchen Umständen sie ist? Gib deine Spende und gut ist. Und Sie, Frau Pastor, legen sich jetzt hier auf die Chaiselongue.“

„Ich muss heim“, murmelte Rebekka, während Agathe von Loritz sie auf die Liege bettete.

Die Sonne versank als roter Ball im Peetzsee, als sie wieder aufschreckte. Überrascht sah sie sich um. Der Wintergarten! Sie war noch immer in der Villa.

Agathe von Loritz legte in ihrem Rattan-Stuhl lächelnd ein Buch zur Seite. „Geht es Ihnen besser? Wir wollten schon den Herrn Pastor holen. In Ihrem Zustand ist nicht zu spaßen!“

„Nein, bitte sagen Sie nichts meinem Mann.“ Sie sah sie flehend an und setzte sich auf. „Er ist immer gleich so schrecklich besorgt. Es geht schon wieder.“ Sie erhob sich vorsichtig. Ein heftiges Stechen machte das Aufstehen schmerzhaft. Wie sollte sie da nach Hause kommen?

„Aha, unsere tapfere Frau Pastor ist aufgewacht.“ Der Seifenfabrikant betrat den Wintergarten. „Ich habe für Sie anspannen lassen.“

Sie winkte ab. „Ich gehe zu Fuß.“ Nicht auszudenken, wenn Friedrich mitbekam, dass man sie hatte heimfahren müssen.

„Haben Sie mich nicht dazu bekehren wollen, ein Wohltäter zu sein?“ Der Hausherr grinste. „Schätze, ich fange heute bei Ihnen an. Und das ist für Ihre Teerschweler.“ Er legte ihr einen dicken Umschlag in den leeren Korb, nickte mit dem Kopf und ließ sie mit seiner Ehefrau im Wintergarten stehen.

Leise schlich Rebekka durch die Tür ins Pfarrhaus und zog den Umhang aus. Der stechende Schmerz drohte ihren Bauch zu zerteilen. Vielleicht hatte Friedrich doch recht gehabt. Hoffentlich war es Annie gelungen, die Kinder allein ins Bett zu bringen. Ihr Gewissen pochte. So lange hatte sie nicht geplant wegzubleiben.

„Und?“

Rebekka fuhr herum. Friedrich stand im Flur und betrachtete sie, die Stirn gerunzelt. Triumphierend zeigte sie ihm den leeren Korb und hielt die beiden Umschläge in die Höhe. „Für die Mission und für die Hütten der Teerschweler.“

Friedrichs Kinn sank nach unten. „Wie hast du das geschafft?“

„Der Herr gibt's den Seinen im Schlaf.“ Sie zwinkerte ihm zu. „Aber jetzt bin ich müde.“ Sie hängte den Umhang an die Garderobe und schob sich vorsichtig an ihm vorbei. „Ich gehe nach oben.“

Er nickte, aber schien sie argwöhnisch zu beobachten.

Ob er ahnte, dass jeder Schritt sie schmerzte? Stufe für Stufe zog sie sich am Geländer hoch und unterdrückte leise ein Stöhnen.

„Alles in Ordnung, Rebekka?“

Sie drehte sich um und zwang sich zu lächeln.

22

Ein jegliches hat seine Zeit ...



... geboren werden und sterben
... klagen und tanzen.
Prediger 3,1-4

Grünheide, 8. September 1882

„Du bist wohl nicht ganz bei Trost!“ Friedrich ließ das Liturgiebuch ins Gras fallen und riss Rebekka den Spaten aus den Händen, mit dem sie im Garten ein Stück Scholle gewendet hatte. „Willst du etwa umstechen?“ Fassungslos starrte er sie an. In ihren blauen

Augen flackerte wieder dieser trotzige Schmerz, der ihn so hilflos machte. Sie haderte mit sich selbst – und es gelang ihm nicht, sie zu erlösen, ganz gleich wie oft er ihr beteuerte, dass er ihr vergeben hatte.

„Andere Frauen in meinem Zustand arbeiten auch hart. Liese zum Beispiel.“ Ächzend bückte sie sich über den gerundeten Bauch nach der Gemüsebox, die mit Sand befüllt war und darauf wartete, die Schätze der Ernte im Keller aufzubewahren.

„Justus hat dir strenge Bettruhe verordnet – und du?“ Friedrich warf den Spaten über den Zaun des Gemüsegartens. Er war entschlossen, sie notfalls vor sich selbst zu schützen. „Vor ein paar Tagen konntest du kaum aufstehen vor Schmerzen!“

Vorsichtig stemmte er eine Holzbox voller Sand hoch, um den guten Anzug nicht zu verdrecken, den er gerade noch auf der Berdigung getragen hatte. „Wo soll das hin?“

„Zu den Möhren.“

Er hievte die Vorratsbox zwei Beete weiter und betrachtete den kleinen Garten Eden, in den Rebekka die einstige Wildnis verwandelt hatte. Neben den Gemüserabatten hatte sie die alten Kräutertauden des Apothekers wieder freigelegt. Entlang der Zaunlaten reckten Sonnenblumen, Johanniskraut und Ringelblumen die Köpfe.

Alles hat sie in meinem Leben zum Blühen gebracht! Doch ihr Singen war verstummt und einer verbissenen Arbeitswut gewichen. Ihr fröhlich kühnes Wesen, das er so lieb gewonnen hatte, wurde mehr und mehr vom Schatten des wachsenden Bauches erdrückt.

Er griff nach dem übervollen Tomatenkorb und schleppte ihn zähneknirschend zur Veranda. Die Schönheit des Gartens war auch ein Beweis dafür, dass Rebekka von nichts abzubringen war, was sie sich in den Kopf gesetzt hatte.

Als er sich umdrehte, nahm sie Annie gerade den dampfenden Bleicheimer mit heißem Wasser aus der Hand und goss es zur Reinigung über den Sand, der in den noch ungefüllten Gemüseboxen

wartete. „Hier kommen die Möhren hinein, Annie. In der anderen vergräbst du den Rotkohl. Dann bringen wir alles in den Keller.“

Das Mädchen nickte gehorsam.

„Nichts da!“ Friedrich spurtete zurück. Wut stieg in ihm auf. Wenigstens um des Kindes willen könnte sie auf sich achtgeben! Er riss ihr den Eimer aus der Hand. „Nimm endlich Rücksicht auf dich!“

„Das hab ich nicht verdient“, zischte sie.

Friedrich zog sie am Oberarm dicht an sich heran. „Man könnte meinen, du wolltest eine Frühgeburt herausfordern.“

Sie sah zur Seite.

„Rebekka ...“ Wie oft hatte er sie schon beschworen? „Du wirst sehen, die Freude kommt, wenn das Kind da ist.“

„Die Freude?“ Er erschrak über das zornige Funkeln in ihren Augen. „Auf ein Kind, das mich täglich an die Irrwege meines Lebens erinnern wird?“ Seufzend bog sie den Rücken durch und wischte mit dem Ärmel über die verschwitzte Stirn.

Friedrich strich zärtlich über den Bauch, der sich ihm unter der schmutzigen Schürze entgegenstreckte. „Du wirst sehen, es wird ein Mädchen – schön wie du!“

„Und wenn es ein Junge wird – dunkel wie er?“

„Dann ist es auch ein Gottesgeschenk.“

Sie schnaubte. „Auf solche Geschenke kann ich verzichten – genauso wie auf die Ringelgänse, die mir den Salat fressen.“ Sie kickte gegen einen abgefressenen Strunk.

„Wie lange soll diese Reue dein Leben vergiften?“ Er hatte genug davon. Irgendwie musste er sie auf andere Gedanken bringen!

Mit sanftem Druck schob er sie zwischen den Reihen von Spinat und Bohnen in Richtung des hölzernen Gartentors. „Bis zur Geburt will ich dich hinter diesem Zaun nicht mehr sehen. Du trägst nichts Schweres mehr!“

„Gerade jetzt, wo die Ernte ist!“ Schmollend verschränkte sie die Arme.

„Wenn du so viel Kraft hast, gehen wir am Sonntag zum Tanz beim Heydewirt an der Schiffsanlegestelle.“

Überrascht ließ sie die Arme sinken. „Tanzen? In meinem Zustand?“

Friedrich schmunzelte über ihr entsetztes Gesicht. „Aber umstecken kannst du?“

„Ich kann nicht tanzen, das weißt du.“

„Ich zeig es dir.“

„Mein Vater wäre dagegen gewesen.“

„Ach ja? Mit deinem Ehemann wirst du wohl tanzen dürfen. Komm, ich bringe es dir bei.“ Er streckte ihr die Arme entgegen.

Sie wich zurück und sah sich nach Annie und den Kindern um. „Friedrich, muss das sein?“

Er fasste mit der Hand nach ihrer Hüfte. „Soll ich dir hier die Walzer-Schritte zeigen oder im Wohnzimmer?“

Sie verdrehte die Augen. „Drinne bitte.“



Rebekka meinte, die Blicke wie Nadelstiche auf sich zu spüren, als sie am Sonntagnachmittag an Friedrichs Arm den Platz vor der Anlegestelle betrat – dabei kannte sie die meisten Gesichter gar nicht. Zahlreiche Sonntagsausflügler aus Berlin tummelten sich an diesem schönen Spätsommertag unter den Einheimischen am Strand, an den Tischen im Biergarten des Heydewirts und auf der Tanzfläche. Alles schien in bester Laune rund um den Torbogen des Heydewirts, auf dem zu lesen war:

*Der alte Brauch wird nicht gebrochen,
hier könn' Familien Kaffee kochen!*

Die Polka, zu dem die Tanzkapelle aufspielte, klang ihnen schwungvoll entgegen. Doch Rebekka wollte sich nicht von der unbeschwer-

ten Heiterkeit anstecken lassen. Verstohlen sah sie an ihrem rosafarbenen Kleid herab – es war schon länger nicht mehr zu verbergen, egal, was sie anzog. Unsicher tastete sie nach der Perlenkette. Eine wehmütige Regung überkam sie. Die Perlen waren ein Geschenk von Wilhelm gewesen – ihr Hochzeitsschmuck.

Wieder neigten zwei Schifferfrauen, die sie kannte, ihre Köpfe zueinander. Sicher galt das Getuschel ihr. Rebekka schämte sich. „Können wir nicht heim, Friedrich? Bitte!“

„Ich fürchte, da müssen wir durch.“ Militärisch aufrecht wie in einer Parade schritt Friedrich neben ihr und grüßte nach links und rechts.

Sie klammerte sich an seine Armbeuge. Ein Schauer durchlief sie beim Gedanken, was sie jetzt täte, wenn er sie nicht geheiratet hätte – oder sich von ihr getrennt hätte. Sie versuchte, charmant zu lächeln. Sollte er wenigstens die perfekte Familie präsentieren können, die er sich wünschte.

Die drei älteren Kinder, die sie mitgenommen hatten, sprangen voraus und gesellten sich zu der Meute der anderen, die am sandigen Seeufer neben dem Landungssteg der Ausflugsdampfer spielte.

Galant führte Friedrich sie durch die Menge der Ausflügler hindurch in Richtung der voll besetzten Tische des Biergartens.

„Herr Pastor, warten Sie!“ Zwei Herren vom Kirchengemeinderat winkten hinter ihnen. „Der Dachdecker ist hier“, raunte ihm einer zwinkernd zu. „Wir könnten ihn wegen der undichten Stelle über dem Glockenstuhl ansprechen – vielleicht macht er uns heute einen guten Preis.“ Die Männer lachten.

„Entschuldige mich für einen Moment.“ Friedrich schob sie an einen kleinen Tisch, der eben frei geworden war. „Du hast doch das Kaffeepulver dabei?“

Sie nickte.

„Sei so gut, setz dich! Bestelle die Kanne und heißes Wasser. Ich komme gleich wieder.“ Und schon war er verschwunden.

Rebekka seufzte. Wie oft war es so, wenn sie mit Friedrich unterwegs war. Sie warf einen Blick in Richtung des Strandes. Die Kinder schienen zufrieden zu spielen. Am Nachbartisch goss eine Frau dampfend heißes Wasser in die blecherne Kaffeekanne.

Müde setzte sich Rebekka auf den Stuhl, zupfte ihr Kleid zurecht und schob den Bauch so gut es ging unter die Tischplatte. Noch passte er darunter, aber irgendwann wäre Schluss damit, und sie müsste sich zeigen – so wie damals auf dem Schiff ...



Die Schiffsglocke an Deck über ihr schlug acht Glasen.

„Abendessen!“ Jakob sprang in der Kabine auf und warf den Griffel auf die Schiefertafel. „Bitte, komm heute mit, Mutter!“

Rebekka atmete tief durch, nickte und überprüfte ihr Haar. Sie konnte nicht länger nur im Schummerlicht der Petroleumlampe unter Deck sitzen und häkeln und lesen und häkeln und lesen.

Drei Tage lang hatte sie nichts weiter als Schiffszwieback gegessen. Übelkeit quälte sie wie zu Beginn der Schiffsreise – vor allem morgens. Sicher war sie seekrank! Etwas anderes durfte es einfach nicht sein ...

„Wie schön, Sie wieder unter uns zu haben!“ Galant küsste ihr im Salon einer der Mitreisenden die Hand und führte sie mit Sofie im Arm zur Tafel, die mit Porzellan und Tafelsilber eingedeckt war.

Jakob wartete bereits zappelnd auf dem Stuhl.

„Geht es Ihnen wieder besser?“ Der Teehändler im feinen Zwirn setzte sich neben sie. Von der anderen Seite reichte ihr Jakob die Serviette, während ein weiterer Passagier und der Schiffsarzt Platz nahmen.

„Guten Abend, die Herrschaften!“ Pierrot betrat mit den drei Of-

fizieren sowie dem Bootsmann den Raum. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie er für einen Moment erstarrte. Sie konzentrierte sich darauf, die Serviette umständlich um Sofies Hals zu knoten. Mehrfach hatte er in den letzten Tagen an ihre Tür geklopft – jedes Mal hatte sie ihn abgewiesen, ohne zu öffnen.

„Wo genau waren Sie schon in China?“ Der Teehändler redete pausenlos neben ihr, wofür sie ihm ausnahmsweise dankbar war. „Ich habe mich für meine Geschäfte vorwiegend in Tsingtau aufgehalten, wo sich seine Majestät in Zukunft hoffentlich stärker –“

Pierrot räusperte sich. „Meine Herren, wenn ich um Ruhe bitten darf.“ Er streckte sich verspannt am Ende der Tafel. Seine Augen schweiften unruhig über den Kamin und das Bücherregal hin zum Kerzenleuchter in der Mitte. „Frau von Sassnitz ist wieder gesund unter uns. Wenn ich Sie als Vertreterin der Mission um das Tischgebet bitten darf.“

Sie erhob sich mit klopfendem Herzen. Er hatte sie häufig das übliche Tischgebet sprechen lassen, wohl um sich selbst darum zu drücken. Oder lag ihm doch etwas daran? Bekommen stotterte sie ein Gebet, dann trug ein Matrose Fisch und Kartoffeln auf.

Rebekka zerpfückte das Essen für die Kinder.

Die Gespräche der Männer kreisten wie so oft um die Konkurrenz von Segelschiffen und Dampfern, Handelsgewinne und Hafenzölle. Sie aß vorsichtig, um den Magen nicht zu reizen und schob jeden zweiten Brocken Sofie in den Mund.

„Zum Glück schlagen die ordentlich Zoll auf die Güter, die durch den Suezkanal schippen, sonst könnten wir die Klipper gleich in die Neue Welt schicken.“ Der Erste Offizier war ein Wichtigtuer, der sich stets aufplusterte, als wäre er der Kapitän.

Rebekka schielte zu Pierrot. Sonst bot er ihm die Stirn, doch heute zerlegte er stumm den Fisch.

„Amerika heißt die Zukunft!“ Der Erste Offizier legte nach. „Kohle, Dünger, und dann die vielen Auswanderer! Der Transport könnte eine Goldgrube für uns werden! Nicht wahr, Kapitän?“

Pierrot brummte kauend, als hätte er fettiges Fleisch zwischen den Zähnen.

Der Teehändler klinkte sich wieder ein. „Die Bestrebungen des Deutschen Reiches hinsichtlich einer Kolonie in China könnte doch eine Chance für Sie sein, oder?“

Die Frage versandete an Pierrots Schweigen. Er schien damit beschäftigt, den Gräten das Fleisch abzuziehen.

Der Geschäftsmann wandte sich Rebekka zu. „Was haben Sie für die Zukunft geplant, Frau von Sassnitz?“

Pierrot hörte auf zu kauen.

Sie stocherte verlegen nach einem Stück Kartoffel. „Ich weiß nicht ... vielleicht heiraten.“

Sie spürte, wie die Tischrunde die Luft anhielt. Für einen Moment hörte sie nur den Seewind um das Achterdeck heulen.

„Ich habe das Gefühl, es ziehen Wolken auf.“ Der Erste Offizier faltete die Fischhaut feinsäuberlich auf dem Teller.

„Ja, da braut sich was zusammen.“ Der Zweite Offizier blinzelte den anderen Offizieren zu.

„Unsinn!“ Pierrot erhob sich und warf die Serviette mitten in die Gräten. „Meine Herren, die Tafel ist aufgehoben. Haben Sie nichts zu tun?“



„Hallo, schönes Fräulein, so ganz allein?“ Im Gartenlokal verbeugte sich höflich ein Mann mittleren Alters im dunklen Gehrock an ihrem Tisch hinter dem freien Stuhl. Mit dem sorgfältig gezwirbelten Schnauzer schien er das Abbild des Kaisers zu sein.

„Ich bin nicht Ihr Fräulein.“ Rebekka blickte ihn abweisend an, dennoch gefiel ihr die Anrede und der Gedanke, dass er ihren Bauch offensichtlich nicht bemerkt hatte.

Er setzte sich und winkte dem Ober, der sich mit Kannen und Bierkrügen zwischen den Stühlen durch die Menge drückte.

„Wie wäre es mit einem Tanz? So ein schönes Gesicht sollte bei diesem blauen Himmel nicht trübe sein!“ Er strich über den Schnauzbart.

„Danke. Nein.“

„Darf ich Ihnen etwas bestellen? Vielleicht eine Weiße mit Schuss oder gar eine Molle mit Korn?“ Er lachte verwegen und schnalzte noch einmal nach dem Ober.

Angewidert schüttelte sie den Kopf. *Himbeersirup im Bier? Oder gar einen Schnaps?* „Nein, danke. Ich warte hier nur.“

Der Kerl war hartnäckig. Offenbar hatte er sich in den Kopf gesetzt, mit ihr zu tanzen. Er griff nach ihrer Hand, mit der sie die kleine Kaffeedose umklammerte.

Plötzlich fiel hinter ihm ein Schatten auf den Tisch. Langsam und mit breiten Schultern drehte sich der Fremde um, bereit dem Konkurrenten die Stirn zu bieten.

„Herr Pastor ...“ Er schluckte.

„Wie lange gedenken Sie, diesen Stuhl und meine Frau zu belegen?“ Friedrich hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und wippte mit den Füßen, die Augen eng zusammengekniffen.

„Entschuldigen Sie, ich wusste nicht ...“ Der Fremde stand eilig auf. Rebekka drehte sich auf ihrem Stuhl zur Seite, sodass ihr Bauch unter der Tischplatte hervorkam.

Die Augen des Fremden weiteten sich und er verschwand eilig.

Von einem großen Tisch her erschall Grölen und Gelächter. Einige Gäste aus Grünheide hatten die Szene beobachtet und schlugen sich auf die Schenkel. Am lautesten lachte der Bürgermeister. „Vergraulen Sie uns nicht die Ausflugs Gäste, Herr Pastor!“

Ungerührt davon deutete Friedrich zur Tanzfläche und reichte Rebekka die Hand. „Darf ich bitten?“

„Setzen Sie sich doch mit Ihrer liebebreizenden Gattin zu uns!“, rief es vom Nachbartisch herüber. Die bunte Schar von Gemeinde-

räten, Fabrikanten und Günstlingen um den Bürgermeister nickte zustimmend.

„Danke, Herr Bürgermeister. Gerne nach diesem Tanz!“ Friedrich führte sie zum hölzernen Tanzboden.

„Und Tanzen ist für dich keine Sünde?“ Rebekka blickte sich verunsichert um.

Friedrich lachte. „Nur wenn du mit diesem fremden Kerl getanzt hättest, wäre es eine gewesen. Eine sehr große sogar!“ Mit einem Zwinkern umfasste er ihren Rücken, nahm ihre Hand fest in die seine und drehte sich mit ihr in die Menge der Paare hinein.

Rebekka war überrascht, wie sich die steifen Tanzschritte, die sie widerwillig im Wohnzimmer des Pfarrhauses mit ihm geübt hatte, zur Musik in Leichtigkeit verwandelten. Es war wie Schwimmen. Sie überließ sich dem Wogen seiner Arme und der Musik. Während sich alles um sie drehte, verschwand die Schwere. Es war himmlisch – sie spürte seine Wärme, genoss die Nähe und fühlte sich geliebt. Sie drehte sich mit ihm in einer Wolke von Geborgenheit, bis die Musik verebbte.

„Und?“ Friedrich sah sie fragend an.

Etwas außer Atem lächelte sie Friedrich an.

„Es war wohl nicht so schlimm?“ Er grinste und führte sie zum großen Tisch, wo man ihnen erwartungsvoll entgegenblickte.

Zwei Stühle wurden herbeigetragen. Friedrich rief dem Ober die Bestellung zu. Die Männer am Tisch unterhielten sich lautstark über Politik. Rebekkas Blick schweifte über den Strand mit den Kindern hin zu einer Gruppe von Tagelöhnern, die in einer anderen Ecke des Biergartens Karten spielte. Sie kannte sie aus der Siedlung der Teerschweler. Liese und Paul entdeckte sie nirgends. Dennoch schien ihr der Moment günstig, die Gelegenheit für die beiden zu nutzen. „Verzeihung, Herr Bürgermeister ...“

Die Männer hielten überrascht in ihrer Unterhaltung inne.

„Haben Sie sich schon ein Bild vom maroden Zustand der Hütten in der Siedlung der Teerschweler machen können?“

Er räusperte sich. „Nun, Frau Pastor ...“

Sie spürte Friedrichs Hand unter dem Tisch auf ihren Schenkel drücken – sie überging es.

„Es wäre wirklich ein Segen, die feuchten Hütten vor dem Winter gründlich zu renovieren. Die Familien brauchen dringend Hilfe. Es besteht sonst für ganz Grünheide die Gefahr, dass sich ansteckende Krankheiten einnisten.“ Sie brachte alle Gründe vor, die ihr einfiehlen – Friedrichs Fuß kickte gegen ihre Wade. „Wir haben eine Spendensammlung zugunsten der Teerschweler durchgeführt, sodass die Gemeinde nicht alles bezahlen müsste.“

„Nun, ich werde sehen, was ich tun kann.“ Der Bürgermeister erhob sich steif. Die Musikkapelle begann wieder zu spielen. Der Bürgermeister nestelte am Kragen, dann fixierte er sie mit einem erwartungsvollen Lächeln. „Darf ich Sie um diesen Tanz bitten, Frau Pastor?“

Rebekka stieg die Wärme in die Wangen. „Ich tanze nur mit meinem Mann.“

Der Bürgermeister hüstelte verlegen. „Ja, natürlich. Entschuldigen Sie bitte.“ Ein süffisantes Lächeln huschte über das Gesicht der Frau, die mit einem ausladenden Federhut Rebekka gegenüber saß. Die Gattin des Bürgermeisters schien sich an der Abfuhr zu weiden, die ihr Mann eingesteckt hatte.

Mit starrer Miene schob Friedrich Rebekka zur Tanzfläche. „Deine Aussicht auf Hilfe für die Tagelöhner ist soeben gestorben. Wie konntest du nur den Bürgermeister so verprellen!“, raunte er ihr zu, während er sie im Takt der Musik über den Holzboden schob. „Wirklich ungeschickt, ihm vor allen einen Korb zu geben.“

„Ich höre wohl nicht richtig.“ Sie klammerte sich an seinen Arm und blickte zu ihm auf. „Hättest du gewollt, dass ich mit ihm tanze?“

„Nein.“

Sie lachten, und er drehte sie besonders schwungvoll. Wieder ergriff sie das Karussell ihrer Gefühle. Sie schmiegte sich eng an

seinen Arm. „Kannst du mir helfen, Friedrich, wenn es der Bürgermeister nicht will?“ Sie sah flehend zu ihm auf. „Du kennst doch die Handwerker.“

„Liebste, ich bin Pastor und kein Baulöwe.“ Er wiegte sie zum langsamen Walzer.

„Aber die Sanierung des Kirchendachs – darum kümmerst du dich doch auch.“

Er seufzte.

„Ich überlasse dir das Spendengeld, und du planst alles mit Paul.“ Sie sah ihm tief in die graublauen Augen, während sich See und Biergarten langsam um sie drehten.

„Also gut.“ Er lächelte. „Aber die Teerschweler müssen mit anpacken.“

„Ich wusste, dass ich auf dich zählen kann.“ Sie spürte, wie er sie noch fester an sich drückte. Es war ihr, als würde sie sich in alle Ewigkeit so mit ihm drehen können. Plötzlich hing etwas Schweres an ihrem Arm.

„Vater, schnell!“ Lene war zwischen ihren Beinen aufgetaucht und rüttelte am Arm ihres Vaters. „Jakob prügelt sich!“

Friedrich stand still und stöhnte auf. Widerwillig ließ sie ihn los. Gemeinsam bahnten sie sich einen Weg durch die tanzende Menge und eilten die Holzterasse hinab zum Strand.

„Siegbert, Siegbert!“ Ein Kreis von schreienden Kindern stand um ein Knäuel aus Fäusten, Armen und Beinen und feuerte die Streithähne an. Mit hochrotem Kopf schob sich Jakob auf den Bauch des Jungen unter sich und schaufelte Sand in dessen Mund.

„Ausgerechnet der Sohn des Bürgermeisters!“ Friedrich schüttelte den Kopf. Mit einem beherzten Griff zog er Jakob am Kragen von dem kräftigen Jungen herunter.

„Fettkloß! Kartoffelwanst!“ Verdreht und verschrammt strampelte Jakob in Friedrichs Hand und trat weiter nach seinem Gegner.

Schnaubend trat der Bürgermeister neben die beiden. Er zog sei-

nen weinenden Sohn unsanft auf die Füße. Die Gattin des Bürgermeisters eilte hinter ihm her. Würgend spuckte Siegbert den Sand aus, während seine Mutter mit einem Taschentuch aufgeregt an ihm herumtupfte. Ein Auge schwoll zusehends an. Die Menge der Kinder war schweigend zurückgewichen.

Langsam beruhigte sich das zappelnde Bündel unter Friedrichs Arm.

„Ihr Sohn, Herr Pastor, ist nicht gerade ein Friedensengel“, zischte der Bürgermeister.

„Auch der Erzengel Michael musste zuweilen mit Drachen kämpfen.“ Mit einer kräftigen Armbewegung platzierte er Jakob vor dem schniefenden Jungen, der immer noch Sand ausspuckte.

„Er hat gesagt, dass du ein Hundsfoth bist, Vater! Und deine Predigten wären fades Weibergewäsch!“ Jakob wirbelte Sand mit dem Fuß auf.

Der Bürgermeister lief rot an unter dem Backenbart. Rebekka verkniff sich ein Schmunzeln – sicher hatte der Junge die Worte zu Hause aufgeschnappt.

Friedrichs Miene zeigte keine Regung. „Jakob, bring das in Ordnung!“

Missmutig streckte er dem Jungen die Hand hin, doch Siegbert spuckte vor ihm zu Boden.

„Bringen Sie ihrem Sohn christliche Manieren bei, Herr Pastor!“ Der Bürgermeister drehte sich um und stapfte mit seinem Jungen grußlos davon. Mit wippender Feder stakste seine Frau hinterher.

„Mir reicht es! Wir gehen!“ Friedrich ließ die Luft hörbar durch die zusammengebissenen Zähne strömen. Er packte Jakob am Arm und zog ihn in Richtung der Stiege, die vom Strand hoch zum Biergarten des Heydewirts führte. Georg und Lene trotteten an Rebekkas Hand hinterher.

Ein Ausflugsschiff, das von Berlin her nahte, hupte vor der Anlegestelle. Die Passagiere winkten und klatschten zu den Klängen der Musik.

Rebekka blieb stehen und sah sehnsüchtig hinüber zu den tanzenden Paaren.

Friedrich drehte sich nach ihr um. „Du hast recht, meine Liebe.“ Er setzte Jakob mit einem Ruck auf das Mäuerchen, das den Biergarten umgab. „Wir sind zum Tanzen gekommen! Das lassen wir uns nicht durch die Streithähne vermiesen.“ Er hob mit strenger Miene den Finger. „Du wartest hier auf uns, Jakob!“

Kurz darauf drehten sie sich wieder über die Tanzfläche, doch der Walzer fühlte sich nicht mehr so unbeschwert und romantisch an wie zuvor. Ängste um Jakob raubten Rebekka den Schwung. Ob Friedrich zu Hause doch wieder zum Rohrstock greifen würde? Er hatte es schon lange nicht mehr getan. Mehrmals verhaspelten sich ihre Füße, sie stolperte, doch Friedrich schob sie weiter.

„Wirst du ihn bestrafen?“, fragte sie vorsichtig, während sie sich drehten.

„Nein.“

„Nein?“

„Er hat seine Prügel ja schon bekommen.“

Überrascht lächelte sie ihn an.

„Außerdem legst du doch Wert auf andere Methoden.“ Er beugte sich vor an ihr Ohr. „Der Bürgermeister und sein Sohn hatten diese Abreibung übrigens verdient. Eine gerechte Strafe – schon lange fällig.“

Schmunzelnd schüttelte sie den Kopf, schloss die Augen und überließ sich ihm und dem Dreiertakt. Immer näher beugte er den Kopf zu ihr herab, ihre Schläfe lehnte für eine Drehung an seiner rauen Wange. Ein flüchtiger Kuss hinterließ eine zarte Kühle auf ihrem Ohr.

Als sie die Augen wieder öffnete, hatte sich die Gruppe der Wartenden am Mäuerchen vermehrt. Neben den drei Kindern standen zwei erwachsene Gestalten, die ihren Tanz aufmerksam verfolgten – eine Frau in schlichtem Kleid und strenger Haartracht und ein ergrauter Mann im schwarzen Anzug. Die beiden waren wohl aus

dem Ausflugsdampfer von Berlin gestiegen, der inzwischen angelegt hatte. Mit gerunzelter Stirn sahen sie zu ihnen hinüber.

„Bruder Daniel und Schwester Marta!“ Rebekka erstarrte in Friedrichs Armen.

„Komm, nur noch diesen Walzer.“ Er drehte sie weiter.

„Friedrich, sie sehen uns zu.“ Kein Schritt wollte mehr mit ihm fließen. Sie wusste genau, wie man im Missionshaus über das dachte, was sie gerade tat. „Bitte, lass uns die beiden begrüßen. Ich will nicht mehr tanzen.“

„Nur, wenn du mir einen Tanz für ein anderes Mal versprichst.“

„Versprochen!“ Lächelnd drückte sie seine Hand.

Die beiden Männer gingen mit den Kindern den kurzen Weg zum Pfarrhaus voraus, der über die Brücke des Kanals führte, der Peetzsee und Werlsee verband.

Bereits ein paar Meter hinter dem Gasthaus blieb Rebekka keuchend neben Marta stehen und streckte den Rücken durch. Ihre Füße waren wie Bleiklumpen, aber sie bereute nichts.

Die Alte musterte sie streng. „Wie ich sehe, vergnügt ihr euch ganz gut.“

Rebekka blickte auf das Kopfsteinpflaster. „Er hat mich gezwungen zu tanzen.“

„Na, so unglücklich hast du nicht ausgesehen.“

Sie lächelte verschämt. *Ich war sogar sehr glücklich.*

„Nun, es ist mir lieber, er tanzt mit dir, als dass er Spiegel und Porzellan zertrümmert. Versteht ihr euch inzwischen besser?“

Rebekka zögerte und ging weiter, um Zeit zu gewinnen. Sollte sie etwa Gefühle preisgeben? Sie war sich ja selbst nicht darüber im Klaren. „Ich bin ihm sehr dankbar.“ Sie schlenderte ans Brückengeländer und sah auf die träge graue Brüche unter sich im Kanal. „Langsam kann ich es mir vorstellen mit ihm, Schwester Marta. Er ist so fürsorglich und aufrichtig und hat mir ...“ Sie verkniff sich, dass er ihr schwimmen beigebracht hatte. Sicher hielt Marta auch

davon nicht viel. „Und seitdem Bruder Daniel mit ihm gesprochen hat, ist er nicht mehr so aufbrausend.“ Sie legte die Hand auf ein schmerzhaftes Ziehen im Bauch und stöhnte auf.

„Das Kleine wächst ja kräftig in dir.“

„Ja, leider.“ Rebekka blickte auf die Trauerweiden, die entlang des Kanals ihre langen Zweige tief ins Wasser hängen ließen.

„Du freust dich nicht. Das verstehe ich.“

„Es könnte so schön sein, jetzt, wo Friedrich und ich uns vielleicht finden. Alles wäre gut – wenn nicht ...“ Ein fauliger Geruch stieg vom Kanal hoch.

„Aber das Kind kann doch nichts dafür!“ Schwester Marta legte ihr den Arm um die Schultern. „Und dein Mann steht doch trotz dessen zu dir.“

„Noch!“ Rebekka schnaubte. „Doch wird er mich lieben, wenn es da ist? Täglich wird dieser Fehltritt zwischen uns stehen.“ Tränen stiegen ihr in die Augen. Diese vertrauten Momente mit Friedrich, in denen sie sich so innig nahegekommen waren – alles wäre verbaut. „Friedrich kommt schon mit Jakob schwer zurecht. Er wird es hassen! Das Kind wird alles zwischen uns zerstören.“ Sie lehnte sich auf das kühle Eisengeländer. Eine kalte Verzweiflung stieg in ihr hoch, die ihr das Herz gefrieren ließ. „Hilf mir, Schwester Marta!“

Die Freundin zuckte mit den Schultern. „Wie könnte ich das tun?“

„Ich will das Kind nicht! Such mir gute Menschen in Berlin, die es aufnehmen – ein Findelhaus, eine Amme, egal ...“

Marta atmete tief durch. „Aber Rebekka, die ganze Gemeinde ist Zeuge deiner Schwangerschaft. Wie stellst du dir das vor?“

Gerade darum! Ich muss es loswerden! Irgendwie! Was, wenn alles ans Licht kommt? Allein dieser Gedanke hämmerte in ihr. „Nehmen wir an, ich hätte nicht genug Milch?“

„Willst du schon wieder etwas vorspielen? Vielleicht willigt er ja ein, das Kind einer Amme zu geben.“

„Nein, er beharrt darauf, dass Gott ihm persönlich das Kind anvertraut hat.“ Sie umgriff mit den Fingern die harten Eisenstangen der Brücke. Angst und Beklemmung würgten sie. „Und wenn es eine Totgeburt wäre?“ Sie hielt inne – ein düsterer Ausweg stieg ihr mit einem schalen Geschmack in den Sinn. „Das könnte ich nach der Geburt zu ihm sagen! Dann erspare ich ihm die Qual, das Kind wegzugeben. Die Hebamme würde sicher zu mir halten. Liese könnte es mitnehmen und zu dir –“

„Aber, Rebekka, du weißt doch, dass du mit so einer Lüge niemals glücklich wirst.“

„Du hast recht“, flüsterte sie und ein dunkler Schauer lief ihr den Rücken hinab. „Ich würde den Gedanken, dass dieses Kind irgendwo lebt, als Bürde mein Leben lang mit mir herumschleppen. Aber soll es unser aller Glück zerstören? Ich weiß mir keinen anderen Ausweg.“ Sie starrte in den trüben Kanal. „Für mich ist das Kind wie tot. Niemals werde ich es lieben können.“

Seufzend tupfte sich Marta den Schweiß aus dem Gesicht. „Ich will sehen, was ich tun kann. Aber nur dir zuliebe.“

„Ich habe noch eine andere Bitte an dich.“ Schniefend löste Rebekka die Perlenkette an ihrem Hals. „Könntest du mir das zum Pfandleiher bringen?“

Die Alte runzelte die Stirn.

Rebekka ließ die Perlen in Martas Hand gleiten. „Bitte! Ich brauche Geld, ohne dass Friedrich davon weiß.“

Als ihr die Seele entschwand ...



... da gab sie ihm den Namen Benoni
 (Sohn meines Unglücks);
 sein Vater aber nannte ihn Benjamin
 (Sohn des Glücks).
 1. Mose 35,18

Grünheide, 17. Dezember 1882

Rebekka schlüpfte durch den Seiteneingang in die eisige Kirche. Die Augen auf die Steinfliesen gerichtet, huschte sie zur ersten Reihe und quetschte sich mit ihrem dicken Bauch zwischen Jakob und Lene. Sie ahnte Friedrichs strengen Blick, weil sie zu spät war. Keuchend wie eine Dampflokomotive strich sie sich das Haar zurück, das Grete ihr zerzaust hatte, bevor sie die Kleine an Annie übergeben hatte. Vorsichtig schielte sie nach vorne. Er war damit beschäftigt, die Konfirmanden Sprüche abzufragen. Ein Mädchen mit roten Schleifen an den Zöpfen zündete die dritte Kerze des Adventskranzes an.

Erleichtert lehnte sich Rebekka zurück – er hatte es nicht bemerkt. Plötzlich schreckte sie auf. Was war das für ein Druck im Bauch gewesen? Begleitet von einem stechenden Schmerz ... Ein Schwall Flüssigkeit rann ihr an den Beinen hinunter und durchnässte den Unterrock. Sie erstarrte. *Ausgerechnet hier!*

So unauffällig wie möglich drehte sie sich nach der Hebamme um, die sie sechs Reihen hinter sich gesichtet hatte. Die kernige Frau mit den kräftigen Armen schien den verzweiferten Blick zu verstehen, erhob sich und schob sich aus der Bank. Doch auch die

anderen Frauen sahen Rebekka wissend und erschrocken an. Die Fruchtblase war geplatzt. Das Baby wollte raus und zwar bald!

Hinter ihr begann es zu tuscheln. Die Unruhe lenkte Friedrichs Augen zu den ersten Reihen. Rebekka sah zu ihm hinüber und ihre Blicke trafen sich.

Sie hob den nassen Rock und trat aus der Pfütze unter der Kirchenbank. Friedrich sprang zur Kirchentür und öffnete ihr, wobei er ihr noch den Umhang über das Haar schob und zärtlich die Hand drückte. Der Park vor der Kirche lag mit Schnee überzuckert. Ein rauer Wind pfiß ihr entgegen, so wie damals in der Nacht, als sie sich in ihren Wollumhang gewickelt hatte, um auf Pierrots Befehl an Deck des Segelklippers zu erscheinen ...



15 Wochen auf See

„Warum machst du mich zum Gespött meiner Männer?“

Rebekka fuhr zusammen und ließ die schwere Tür zum Deck fahren.

Pierrot trat aus der Dunkelheit des Achterdecks auf sie zu. Sein Schatten flackerte im Schein einer Petroleumlampe neben der Tür.

„Das war nicht meine Absicht.“ Sie zog den Wollumhang fester um sich. „Pierrot, lass uns ehrlich sein. Es bringt nichts, wenn wir uns etwas vormachen. Wir werden keinen gemeinsamen Weg finden.“ Tief ließ sie die Seeluft durch die Lungen strömen. Wie gut das tat!

Sie wich seinen unruhigen Augen aus und ließ den Blick über die riesigen Segel schweifen, die silbern vor dem klaren Sternenhimmel leuchteten. Die Masten und Spieren knarrten. Vom Bug her rausch-

ten die Wellen. „Wir müssen unsere Wege einem Höheren anbe-
fehlen, Pierrot.“ Eine Melodie kam ihr in den Sinn. Mit zitternder
Stimme sang sie ihm das alte Kirchenlied vor.

*„Der Wolken, Luft und Winden
gibt Wege Lauf und Bahn,
der wird auch Wege finden,
da dein Fuß gehen kann.“*

Plötzlich spürte sie seine Hände an den Hüften. Mit starken Armen
zog er sie an sich heran. „Ich will aber mit dir Wolken und Winden
folgen, Rebekka.“

Sie stemmte sich sanft gegen ihn, doch er hielt sie fest und schob
sie an die vom Mondlicht erhellte Reling.

„Pierrot, was soll das?“, zischte sie. „Deine Männer ...“

„Sollen sie es sehen.“ Er drückte die Lippen auf ihren Mund.

„Hör auf!“, japste sie, als er Luft holte.

„Bitte, komm zurück in meine Kajüte.“ Es klang nach einem
schmerzerfüllten Betteln. Heiß strich sein Atem über ihre Wange.

Die Sehnsucht in seiner Stimme ließ ihre Knie weich werden,
etwas flackerte in ihr. Sie ermahnte sich, Kurs zu halten und schüt-
telte energisch den Kopf. „Es ist vorbei, versteh doch.“

Ein Wachoffizier ging vorüber und salutierte. Pierrot zog sie eng
an seine Seite und spazierte mit ihr in Richtung des Bugs.

Sie verdrehte die Augen. „Um was geht es dir? Um mich oder
deine Männer?“

Er blieb stehen und funkelte sie an. „Um uns! Ich will die Zeit
zurückdrehen. Es waren die glücklichsten Tage meines Lebens, als
du bei mir gelebt hast. Soll das alles in ein paar Tagen enden?“

Sie seufzte. „Pierrot, du und ich, wir kommen aus zwei Welten.
Wir werden zerschellen wie ein Schiff am Kap der Guten Hoff-
nung, wenn von rechts und links die Meere an ihm zerren.“

„Aber ich liebe dich. Genügt das nicht?“

„Ich kann dein Leben nicht teilen. Ich habe es versucht, aber ...“

„Warum nicht? Wegen dieser Mission? Trennt uns dein Glaube so sehr?“ Er stöhnte gequält auf. „Meine Männer verlachen mich. Nur, weil ich mein Herz an dich verloren habe. Gib mir eine Chance!“ Zärtlich fuhr seine Hand ihren Rücken hinab.

Sie erschauerte. Tief in ihr schlummerten Gefühle, die nur darauf warteten, aufzulodern wie ein Reisigfeuer.

Mit neugierigen Blicken schlenderten zwei Matrosen vorbei.

„Können wir nicht ungestört reden?“ Sie sah sich um.

„Ich weiß einen Ort.“ Er zog sie zum Großmast. Krachend schlug er die Luke zum Laderaum zurück. „Komm in meine Teeplantage.“

Ein süßlicher Duft strömte ihr entgegen.

Charmant lächelte er sie an und nahm die Lampe vom Haken, die leuchtend daneben hing. „Wir lassen die Luke offen.“

Sie zögerte. Ihr fester Entschluss begann zu wanken.

Er zupfte an ihrem Rock. „Komm ... Unten sind wir ungestört.“

Vor der Luke bremste sie ab. *Reiß dich los, reiß dich los wie ein Vogel aus der Hand des Vogelstellers!*

Seine Finger griffen nach ihrer Hand und zogen sie sanft die ersten Stufen hinunter. *Der Traum. Der Laderaum ...* In tiefster Dunkelheit hatte sie sich durch endlose Gänge getastet. Nie mehr würde sie hinausfinden, wenn sie jetzt mit ihm hinabstieg. *Niemals mehr!*

„Nein, Pierrot.“ Mit einem energischen Ruck zog sie die Hand zurück und klammerte sich an die oberste Holzstufe. „Nein!“ Sie stolperte die Treppe nach oben.

Er schwankte überrascht auf der Stiege, verlor das Gleichgewicht, schnappte nach dem Zipfel ihres Umhangs und polterte damit die Stufen in die Tiefe hinab.



Friedrich starrte von der Kanzel auf die Wasserlache an der Stelle, wo sie gegessen hatte. So rasch wie noch nie brachte er seine Predigt zu Ende – er hatte nicht das Gefühl, dass es ihm jemand übel nahm. Er blickte in mitfühlende Gesichter. Es fiel ihm nicht schwer, die Rolle des besorgten Ehemanns zu spielen, der von der viel zu frühen Niederkunft seiner Gattin überrascht wurde. Er war besorgt. Und zwar ernsthaft!

Nach dem letzten Segen hetzte er im Talar aus der Kirche. Kaum trat er in den Gang des Pfarrhauses, hörte er von oben, wie Rebekka heftig keuchte und stöhnte. Anfangs verhalten und unterdrückt. Dann stärker und dringlicher, während er den Talar aufknöpfte.

Er beschloss, im Gang Wache zu schieben, wenn er schon nichts weiter tun konnte. Jede Wehe im Schlafzimmer ging ihm durch Mark und Bein. Er wagte nicht zu klopfen – Geburt war Frauensache. Als Mann hatte er dabei nichts verloren. Die Hebamme hätte ihn nicht vorgelassen.

Er schickte Anton los, um Justus zu holen. Der Stallbursche kam mit der Nachricht zurück, der Arzt käme erst zum Weihnachtsfest nach Grünheide. Sollte er Anton mit dem Zug nach Berlin schicken? Friedrich war unschlüssig. Immerhin waren Emma und Liese noch bei ihr.

Wie ein Bär, der im Burggraben gefangen gehalten wird, ging er im Hausgang auf und ab. Jakob, Lene und Georg standen mit großen Augen auf der Schwelle des Wohnzimmers und sahen ihm schweigend zu. Stumm strich er über die Köpfe und schob die Kinder in den Salon, bis ihn das nächste schmerzvolle Stöhnen, das durchs Treppenhaus hallte, in den Hausgang trieb.

Trotz der Kälte im Hausflur wischte sich Friedrich den Schweiß

von der Stirn. Er hatte keinen Appetit auf das Mittagessen verspürt. Inzwischen rief Annie die Kinder zum Abendessen in die Küche.

Endlich waren von oben Schritte zu hören. Erwartungsvoll sah er die Treppe hoch. Die Haushälterin kam herab.

„Und?“ Hoffnungsvoll sah er sie an.

Emma schüttelte den Kopf. „Es geht einfach nicht voran. Sie hat keine Kraft. Irgendwie fehlt ihr der Wille. Es ist, als wollte sie das Kind nicht gebären.“ Sie schob sich mit einem Korb voll zerknüllter Tücher an ihm vorbei. „Sie hat sich ja in letzter Zeit auch völlig verausgabt. Alle Villen abgeklappert! So ein Wahnsinn ...“ Mit schweren Schritten schlurfte sie davon.

Friedrich blickte ihr nach durch den leeren Gang. Es war allein seine Schuld! Warum auch hatte er zugelassen, dass sich Rebekka so übernommen hatte? Der Garten, der Haushalt, die Kinder, die Dienste in der Gemeinde, die Renovierung der Köhlerhütten ... Unermüdlich hatte sie Spenden gesammelt, damit die Hütten vor dem Winter in einen Zustand gebracht werden konnten, in dem die Familien der Teerköhler menschenwürdig leben konnten. Und sie hatte ihr Ziel erreicht.

Natürlich hatte er den wahren Grund für ihren Feuereifer geahnt: Sie wollte das ungewollte Geschöpf vergessen, das in ihr heranwuchs. Und er? Im Stillen hatte er gehofft, dass jeder in Grünheide die zu frühe Geburt des Pfarrerskindes mit ihrem Übereifer begründen würde. Schließlich war die Hochzeit noch keine acht Monate her. *Und jetzt hat sie keine Kraft mehr!* Er raufte sich die Haare.

Es klapperte an der Küchentür. Die Haushälterin kam mit einem Tablett voll Kaffee und Butterbrot in den Flur zurück. Sie blieb bei ihm stehen. Es war verdächtig still im Haus.

Besorgt sah sie nach oben. „Bitte beten Sie, Herr Pastor. Wir wissen nicht, ob sie es schaffen wird. Sie wird immer schwächer.“ Ihre Augen wurden feucht.

Stöhnen, dazwischen heisere Schreie, hallten aufs Neue durchs Haus, aber sie waren nicht mehr so entschieden wie am Anfang.

Beten? Seit Stunden tat er nichts anderes ... Dennoch entschloss er sich, in seine Gebetsecke im Studierzimmer zu gehen. Wie oft hatte er dort gefleht, dass Rebekka ihr Herz für ihn öffnen würde. „Nimm sie mir nicht!“ Er sank auf die Kniebank. „Wir haben das Ziel noch nicht erreicht. Wir lieben uns noch nicht, wie du die Gemeinde liebst ...“

Irgendwann schmerzten ihm die Knie und die Worte gingen aus. Er durchpflügte das Gehirn nach Bibelstellen, die er in Gebete ummünzen konnte. Hatte Bruder Daniel nicht gesagt, er sollte sich an „die Verheißungen“ klammern?

„*Ich werde nicht sterben, sondern leben und die Taten des Herrn verkünden!*“ Immer wieder murmelte er die Worte aus Psalm 118 und ging dabei im Studierzimmer vor und zurück.

Stille hatte sich über das Pfarrhaus gelegt. Verdächtige Stille. Doch als Bär im Käfig wollte er nicht aufgeben. Niemals! Vielleicht brauchte es mehr Beter? Die Kinder! Er sprang auf, eilte zum Wohnzimmer und schob die Tür auf.

Gerührt hielt er inne. Die drei Großen knieten um den Wohnzimmertisch und sprachen gemeinsam den Psalm, den er ihnen beigebracht hatte. „*Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück ...*“

Leise kniete Friedrich neben sie. Georg, Lene und Jakob sahen auf. „Macht weiter!“, flüsterte er und legte um alle drei seine Arme.

Die Tür zum Wohnzimmer schlug auf. Emmas Atem rasselte von der Anstrengung ihrer schnellen Schritte. „Herr Pastor, Sie verlangen nach Ihnen! Schnell! Ich glaube, sie geht in die Ewigkeit!“ Die Haushälterin verbarg die Augen im Taschentuch.

Die Kinder schrien auf. Er musste die kleinen Hände von sich wegreißen. Jakob hingte sich an seinen Hals. „Ich will zu Mutter!“

Doch die Haushälterin schüttelte den Kopf. „Nein, sie hat ausdrücklich nur nach Ihnen verlangt, Herr Pastor!“ Verwundert schob er das Kind zu Emma. Er hätte erwartet, dass Rebekka in der Todesstunde den Jungen noch vor ihm rufen würde.

Mit großen Schritten überwand er die Treppen in den oberen Stock und tastete dabei nach dem Fläschchen Salböl in seiner Hosentasche, das er sich im Studierzimmer eingesteckt hatte. Vorsichtig klopfte er an die Tür seines eigenen Schlafzimmers und trat ein. Die Hebamme sah ihn missbilligend an. Doch sie schwieg und drehte sich zum Frisiertisch.

„Liebste!“ Friedrich setzte sich an den Rand des Bettes und strich Rebekka die Strähnen aus dem verschwitzten Gesicht. Alle Farbe war daraus entwichen. Sie sah ihn an. Ihre Lippen öffneten sich. Eine neue Welle von Schmerzen schien ihren Körper zu erfassen und verzerrte ihre Züge. Sie bäumte sich auf und krümmte sich. Keuchend atmete sie durch.

„Friedrich, vergib mir!“ Ihre Stimme war kaum zu hören. „Ich wollte dich hintergehen, belügen. Das Kind für tot erklären. Es heimlich in ein Findelhaus –“

„Rebekka, was redest du für wirres Zeug?“

Liese trat neben sie, nickte schuldbewusst und schlug die Augen nieder.

„Liebste, Gott hat einen Weg für uns – auch wenn die Wahrheit manchmal schwerer scheint! Du wirst es schaffen!“ Er musste sich selbst Mut zusprechen.

„Ich kann nicht mehr ... Ich sterbe mit dem Kind.“

„Nein!“ Er zog das Ölfäschchen aus der Hosentasche, das er als Pastor nur selten am Sterbebett einsetzte. „Du darfst nicht gehen!“

Ihr glasiger Blick schien schon in die Ewigkeit zu wandern.

Hastig tropfte er Öl auf den Finger. „Rebekka ... im Namen Jesu Christi. Er richte dich auf durch die heilende Macht seiner Liebe!“ Seine Finger zitterten, als er das Kreuz auf ihre Stirn zeichnete.

Sie atmete kaum noch und schien zu entschlafen.

„Bitte, Rebekka! Denk an Jakob! Denk an mich!“ Weinend verbarg er sein Gesicht an ihrer Brust. Durch den dünnen Stoff ihres Nachthemds spürte er, wie eine neue Wehe nach ihrem Körper

griff. Ihre Muskeln verspannten sich. Sie stöhnte leise. Die Hebamme wollte ihn wegschieben.

Plötzlich schlang Rebekka wie eine Ertrinkende den Arm um seinen Hals und richtete sich daran auf. „Zieh mich hoch, Friedrich! Komm ins Bett! Knie hinter mich! Halt mich fest ... Hier!“

Er wusste nicht, was sie meinte. Sie zeigte unter ihre Brust. Er erinnerte sich an ihre geübten Griffe bei seiner Schulterverletzung. „Ich – ins Bett?“

„Ja!“ Ihr Schrei war durchdringend. So schnell er konnte, kletterte er hinter sie, umfasste sie von hinten mit verschränkten Armen und zog sie über die Knie an sich hoch.

Entsetzt fuhr die Hebamme zurück. „Wollen Sie sie umbringen, Herr Pastor?“

„Sie will es so!“

Rebekka klammerte sich an seine Arme und drückte sie so fest, dass er dachte, das Blut würde entweichen. In Liese und die Hebamme kam Bewegung. Rebekkas Gewicht schien sich in seinen Armen zu vervielfachen. Er schloss die Augen und spürte am ganzen Leib, was er niemals für möglich gehalten hätte: die Kräfte, die in einer Frau erwachen, wenn sie neues Leben hervorbringt.

Ein Wimmern drang an sein Ohr. Erst schwach, dann zornig. Rebekka ließ den Kopf an seine Brust zurückfallen.

„Du hast es geschafft!“, flüsterte er wie im Rausch. Dort vor ihnen lag ein Bündel mit schwarzem Schopf, an dem sich die Hebamme emsig zu schaffen machten. Dann trug Liese das schreiende Menschlein eilig zur Kommode und wickelte es in Tücher.

Erleichtert blickte er an Rebekka herunter. Sie atmete. Sie lebte! Er weinte vor Glück und verbarg sein Gesicht an ihrer Schulter, während die Hebamme weiter zu tun hatte. Auf ihr Zeichen schob er sich behutsam unter Rebekka aus dem Bett heraus. Liebevoll strich er über ihr Haar. Sie blickte ihn an und lächelte schwach.

Liese kam ihm mit dem Kind entgegen, das in einem weißen Tuch völlig verborgen war und lächelte vielsagend.

„Rebekka, schau!“ Er nahm das Bündel in den Arm. Inmitten von Leinenstoff erblickte Friedrich ein zerknittertes Gesichtchen.

Doch sie drehte sich weg zur Seite. „Ich will es nicht sehen.“

„Aber wie willst du es nennen?“

„Ich habe keinen Namen. Gib du einen.“

Mit bebenden Fingern öffnete er das Tuch – ein Ärmchen ruderte ihm entgegen. Sofort schloss er das Leintuch wieder.

Was sollte er ihr sagen?

Er betrachtete den vollen Haarschopf. Es war ein Junge. Dunkel wie der Vater.

Seine Kinder waren ihm stets ohne Haare präsentiert geworden. In Mütze und Spitzenkleidchen hatte man sie ihm nach der Geburt auf einem Kissen in den Arm gelegt. Stets hatte er erleichtert und höflich genickt und sich beeilt, das Paket zurückzugeben. Damit war die familiäre Pflicht erledigt gewesen.

Nun hielt er in seinem Schlafzimmer das Kind eines Fremden in den Armen. *Dieser Schuft in der Kapitänskajüte!* Aber dieses Kind hatte ihm Gott persönlich anvertraut. Friedrich fühlte sich geehrt. Bislang nie gekannte zärtliche Gefühle keimten für den Kleinen in ihm auf. *Wie hatte der Pater gesagt? „Vielleicht ist es ja eine Auszeichnung, dass Gott dir das Kind und die Frau anvertraut hat.“*

Er strich vorsichtig über die Wangen des Jungen. Der Kleine verzog die Miene, die Augen kaum geöffnet. Die dunklen Haare reichten als lange Koteletten bis weit in die Wangen hinab. Lächelnd dachte er an die strengen Juden mit den Schläfenlocken, die er in Berlin im Scheunenviertel gesehen hatte. „Du siehst aus wie ein kleiner Hebräer“, flüsterte er ihm zu. „Jesus wird bei seiner Geburt genauso ausgesehen haben.“

Ob Josef das Christuskind in der Heiligen Nacht auch so betrachtet hatte wie er den Kleinen? Dieses Kind, das er nicht gezeugt hatte? „Ich werde dich Josef nennen“, wisperte er ihm ins Ohr. „Das erinnert mich stets an Gottes Auftrag für dich.“

Friedrich schnupperte an ihm. Josef roch süßlich – wie Honig

vom Himmel. Vorsichtig berührte er die zarte Haut mit seinen Lippen. Noch nie hatte er ein Neugeborenes geküsst.

Er tat einen Schritt mit ihm auf das Bett zu. „Komm, sieh es dir an! Es ist so schön wie das Christkind in der Krippe.“

Rebekka drehte sich zu ihm und richtete sich auf. „Ist es ein Mädchen?“

Er wollte es klug einfädeln. „Das Christkind war doch kein Mädchen, Liebste. Unser Kind sieht aus wie der neugeborene Jesus höchstpersönlich. Wie ein kleiner Jude! Wunderschön!“

Sie fiel zurück in ihr Kissen. „Also ein Junge.“

Er setzte sich zu ihr und versuchte, ihr das Kind hinzuhalten.

Am Eingang des Pfarrhauses läutete es. Er hörte, wie Emma öffnete. Im Hausflur klangen helle Stimmen. Justus würde es wohl nicht sein.

Rebekka öffnete seufzend das Tuch und betrachtete das Kind ohne Regung. Es wimmerte. Friedrich hielt seinen Finger an die kleine Hand – sie klammerte sich sofort an ihn. Das nackte Kind zappelte unruhig. Sein Mund schien etwas zu suchen, es fand sein Fäustchen und lutschte gierig daran.

„Gib ihn halt her!“ Rebekka öffnete ihr Nachthemd und legte das Kind geübt an die Brust. Das Kind saugte, als hätte es nie etwas anderes getan. Friedrich war fasziniert. Schlagartig war ihm klar, was ihm als Mann bislang entgangen war. „Ich werde mich von keiner Geburt mehr fernhalten lassen!“ Er küsste sanft ihr Haar. „Jetzt weiß ich, warum sich in England der Ehemann von Königin Viktoria keine Geburt entgehen ließ.“

Nach einem Bad lag Josef schließlich sauber eingepackt wie ein Weihnachtsgeschenk in seinen Armen. „Du bist *mein* Josef – persönlich von Gott mir geschenkt.“ Mit stolzgeschwellter Brust trug er ihn zu den Kindern herab.

Als Friedrich die Wohnzimmertür öffnete, war es ein Gefühl wie bei der Bescherung – nur ein paar Tage zu früh und sogar noch

schöner. Die Kinder mit Emma und Annie verstummten und standen auf. In ihrer Mitte hob eine Frau den Kopf mit ähnlich blonden Haaren wie Rebekka und denselben blauen Augen. Seine Schwägerin Ruth war eingetroffen!

„Herzlich willkommen! Du bist genau richtig gekommen!“

Sie eilte ihm mit den anderen entgegen.

„Dieses Jahr, Kinder, bekommt ihr schon vor Weihnachten das Geschenk. Es ist vom Himmel – für uns alle!“ Er setzte sich mit dem Kleinen aufs Sofa, und alle begrüßten, befühlten und bestaunten den neuen Erdenbürger.

Die Schwägerin lachte und klatschte in die Hände. „Das Christkind ist da! Höchste Zeit, den Weihnachtsbaum zu besorgen! Habt ihr denn schon einen?“

24

Und ob ich schon wanderte ...



... im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück.
Psalm 23,4

„Rebekka, wo bleibst du? Alle warten auf die Bescherung!“ Friedrich stürmte ins Schlafzimmer, knöpfte hastig den Talar auf und warf ihn über den Stuhl neben dem Frisiertisch.

Die ersten beiden Heiligabend-Gottesdienste hatte er in Grünheide sowie im Nachbardorf Kagel hinter sich gebracht – für das Fest in der Familie blieben ihm folglich drei Stunden bis zum nächsten Einsatz in der Kirche des „Guten Hirten“. Dass der Vikar aber auch gerade an Weihnachten zur sterbenskranken Mutter rei-

sen musste! Sonst hätte er ihm niemals freigegeben! Gehetzt sah er zu Rebekka hinüber.

Zwischen den aufgeschüttelten Kissen blickte sie ihn im Bett durchsichtig an und regte sich nicht. „Ich kann nicht, Friedrich. Feiert ohne mich.“ Kraftlos winkte sie ab.

Neben ihr schlummerte Josef friedlich in der Wiege.

„Heiligabend ohne dich? Geht es dir so schlecht?“ Friedrich trat an die Bettkante.

Sie setzte sich auf und strich sich die ungekämmten Locken aus dem Gesicht. „Ich bin so erschöpft. In mir ist wie ein Loch. Ich fühle mich so leer.“ Sie begann zu schluchzen. „Ich hasse mich für diese Nacht ... Warum nur dieser Sturm, dieser Grog, dieses Schiff?“ Sie zog die Knie unter der Decke an und verbarg das Gesicht in den Federn.

Friedrich ließ sich seufzend neben ihr nieder. „Wie lange soll uns das noch die Tage verdunkeln?“

„Solange ich täglich in das Gesicht dieses Kindes sehen muss!“

„Nimm unser Christkind als Geschenk Gottes an und sprich, wie es im Vaterunser heißt: *Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern*. Und dann, Rebekka, vergib dir selbst!“ Halbherzig tätschelte er ihre Hand. Wie oft hatte er ihr das schon gesagt?

Durch die offene Tür des Schlafzimmers hörte er die Kinder oben in ihren Zimmern scharren. Doch Rebekka beruhigte sich nicht. Er nahm sie in die Arme und wiegte sie. Dankbar wollte er sein, dass er sie in den letzten Tagen nicht hatte beerdigen müssen. Sanft küsste er sie aufs Haar. „Komm, Weihnachten geht nicht ohne Christkind und dich, meine Maria.“

„Ich kann nicht. Dieses Kind saugt alle Kraft aus mir.“

„Zieh dir wenigstens den Seidenmantel aus China über – um der Kinder willen!“

Sie schüttelte den Kopf. Das kühne Funkeln in ihren Augen, das er so liebte, war verschwunden. Die Frau in seinen Armen schien seit der Geburt eine Fremde zu sein. Wo waren die Fröhlichkeit, die

Leidenschaft? Ihre Liebe zu Kindern? Er fuhr über ihren Rücken, um Leben in sie zu bringen.

Doch sie drehte sich weg und legte sich wieder nieder.

Musste er sie wirklich im Befehlston zur Bescherung kommandieren? „Ich bestehe auf deine Anwesenheit, Rebekka!“ Er zog sie am Oberarm.

Seufzend stand sie auf und schlurfte an ihm vorbei. Sollte er sie so vor Ruth und Justus treten lassen? Schnell warf er ihr noch den Morgenmantel über.

Den Kleinen hatte sie zurückgelassen, als würde er nicht existieren. Behertzt griff Friedrich in die Wiege, in der das Kind wie ein kleines Paket lag, eingewickelt in ein Tuch und verschnürt mit einem bestickten Fatschenband. Früher hätte er dies nie getan. Doch wenn er sich des Kleinen nicht annehmen würde, wer dann?

Es war ihm, als ob er den neugeborenen Heiland höchstpersönlich aus Heu und Stroh an seine Brust heben würde. Diese Niedrigkeit, diese Hilflosigkeit ... *Du warst auch nicht erwünscht in dieser Welt, Jesus.* Er hauchte einen Kuss auf die zarte Haut.

Warum hast du dich in meine Hand gegeben, Gott? Warum hast du dich so klein und abhängig von mir gemacht? Du, der Allmächtige?

„Damit ich dir nahe sein kann“, wehte es durch seine Gedanken. Wieder atmete er diesen süßen Duft ein, der das Kind umgab.

Er fuhr mit seiner Nase über den dunklen Flaum. Ein kleines Auge öffnete sich und blinzelte ihn an. Friedrich schmunzelte.

Leise begann er, auf dem Weg zur Weihnachtsstube zu singen.

*„Eins aber, hoff ich, wirst du mir,
mein Heiland nicht versagen,
dass ich dich möge, für und für,
in, bei und an mir tragen ...“*

Mittendrin hörte er von unten den hellen Ton des Glöckchens. Die Kinder rannten in weißen Matrosenanzügen und Rüschenklei-

dern an ihm vorbei die Treppen hinab in den Hausflur. Das Hausmädchen trippelte mit Grete und Sofie an der Hand hinterher, so schnell es die kleinen Beinchen erlaubten. Ruth hatte den ganzen Tag geheimnisvoll mithilfe von Justus die Weihnachtsstube gerichtet. Seitdem er dem Freund die Schwägerin vorgestellt hatte, war der Arzt ein ständiger Gast im Haus.

Mit den aufgeregten Kindern stand Friedrich vor dem verschlossenen Wohnzimmer. Feierlich öffnete er, wie abgesprochen, zu den Klängen des Klaviers die Tür.

Ruth spielte und sang *O du fröhliche*, Justus stand daneben und blickte mit glänzenden Augen auf die Finger, die so zielsicher in die Tasten griffen.

Lene und Georg stürmten hinein in den mit Kerzen hell erleuchteten Salon. Auf dem Esstisch erstrahlte das weiße Meißner Porzellan mit dem Goldrand zwischen Servietten und Silberbesteck.

Es roch nach frischem Tannenreisig. Hinter der Samtportiere glitzerte im Wohnzimmer inmitten von Sofa und Sesseln der geschmückte Weihnachtsbaum auf dem kleinen Tisch. Die Kinder blieben ehrfürchtig davor stehen und bestaunten die Zweige, die sich unter der Last von Strohsternen und Lebkuchen bogen, und schielten auf die schlicht verpackten Geschenke darunter.

Rebekka erhob sich von einem Stuhl am Esstisch und kam auf ihn zu. Er hielt ihr den Kleinen hin, doch sie kniete neben ihm nieder. Da erst bemerkte Friedrich, dass Jakob immer noch mit offenem Mund auf der Schwelle der Tür verharrete.

Sie nahm ihn in den Arm. „Schön, nicht wahr, Jakob? Das ist Weihnachten in der Heimat.“

Der Junge verbarg sein Gesicht an ihrer Schulter und weinte.

Müde schob sich Friedrich kurz vor Mitternacht in den Hausgang, streifte den Talar ab und hängte ihn an die Garderobe. Er atmete tief durch. Auch der letzte Gottesdienst an Heiligabend lag hin-

ter ihm. Gut besucht war er gewesen – wie erwartet. Sogar Justus war mit Ruth noch nachgekommen. Dieser Luftikus! Er hatte die Schwägerin gleich neben sich in die Bank geschoben. Die ganze Predigt hatte ihn dieser Anblick irritiert. Wusste der Kerl nicht, welche Gerüchte er damit in Grünheide befeuern würde?

Schade, dass Rebekka nicht die flackernden Kerzen im dunklen Kirchenschiff gesehen hatte, nachdem sie schon der kleine Christbaum im Salon zu Tränen gerührt hatte. Was hätte sie da zu dem riesigen Tannenbaum in der Kirche gesagt, den die Teerköhler aus Dankbarkeit angeschleppt hatten? Sicher hätte ihr die feierliche Stimmung gutgetan, sie vielleicht aufgeheitert. Und so bitterkalt wie in den letzten Jahren war es in der Kirche dank des neuen Kanonenofens auch nicht gewesen.

Ein zarter Schimmer des Kaminfeuers tanzte durch den Spalt der Wohnzimmertür auf den kalten Fliesen im Hausgang. Ob sie noch wach war?

Leise öffnete er die Tür zur Weihnachtsstube. Er lächelte. Genau darauf hatte er gehofft. Rebekka lag mit angezogenen Beinen auf dem Sofa, eingewickelt in die Wolldecke, die Ruth ihr gestrickt hatte, und hatte die Augen geschlossen. Im Licht des knisternden Feuers schienen ihre Züge warm und friedlich.

Es raschelte in der großen Holzkrippe unter dem Baum, die Georg und Jakob mit dem Stallburschen als Überraschung für den kleinen Bruder gezimmert hatten. Friedrich sah schmunzelnd hinüber – sogar Heu und Stroh hatten die Jungen nicht vergessen.

In der Hosentasche tastete er nach der schwarzen Schatulle und trat lautlos hinter das Sofa, auf dem Rebekka schlief. Eine Silberkette mit einem fein geschmiedeten Medaillon entfaltete sich in seinen Händen. Vorsichtig legte er sie ihr um den Hals. Das kalte Medaillon glitt durch die Öffnung ihres Nachthemds.

Sie schlug die Augen auf und fasste sich an die Brust. „Friedrich! Was ...?“ Sie befühlte das Medaillon, hob es heraus und öffnete es. „*Große Wasser können die Liebe nicht auslöschen! Hohelied 8,7*“, las

sie laut die Gravur vor. Sie sah ihn beschämt an und setzte sich auf.
„Ich bin das nicht wert.“

Er nahm dicht neben ihr Platz. „Was redest du da?“ Sanft küsste er sie auf die Wange und suchte dann ihren Mund. Sie griff nach dem Medaillon an ihrer Brust. Behutsam umfuhr er mit den Händen den glatten Seidenmantel. Doch er spürte, wie sie sich versteifte.

„Friedrich, warte!“ Sie schob ihn von sich weg. „Lass mir Zeit.“

Er schluckte enttäuscht, nahm die Arme von ihr und fühlte sich missverstanden.

„Ich habe auch ein Geschenk für dich.“

Überrascht sah er sie an.

Sie überreichte ihm ein kleines Päckchen mit einer roten Schleife.
„Und danke für das Säckchen Reis, das du Jakob geschenkt hast. Er hat sich so gefreut. Reis schmeckt für ihn nach China und Heimat! Ich koche ihn morgen.“

„Morgen kommen meine Eltern.“ Seufzend zog Friedrich an der Schleife. Er schlug das Papier zurück – im Feuerschein blinkte ihm eine silberne Taschenuhr entgegen. „So ein wertvolles Geschenk?“

„Jakob hat dir doch deine Taschenuhr zerlegt.“

„Woher hattest du das Geld?“ Er sah sie ernst an. „Doch nicht etwa von den Spenden?“

„Ich habe meinen Hochzeitsschmuck verkauft – den von Wilhelm.“ Sie ließ die Hand vom Medaillon herabsinken.

„Aber das hätte ich nie von dir verlangt!“

„Ich will dir nichts schuldig sein wegen Jakob.“ Sie starrte in die Flammen.

„Ach, Rebekka ...“ Er tastete nach ihrer Hand. Ihr Körper war stocksteif.

Die Wohnzimmertür klappte, und er fuhr erschrocken zurück.

„Oh, entschuldigt!“ Ruth stand verlegen im Zimmer. „Ich wollte nur nach meiner Schwester sehen.“

„Ich geh hoch.“ Rebekka stand auf und verschwand nach oben.

Ruth sah ihr nach und kniff die Augen zusammen. „Das ist nicht meine Schwester.“ Es raschelte im Stroh und quäkte unzufrieden. „Ihr Kind lässt sie einfach zurück?“ Sie schüttelte den Kopf und nahm Josef aus der Krippe. Der Kleine gähnte herzhaft. „Oh, du Süßer!“ Ruth hob ihm den Finger hin. Er saugte eifrig daran. „Ich frage mich nur, warum er so dunkel ist ... Stammt das von deiner Familie?“

Friedrich murmelte etwas und beeilte sich, dabei am Feuer mit dem Schürhaken zu scharren. Er legte Holz nach.

Ernst sah sie zu ihm am Kamin hinüber. „Justus meint, Rebekka hätte eine Form von Schwermut, die nach dem Wochenbett auftreten kann. Dagegen gäbe es keine Medizin. Es könnte Wochen andauern. Ach, Friedrich, da hilft nur beten!“

Friedrich schluckte, als er am zweiten Weihnachtstag vom Hügel aus die Kutsche mit seinen Eltern unten am Pfarrhaus vorfahren sah. Hastig schüttelte er vor der Kirchentür die letzten Hände zum Abschied. Aus dem Augenwinkel verfolgte er, wie die Kinder mit Knicks und Handkuss die Gäste begrüßten. Rebekka trat dazu. Erleichtert stellte Friedrich fest, dass Ruth ihr die Haare hochgesteckt hatte und sie tadellos gekleidet war.

Eilig schritt er mit wehendem Talar den Weg zum Pfarrhaus hinunter. Inständig hoffte er, dass der dunkle Schopf des Kleinen seine Eltern nicht stutzig machen würde. Er hatte wahrhaft keine Lust auf peinliche Erklärungen.

„Ist ja nicht zu fassen!“ Zur Begrüßung stupste ihn sein Vater mit dem Spazierstock in die Brust. „Hast dich ja ins Zeug gelegt! Der Nachwuchs war ja flott gebräut!“ Ein frivoles Lächeln umspielte seine Lippen. „Zum Glück hat es uns der Spatz hier gepfiffen.“ Der Grauhaarige strich Jakob über das Haar. „Von dir erfährt man ja so was erst am Totensonntag.“

Friedrich erleichte. „Sie wussten es bereits vor meiner Nachricht im November?“

Die eisgrauen Augen blitzten triumphierend. „Ja natürlich. Der kleine Sassnitz hat es mir im Juli verraten, als du mit unbekanntem Ziel verreist warst. Ein aufgeweckter Bursche!“ Der Alte trat mit seiner Frau in den Hausgang, wo ihnen Ruth die Mäntel abnahm.

Friedrich hielt Rebekka vor der Haustür zurück. „Warum hast du mir nichts davon gesagt? Sicher war es peinlich für dich.“

„Ich wollte dich nicht damit belasten.“

„Dein Sohn ist unmöglich“, zischte er.

„Jakob hat Annie nur gefragt, weil du dich so lautstark benommen hast.“

„Und das Hausmädchen musste es ihm auf die Nase binden?“ Erregt schlug er im Windfang die Tür hinter sich zu.



Es war dunkel, als Rebekka am frühen Abend im Bett aufschreckte. Sie war mit Josef an der Brust eingeschlafen. Es war still im Haus – der ungeliebte Besuch war offensichtlich abgereist.

Josef schlummerte neben ihr. Wie gern hatte sie früher die Züge ihrer schlafenden Babys betrachtet. Doch alles in ihr war wie taub. Sie fand keinen Zugang zu sich – das Kind blieb ihr fremd. Aber etwas tief in ihr wünschte sich, es lieben zu können. Leise seufzend zog sie Josef das weiße Mützchen zurück. Warum nur erwachten keine zärtlichen Gefühle in ihr? Im Gewirr dieser dunklen Locken hatte sie sich auf dem Schiff verfangen. Ihr Herz und Verstand waren verdunkelt gewesen ... Sie schob die gehäkelten Mausezähnen zurück, wendete sich ab und blickte auf das dunkle Fenster.

Friedrichs Angst und Anspannung waren heute deutlich spürbar gewesen, als er das Kind – gut versteckt in Mütze und Kissen – den Eltern vorgeführt hatte. Schon nach wenigen Minuten hatte er sie mit Josef aus dem Salon gedrängt. Doch irgendwann würden sie das Kind nicht mehr verpacken können. Was dann? Am Ende würde die ganze Gemeinde Verdacht schöpfen. Panik ergriff sie und sie fuhr auf.

Ihr Blick fiel auf die Uhr auf dem Frisiertisch. Höchste Zeit, das Abendessen zu richten! Warum hatte sie keiner geweckt? Sie raffte sich auf und knöpfte Kleid und Mieder zu. Ein stechender Schmerz ließ sie zusammenzucken, als sie die rechte Brust streifte. Sie biss die Zähne zusammen und hastete nach unten.

Jakob stand im Flur und lehnte an der Wand.

„Was machst du denn hier im kalten Gang?“

Er blickte mit geröteten Augen zur Seite und schwieg.

„Hast du geweint?“

Schluchzend schlang er die Arme um ihren Bauch. „Vater hat so geschimpft.“

„Aber warum?“ Sie ahnte die Antwort.

„Weil ...“ Er weinte wieder.

„Weil du Großvater vom Baby gesagt hast?“

Er nickte.

Sie schloss die Augen und atmete tief ein. Genau das hatte sie vermeiden wollen. Sie kannte Friedrich eben besser, als ihr lieb war. „Komm mit, mein Schatz!“

Doch das Kind drehte sich zur Wand. „Nein, ich muss hier stehen bleiben und über meine Sünden nachdenken.“

Erschöpft ließ sie sich auf die Treppe fallen. Es pochte in ihren Schläfen, und sie lehnte sich mit dem Kopf ans Geländer. Die Tür des Studierzimmers klappte und sie fuhr zusammen. Schritte kamen durch den Flur.

„Frau Pastor?“ Bleich und steif streckte Annie ihr die Hand hin. „Auf Wiedersehen.“

Rebekka sprang auf. „Wie Annie? Ich brauch dich doch!“

„Der Herr Pastor hat mich gerade entlassen, weil ...“ Sie begann zu weinen. „Bitte verzeihen Sie mir!“

Rebekka nahm sie in den Arm, innerlich aber kochte sie. Ihre rechte Brust schmerzte, als sie das Hausmädchen an sich drückte. Annies Wange kühlte wohltuend ihr Gesicht.

„Frau Pastor, Sie haben ja Fieber!“

„Ja, mir ist nicht gut. Aber ich bin mir nicht sicher, was die Hitze in mir gerade verursacht.“ Rebekka fühlte Schwindel und hielt sich am Treppengeländer fest. „Bitte, Annie, bring mich hoch!“

„Aber ich muss doch jetzt gehen.“

„Nicht jetzt ... Hilf mir!“

Der Junge rannte los zum Studierzimmer, während sie sich Stufe um Stufe zurück zum Schlafzimmer kämpfte. Rebekka hörte Jakobs Klopfen und Friedrichs barschen Ton. Sein Stuhl rumpelte und schnelle Schritte klangen durch den Hausgang. Ihr Name erklang. Dann siegte das Karussell im Kopf und sie spürte seine Arme, die sie auffingen.



Josef brüllte. Friedrich fühlte sich ohnmächtig. Wieder einmal konnte er nicht helfen.

„Er trinkt nicht!“ Rebekka blickte verzweifelt auf das schreiende Bündel in den Armen. Ihre rechte Brust hatte sich in den letzten zwei Tagen in einen prall gefüllten Ball mit roten Flecken verwandelt, aus dem das Kind keine Milch mehr saugen konnte. „Besorg mir eine Amme, Friedrich. Ich will ihn nicht mehr stillen! Ich will ihn überhaupt nicht.“

„Rebekka, die Hebamme ist unterwegs. Hab Geduld!“ Er blickte in ihre Augen, die vor Fieber glasig schimmerten. *Kindbettfieber* ... Sollte es ihm auch die zweite Frau nehmen? Die Angst drohte ihm den Verstand zu rauben.

„Eine Brustentzündung“, hatte Ruth noch am Morgen vor ihrer Abreise gemeint. Emma hatte vor Silvester in der Bäckerei ihres Bruders zu tun. Friedrich war allein mit den Kindern – nur das Hausmädchen, das er eigentlich entlassen hatte, stand ihm zur Seite. Inständig hoffte er, dass Annie seine harschen Worte vergessen hatte.

Er nahm Rebekka das brüllende Baby aus den Armen und trug es

im Schlafzimmer auf und ab, bis es nur noch erschöpft wimmerte. Dafür weinten unten im Wohnzimmer die beiden kleinen Mädchen. Er hörte Annie schimpfen und Jakob schreien.

Friedrich ging nach unten, schickte Annie hoch, und befahl alle Kinder zum Abendessen in die Küche. Dort stellte er fest, dass er ein Fremder war. Er kannte sich nicht aus. *Wo sind nur Brot, Milch, Topf und Haferflocken?*

Er überließ es Lene, den Tisch zu decken, während er – mit Josef im Arm – versuchte, einen Topf Milch für den Haferbrei aufzusetzen. Grete schrie, weil sie in den Hochstuhl wollte. Mit einer Hand setzte er sie hinein. Gerade als er sich zurück zum Herd drehte, kochte die Milch über. Es rauchte und stank. Entnervt gab er auf.

Irgendwie gelang es ihm, eine Schrippe zu schmieren. *Wie macht Rebekka das bloß?* Abwechselnd stopfte er die kleinen Mäuler, während er Josef schaukelte. Ein Becher Wasser fiel um, rann über den Tisch und durchnässte seine Hose. Lene putzte die Lache vom Boden. Dazwischen plapperten die Kinder, sodass er kaum das Läuten der Hebamme hörte.

Sie nahm ihm wenigstens das Baby ab und ging hoch. Er hörte Rebekkas unterdrückte Schmerzensschreie bis in die Küche. Was tat die Hebamme mit ihr?

Friedrich war verschwitzt, als Annie in die Küche kam, um ihn abzulösen. Er flüchtete regelrecht durch den Gang zur Treppe.

Die Hebamme kam ihm entgegen. „Wärmen und kühlen, Herr Pastor! Ich habe die Milch ausgestrichen und das Kind angelegt. Aber das Stillen ist jetzt sehr schmerzhaft. Jemand sollte heute Nacht an ihrer Seite sein, sie hat hohes Fieber.“

Friedrich nickte. Er stellte sich auf eine durchwachte Nacht ein. Es war nicht die erste seit der Geburt. Längst hatte er vergessen, wie es sich anfühlte, ausgeschlafen zu sein. Erschöpft sank er neben Rebekka ins Bett.

In der Nacht schreckte er auf.

Hatte sie ihn gerufen? Er drehte das Petroleumlicht heller.

„Liebster!“, rief Rebekka. Erstaunt drehte er sich zu ihr, so hatte sie ihn noch nie genannt. Erfreut setzte er sich auf und betrachtete sie im flackernden Schein.

Ihr Kopf drehte sich unruhig im Kissen. „Bitte geh nicht!“ Sie streckte die Hand nach ihm aus. „Es wird dein Tod sein! Denk an die Kinder!“

Von was redete sie? Er stand auf, nahm den Lappen aus der Waschschüssel auf dem Frisiertisch und kühlte ihre Stirn.

„Bleib bei mir, bitte!“ Sie zog ihn an sich und klammerte sich an ihn. „Geh nicht! Wilhelm, bitte!“ Friedrich durchfuhr Eiseskälte. „*Liebster*“ hatte nicht ihm gegolten, sondern dem unbekannten Schattenmann. Sie hing an seinem Hals, sodass er Mühe hatte, sich ihrer Umklammerung zu entziehen. Mit einem bitteren Geschmack im Mund verließ er das Schlafzimmer.

„Hilfe! Hört mich hier unten keiner?“ Rebekkas Stimme überschlug sich im Fieberwahn. „Ich finde nicht mehr raus!“

Er stockte im Gang.

Es klang, als ob sie in Panik um sich schlagen würde. „Nein! Nicht losbinden! Lass das Tau!“ Sein Herz krampfte sich zusammen.

Wie lange noch würde sie all das verfolgen? Sein Erbarmen besiegte die Eifersucht. Mit schnellen Schritten kam er zurück ans Bett. Sie wand sich und ruderte mit den Armen. Er ergriff ihre Hände und strich ihr beruhigend über den Kopf.

„Ist gut, ich bin bei dir! Niemand wird dir etwas antun. Ich beschütze dich!“ Er zog sie an sich und wiegte sie. „Gottes Engel sind um uns!“ Langsam hörte sie auf zu zappeln. Leise begann er zu singen, was er einst als Chorknabe so gern gesungen hatte. „*Maria durch ein Dornwald ging, Kyrie eleison ...*“

Mit schweren Atemzügen lauschte sie. Ihre Stirn glühte an seiner Wange.

„Wilhelm?“, flüsterte Rebekka.

Friedrich räusperte sich. „Ja, ich bin da. Ich gehe nicht weg.“ Dann sang er weiter. *„Was trug Maria unter ihrem Herzen? Kyrie eleison ...“* Seltsam, wie das Lied passte.

„Friedrich ...“ Sie seufzte erleichtert. Ihr Körper entspannte sich in seinen Armen.

„Ja, ich bin's.“ Er lächelte, ohne mit dem Singen aufzuhören. Dann legte er sie sanft ins Kissen zurück.

„Friedrich!“ Sie sah ihn mit fiebrigen Augen an und tastete nach ihm. „Du bist da.“ Ein Engelslächeln glitt über ihre Züge, und sie schlief ein. Zärtlich küsste er sie auf die heiße Stirn.

Sechs Wochen später tagte der Kirchengemeinderat im Pfarrsaal fast bis Mitternacht. Nur mühsam folgte Friedrich zuletzt den Streitereien. Es war ihm gleich, ob die Dachrinne über dem Kirchenportal aus Kupfer oder Blech, eckig oder rund sein würde. Er war einfach zu müde.

Bereits als er die Kirchengemeinderäte an der Tür verabschiedete, hörte er das vertraute Geräusch gedämpft im Haus. Josef brüllte irgendwo hinter einer Tür. Blähungen oder Hunger? Oder nasse Windeln?

Eilig verabschiedete er die Männer in die Nacht. Kam es aus dem Wohnzimmer? Er öffnete die Tür. Tatsächlich. Da lag der kleine Kerl auf dem Sofa und schien mit rotem Kopf um sein Leben zu schreien. Rebekka war nirgends zu sehen.

Friedrich nahm das Kind hoch. Ein weißer Schwall ergoss sich auf seine Weste. Er atmete tief durch und wischte sich notdürftig ab. Wie oft spuckte der Kleine die Mahlzeit wieder aus. „Wenigstens weiß ich jetzt, was dich plagt!“ Er kraulte das aufgedunsene Bäuchlein. Josef lachte ihn an. Friedrich fühlte sich für alle Mühe entschädigt. Sein Wissen über Säuglingspflege hatte sich in den letzten Wochen beträchtlich erweitert. In der Stille des Hauses meinte er, ein Wimmern zu vernehmen.

Leise öffnete er die Küchentür. Rebekka hatte den Kopf in den

Arm gelegt und schluchzte. „Ich kann nicht mehr, Friedrich!“ Sie sah auf. „Lass ihn uns zu einer Amme geben.“ Ihr Kopf sank wieder auf den Arm. „Seit der Geburt habe ich das Gefühl, dass Eisenketten an mir hängen, die ich herumschleppe.“

Ratlos setzte er sich mit Josef zu ihr. Seit Wochen war sie nur noch ein heulendes Elend. Zwar war das Fieber nach etlichen Tagen verschwunden, nicht aber die trüben Gedanken und die Erschöpfung. Justus schien mit seiner Diagnose recht zu haben – gegen Schwermut nach dem Wochenbett gab es kein Medikament.

Sein Blick fiel auf die Steinspüle. Der Abendmahlskelch stand noch vom Sonntag umgestülpt darauf, daneben schimmerte ein Rest Rotwein in der grünen Flasche. *Vielleicht gibt es ja doch etwas, das ihr aufhilft ... Ich muss es versuchen!*

Er stand auf, drehte den Kelch um und befüllte ihn. Mit einer Scheibe Brot, die am Fenstersims trocknete, stellte er den Wein vor sie. Erstaunt sah sie auf und wischte die Tränen in den Ärmel.

„Rebekka, Jesus hat deine Schmerzen auf sich geladen, damit du nicht leiden musst und Frieden finden kannst. So steht es im Propheten Jesaja. Das glaubst du doch, oder?“

Sie nickte wie hinter einem Schleier. „Ja, eigentlich schon, aber irgendwie sind meine Gefühle so durcheinander.“

„Hör nicht auf die Gefühle. Hier, das erinnert dich an die Wahrheit – du kannst es sogar schmecken!“ Er brach leise krachend das Brot und reichte ihr etwas davon. „Dir ist vergeben. Und du kannst andere freigeben – auch dich selbst!“

Sie nahm es stumm. Es knirschte bei jedem Biss. Er aß das andere Stück, während Josef in seinem Arm friedlich schlummerte.

Er nahm ihre Hand in seine und umschloss damit den matt glänzenden Kelch. „Das Blut Jesu, für dich vergossen – und für diesen Kapitän ... und für mich.“

Sie trank und reichte ihm zittrig den Becher. Täuschte er sich, oder kam Leben in ihre Augen?

Er nippte am Kelch. Der Wein schmeckte säuerlich und erinnerte

ihn an Medizin. Vielleicht würde die Wahrheit ja über ihre Zunge in ihr Herz hinabrutschen. Auf jeden Fall würde er ihr die Kraft der Vergebung auf diese Weise von nun an regelmäßig ins Gedächtnis rufen.

25

Wer wälzt uns den Stein ...



... von dem Eingang des Grabes?
Markus 16,3

Grünheide, 20. März 1883

„Ach, du bist es nur!“ Erschöpft erhob sich Friedrich hinter seinem Schreibtisch im Studierzimmer, nahm die Nickelbrille ab und trat Justus entgegen. Emma schloss die Tür hinter ihnen. Er schüttelte ihm die Hand.

„Nur? Was soll das heißen?“ Der Doktor straffte die Schultern im hellen Anzug und zupfte an der seidenen Halsbinde.

„Ich bin froh, wenn es nicht der Lehrer mit neuen Klagen über Jakob ist. Es ist ein Kreuz mit diesem Kerl! Ständig blamiert er mich!“ Friedrich schob Justus eine Schatulle mit Zigarren hin. „Erst gestern hat mich der Rektor einbestellt, weil Jakob außen am Schulhaus an der Fassade von Fenster zu Fenster geklettert ist!“

Justus lachte und schlug sich aufs Knie. „Ein tollkühner Junge!“

„Findest du? Rebekka nimmt es mir übel, wenn ich ihn allzu streng zurechtweise! Jakob ist ihr Ein und Alles! Wenn sie nur für den Kleinen auch so viel übrig hätte.“

„Immer noch nicht besser?“

Friedrich schüttelte den Kopf. „Sie will ihn noch vor Ostern zu einer Amme außer Haus geben. Liese von den Teerköhlern holt ihn übermorgen ab – am Gründonnerstag! Es zerreißt mir das Herz. Wie soll ich da einen Festgottesdienst zelebrieren?“

„Seit wann machst du dir was aus kleinen Kindern?“

„Seit Josef. Wenn er mich anlacht, ist es mir, als würde ich in das Angesicht Gottes sehen.“ Er blickte zum Fenster hinaus. Der Nussbaum hatte zu blhen begonnen. Auch die Pappeln und Bsche am Seeufer leuchteten wieder in frischem Grün.

„Mach, was deine Frau sagt, Friedrich! Du kannst das Kind nicht gegen ihren Willen behalten. Sie muss gesund werden! Gestatte ihr, die Last der Vergangenheit abzuwerfen.“

Emma trat mit Tee ein und stellte das Tablett auf den Schreibtisch. Schweigend saßen sie da und rauchten.

„Ich habe vielleicht eine Lösung. Es gibt auch noch gute Nachrichten, du Griesgram!“ Grinsend zog Justus einen Brief aus der Weste und klatschte ihn auf den Schreibtisch. „Sie hat mir ihr Einverständnis gegeben. Ich verlobe mich!“

„Mit Ruth?“ Verblüfft studierte Friedrich die zarte Handschrift.

Justus strahlte ihn an. „Jawohl!“

„Ist sie dir nicht zu alt? Sie ist über dreißig!“

Justus lachte laut auf. „Ihr Alter passt zu mir grauem Esel! Nein, sie ist genau die Richtige. Vielleicht auch eine himmlische Fügung?“ Der Freund zwinkerte ihm zu, dann wurde er wieder ernst. „Gib das Kind der Amme, Friedrich. Bald wird Rebekka deines unter dem Herzen tragen, dann ist das andere vergessen.“ Verschwrerisch lehnte er sich vor. „Und wenn Josef entwöhnt ist, gibst du den Jungen zu Ruth und mir nach Berlin. Andere Kinder wachsen auch bei Verwandten auf.“

Friedrich nahm einen Schluck des bitteren Kräutertees und sah zu Boden. „Ein großzügiges Angebot, Justus. Danke.“ Seine Stimme klang belegt. „Und meinen Glückwunsch zu eurer Verlobung!“



Rebekka lag früh am Ostersonntag wach. Nicht, weil das Kind sie geweckt hatte – im Gegenteil! Es würde sie nie mehr wecken. Sie seufzte leise und drehte sich im Bett. Ihre Brüste schmerzten unter der Binde. Alles in ihr schien prall gefüllt und begehrte auf gegen ihren eigenen Entschluss. Lange hatte sie um die Amme betteln müssen. Jetzt war es endgültig. Die Wiege war leer. So leer wie ihr Herz.

Friedrich atmete tief und gleichmäßig neben ihr. Er schlief den Schlaf der Erschöpften. Sie wusste, dass die ganze Sache diesen stolzen starken Mann bis an den Rand seiner Kräfte gebracht hatte. Seit er am Gründonnerstag das Kind in Lieses Arme hatte legen müssen, war er wortkarg geworden. Grabesstille hatte sich seit Karfreitag über das Pfarrhaus gelegt. Selbst die Kinder waren durchs Haus geschlichen. Friedrich hatte sich in seinem Studierzimmer vergraben.

Ob er sie noch lieben würde, nachdem er sich das Kind vom Herzen gerissen hatte? Sie setzte sich auf und betrachtete seine Züge. Das erste zarte Licht der Dämmerung begann durchs Fenster zu kriechen. Er war schmal geworden und sah selbst im Schlaf noch abgekämpft aus.

Sie tastete nach den Binden, die sich schmerzhaft um ihren Oberkörper spannten. *Wie der Leichnam Jesu im Grab*, dachte sie, und erschauerte. Und dabei war es doch Ostersonntag! *Willst du ewig im Grab bleiben oder mit Jesus auferstehen?*

Was wollte sie?

Von der Wucht der Frage getroffen, setzte sich Rebekka auf. Ihr Kopf dröhnte vor Müdigkeit. Doch sie hielt es nicht mehr aus im Bett. Sie wusste, wenn sie jetzt nicht aufstand, würde sie für immer im Karfreitag versinken.

Leise setzte sie die nackten Füße auf die kalten Fliesen und tastete unter dem Kissen. Aber ihre Bibel war nicht am Platz.

Lautlos kniete sie sich vor den Koffer unter dem Bett, hob den

schweren Deckel an und holte die chinesische Bibel hervor. Doch das Dämmerlicht des Ostermorgens im Schlafzimmer reichte zum Lesen der Schriftzeichen noch nicht aus. Draußen im Garten wäre es hell genug ...

Sie klemmte das schwere Buch unter den Arm, warf den Seidenmantel über und huschte die Treppen hinunter, schlüpfte barfuß in die Stiefel und griff nach dem Wollumhang. Von der Turmuhr schlug es sechsmal, als sie den Hintereingang leise öffnete.

Die kalte Luft schlug ihr entgegen und schmerzte in den eingeschnürten Lungen. Im grauen Morgenlicht folgte sie dem Trampelpfad in Richtung Ufer. Die kleine Holzbank erwartete sie verwaist zwischen den hohen Schilfstauden am Strand. Fröstelnd setzte sie sich, legte die Bibel neben sich ab und zog die kratzige Wolle des Umhangs fest um sich. Ein kleines flaumiges Etwas trieb auf dem Wasser. Es war grau und piepste verloren.

„Na, du Kleines, hast du deine Mutter verloren?“, fragte sie in die Stille. Ihre eigenen Worte gaben ihr einen Stich durchs Herz. Die Leere in den Armen schmerzte.

„*Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen?*“ Aufdringlich pulsierte diese Frage in ihr. Die Worte aus der Bibel waren ihr vertraut – auf Deutsch und Chinesisch.

„*Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen, dass sie sich nicht erbarmt über ihren leiblichen Sohn?*“ Nein! Ihre Brüste, ihr Herz, ihr Kopf – alles kannte die Antwort. Zitternd öffnete sie die chinesische Bibel im Buch Jesaja. In China hatte sie sich die Verse sogar angestrichen.

„*Der HERR hat mich verlassen, und der Herrscher hat mich vergessen*“, stand in Schriftzeichen schwarz auf weiß vor ihr. „Genauso habe ich mich gefühlt“, murmelte sie, „seitdem Wilhelm gestorben ist.“

Ihr Blick schweifte in die Ferne über den See, der matt und farblos vor ihr lag. Plötzlich stockte ihr Herz. Gehörte diese Schnauze mit den langen Barthaaren nicht dem Otter? Geräuschlos schob er

sich durchs Wasser auf das hilflose Küken zu. Die kleine Wildgans piepste einsam.

Verzweifelt sah sich Rebekka um. Ihr Blick fiel auf ein paar Steine am Ufer. Schnell ergriff sie einen und warf ihn in Richtung des Otters. Mit dem Platsch im Wasser war der Jäger verschwunden. Das Kleine flatterte aufgeregt und piepste noch mehr. Ein Rascheln im Schilf ließ Rebekka aufhorchen. In stolzer Ruhe schwamm eine Wildgans heran, mit Küken im Gefolge wie Perlen an einer Schnur. Der Piepmatz reihte sich ein und die Welt im See war wieder in Ordnung.

Erleichtert ließ sich Rebekka auf die Bank fallen, während sie die Küken zählte. Sechs! Genauso viele, wie sie Kinder hatte ... mit Josef. *„Kann auch eine Frau ihr Kindlein vergessen?“*

Ihr Blick fiel wieder auf die geöffneten Seiten der Bibel neben ihr. *„Selbst wenn sie ihn vergessen sollte – ich will dich nicht vergessen! Siehe in meine Hände habe ich dich eingezeichnet.“*

Sie öffnete eine Hand und fuhr mit einem Finger die Furchen in ihrer eigenen Handfläche nach. *Alle meine Schmerzen, Trauer und Groll sowie meine Fehler sind in seine Hand geritzt.*

Ein Brief rutschte aus der Bibel heraus und fiel ins nasse Gras. Schnell bückte sie sich danach. Es war doch nicht etwa ...? Ihr Abschiedsbrief an Pierrot. Sie öffnete ihn. *„Abgelehnt“*, hatte er unter ihre Zeilen gekritzelt.

Wie eine eisige Hand griff die Erinnerung nach ihr. Warum gerade jetzt, wo sie dabei war, aus dem Grab zu steigen? Bitterkeit und Scham griffen wieder nach ihr.

Ihr Blick fiel wieder auf den Haufen Steine am Ufer. Entschlossen erhob sie sich mit dem Papier in der Hand. Die eiserne Faust hatte sie lange genug gewürgt.

Sie nahm einen Stein und knüllte den Brief darum. „Genug!“, flüsterte sie in den Morgennebel über dem See. „Ich lasse dich los, Pierrot – und mich auch.“ Ihre Finger umfuhren das Papier über dem harten Stein.

„Vater, vergib mir meine Schuld, so wie auch ich ...“ Mit aller

Kraft schleuderte sie den eingepackten Brocken von sich. „Ich ver-gebe!“

Es platschte.

Dann war es still. Der Stein war weg. Nur ein paar Kreise zogen lautlos über den See. Rebekka atmete durch. Irgendwie fühlte sie sich leichter. Die Last war verschwunden. Ein tiefer Friede umhüllte sie wie das aufgehende Sonnenlicht, das vor ihr einen goldenen Weg über das Wasser zeichnete.

Sie hatte keine Antwort gefunden auf die Frage „*Warum, Gott?*“. Aber sie war ihm neu begegnet, dem Auferstandenen! Er selbst war die Antwort auf alle Fragen, die ihren Verstand überstiegen.

Ein Schwarm Wildgänse erhob sich vor ihr aus dem Wasser erhaben in die Luft. Rebekka sah den Vögeln hinterher, die über die Kirche davonflogen.

„Ich weiß nicht, warum ich all das erleben musste“, flüsterte sie in den Wind, „aber ich muss nicht darunter bleiben!“ Wie einst als Kind breitete sie die Arme aus und drehte sich. Auch wenn sie nicht alles verstand, konnte sie sich mit ihrem Gott über alle Umstände erheben und davonfliegen.

Atemlos blieb sie stehen, warf den Umhang auf die Bank und öffnete den seidenen Morgenrock. Sie tastete nach den harten Binden um die Brust, suchte deren Anfang und löste sie. Tief sog sie die kalte Morgenluft ein. Sie spürte, wie das Leben zurück in ihre Brüste quoll. Wie die Grabbinden Jesu ließ sie die Bandagen fallen und am Ufer zurück.

Das bunte Meer der Frühlingsblumen wogte ihr im Gras entgegen, als sie über den Trampelpfad aus dem Pfarrgarten eilte. Sie wusste, wo sie hinwollte – so schnell wie möglich.

Wie einen kostbaren Schatz verbarg sie Josef in ihrem Wollumhang und hastete nach Hause. Sicher vermisste man sie schon – der Ostergottesdienst würde bald beginnen. Sie überholte bereits die ersten Kirchgänger, die sie verwundert grüßten.

Auf der Treppe des Pfarrhauses trat Friedrich im Talar vor die Tür.
„Wo warst du? Wir haben dich überall gesucht!“

Sie öffnete den Umhang. „Ich habe ihn mir wiedergeholt!“

Friedrich rannte die Treppe zu ihr herunter.

Rebekka hob den Kleinen hoch und sog seinen süßlichen Duft ein. Zärtlich küsste sie den dunklen Flaum. Josef gluckste.

Friedrich zog vor ihm mit tränenfeuchten Augen eine Grimasse, der Kleine lachte vergnügt und patschte nach ihm.

„Siehst du die Grübchen?“ Rebekka strich über Josefs Wange. „Er lacht wie mein Vater.“

Die Glocken der Kirche des „Guten Hirten“ begannen zu läuten.

Friedrich zog Rebekka mit dem Kind dicht an sich. Josef protestierte. „Der Herr ist auferstanden, Rebekka!“

„Er ist wahrhaftig auferstanden!“

26

Fangt uns die Füchse ...



... die kleinen Füchse, welche die
Weinberge verderben.
Hohelied 2,15

Grünheide, 23. April 1883

Friedrichs Schritte hallten im düsteren Flur des Schulhauses. Er roch die Peinlichkeit, die ihm in diesem muffigen Korridor zwischen Kleiderhaken und weiß getünchten Türen entgegenkroch. Man hatte ihn wieder einbestellt – als Vater des Jungen. Dieses

Mal sollte er Jakob sogar persönlich abholen. Was hatte er nur angestellt?

Hart und kalt glänzte ihm das Emaille-Schild mit der Aufschrift „Rektorat“ entgegen.

Zum Glück hatte er es Rebekka verschwiegen. Immerzu nahm sie Jakob in Schutz. Wäre sie dabei, würde es noch peinlicher werden! Sicher würde sie wieder für alles eine Entschuldigung finden.

Er rückte den Kragen zurecht, bevor er klopfte.

„Herein!“, bellte eine kräftige Stimme.

Mit einem süffisanten Lächeln lehnte sich der Mann im dunklen Anzug hinter dem großen Schreibtisch zurück und zwirbelte seinen Schnurrbart, als er sah, wer das Zimmer betrat. „Herr Pastor! Leider sehen wir uns wieder aus unerfreulichem Grund!“

Friedrich straffte die Schultern und überhörte die Häme, die in der Stimme schwang. Jakobs Lehrer sah betreten zur Seite.

Der Junge stand mit dem Gesicht zur Wand in der Ecke und schielte mit verweinten Augen über die Schulter. Auf der nackten Schulbank neben ihm lag der Rohrstock. Jakob wischte mit dem Ärmel über das Gesicht und schluchzte.

Friedrich straffte sich und kämpfte gegen das Mitgefühl an, das plötzlich in ihm aufstieg und ihn schmerzte.

„Ihr Sohn stellt unsere Schule vor große Herausforderungen.“ Der Rektor erhob sich und kam mit verschränkten Armen auf dem Rücken hinter dem Schreibtisch hervor.

Friedrich fühlte sich klein, obwohl er den Rektor an Größe übertrug. Wie er es hasste, sich ausgeliefert und hilflos zu fühlen – lange genug hatte er es getan.

Wie erwartet, hielt ihm der Rektor eine Predigt über das Leiden der Welt an ungeratenen Söhnen. Friedrich fixierte an der Wand das Bild des Reichskanzlers Bismarck mit Pickelhelm, das neben dem Kaiserporträt über dem Schreibtisch thronte – der einzige Schmuck im kahlen Rektorat.

„Hier ist das Corpus Delicti, das Ihr Sohn heute Morgen in die

Schule brachte – oder soll ich sagen ‚schmuggelte‘? – Der Schulleiter ging zu einem geschlossenen Holzschrank, der zwischen den Bücherregalen gegenüber der Tür stand, und nahm einen flachen langen Gegenstand heraus, der in ein Tuch gewickelt war.

„Vielleicht können Sie uns verraten, wie ein Junge seines Alters an ein Spielzeug dieser Art kommt?“ Er hielt es Friedrich unter die Nase und schlug die Stofflappen zurück.

Blankes Metall blitzte Friedrich entgegen. Erschrocken fuhr er zurück. Noch nie hatte er einen sichelförmigen Säbel dieser Art gesehen. Die Waffe war gut einen Meter lang und hatte eine einschneidige breite Klinge, der Griff sah aus, als wäre er mit Fischhaut überzogen. Keinesfalls gehörte er zur Ausrüstung des preußischen Militärs.

„Woher hat das Kind diesen Säbel, Herr Pastor?“

„Ich weiß es nicht.“ Friedrich klang matt. Er musterte die kleine Gestalt in der Ecke. „Woher hast du das?“

Der Junge blickte zu Boden und schwieg.

Ungeduldig ging er zu ihm, packte ihn am Kragen und drehte sein verweintes Gesicht zu sich hin. „Woher?“

Der Junge wimmerte. „Aus dem Schlafzimmer.“

„Aus dem Schlafzimmer?“, wiederholte der Rektor erstaunt.

Friedrich kniff die Augen zusammen – offensichtlich barg Rebekkas Koffer unter dem Bett Dinge, von denen er nichts wusste. Vielleicht hätte er sie doch mitnehmen sollen?

„Natürlich hat Ihr Sohn damit seine Mitschüler bedroht!“ Der Rektor stolzierte vor ihm auf und ab. „Er hat damit herumgefuchelt und eine Schiefertafel zerschlagen.“

„Das war Siegbert!“, schluchzte Jakob.

„Schweig!“, donnerte der Rektor.

„Waren Sie dabei?“ Friedrich hatte die Sprache wiedergefunden.

„Nein, seine Mitschüler haben mir alles berichtet – allen voran der Sohn des Bürgermeisters.“

„Siegbert – eine verlässliche Quelle!“ Friedrich konnte seinen

Sarkasmus nicht verbergen. „Ich muss meine Frau fragen. Vermutlich stammt das Ding aus China.“ Er griff nach dem Säbel.

Der Rektor jedoch zog die Klinge im Tuch zurück, sodass er ins Leere fasste. „Die Schule hat erwogen, die Polizei angesichts der Waffe einzuschalten.“

Friedrich fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfen stieg. Er ballte die Fäuste. Nur mühsam konnte er sich bezwingen, den Mann nicht an der dunklen Halsbinde zu packen.

„Ich regle den Vorfall selbst in meinem Haus! Da können Sie sicher sein, Herr Rektor.“ Drohend funkelte er ihn an, trat auf ihn zu und nahm ihm den Säbel samt Tuch aus der Hand.

Der Schuldirektor wich zurück, dann lächelte er höhnisch. „Das will ich Ihnen geraten haben. Wer weiß, was im Pfarrhaus noch von den Wilden herumliegt, unter denen Ihre Frau gelebt hat.“

„Meine Frau war in China – eine Hochkultur, wie Sie sicher wissen!“ Friedrich klemmte sich den Säbel unter den Arm, packte Jakob am Arm und zog ihn unsanft zur Tür.

Jammernd stolperte er mit.

„Greifen Sie durch, Herr Pastor, bevor er Sie zum Gespött von Grünheide macht.“ Der Rektor grinste und schloss hinter ihm die Tür.

„Was hast du dir dabei gedacht?“, zischte Friedrich dem Jungen im Korridor zu.

„Ich war's nicht!“

„Aber du hast das Ding mitgeschleppt!“ Ärgerlich gab er ihm einen Schubs, um ihn zur Tür zu bewegen. Jakob hinkte, stürzte auf die Steinfliesen und heulte auf.

Betroffen hielt Friedrich inne. „Komm, steh auf!“ Er streckte ihm die Hand hin. Der Hall war ihm unangenehm. „Na los, ich helfe dir.“

Das Kind versuchte, sich aufzurichten, sank aber stöhnend zurück.

„Was ist?“ Friedrich kniete neben ihm nieder. Die Antwort gab

er sich selbst: Der Junge hatte Schmerzen. Offensichtlich hatte der Rektor die Aufgabe ernst genommen, dem Übeltäter eine Lektion zu erteilen.

Friedrich lockerte den Kragen. Hässliche Erinnerungen griffen nach ihm ... Seufzend schob er die Hände unter den hageren kleinen Körper und zog ihn an sich heran.

Jakob jammerte schluchzend.

Zugegeben, der Junge war ihm ans Herz gewachsen – aber er brachte ihn als Vater dennoch an seine Grenzen! Welche Strafe sollte er sich nun wieder für diesen Unfug ausdenken? Ihm gingen die Ideen aus. „Nur Scherereien hat man mit dir“, murmelte Friedrich und richtete sich mit Jakob im Arm auf. „Was soll ich nur mit dir anstellen?“ Behutsam hievte er ihn an die Schulter.

Sollte er ihm etwa alles durchgehen lassen wie Rebekka? Er war ratlos. So wie sein eigener Vater wollte er es nicht machen – der hätte ihn zu Hause wohl noch einmal verdroschen. *Aber wie dann?* Er fühlte sich hilflos, unfähig und doch verurteilt, etwas zu tun. Am Ende würde das Kind an ihm zerbrechen wie er an seinem Vater.

Er hastete das düstere Treppenhaus hinunter.

Der Kleine klammerte sich schniefend an seinen Hals.

Er musste eine Lösung finden für sich und den Jungen. So konnte es nicht weitergehen. Ständig gab es Ärger und Zwist. Jakob schien ihm wie ein Stein im Schuh auf dem Weg mit Rebekka.

Vor der Schule sah sich Friedrich verstohlen um. Der schmale Weg lag einsam, der von der Schule aufwärts in den Park und an der Kirche vorbei zum Pfarrhaus führte. Mit langen Schritten eilte Friedrich mit Jakob auf dem Arm den Hügel hoch.

Als er die Kirche erreichte, kam ihm eine schlanke Gestalt vom Pfarrhaus entgegen. Hastig ließ er Jakob ab.

„Na, ihr beiden!“ Der Mann winkte.

Friedrich atmete auf. *Justus!*

Leichtfüßig sprang der Arzt den Hang aufwärts. „Was macht ihr denn für ein Gesicht?“

Mit gedämpfter Stimme berichtete Friedrich, was geschehen war.

Justus kniff die Augen zusammen und schob den Jungen hinter einen der Gedenksteine, der im Park neben ein paar Büschen am Wegrand stand, und untersuchte die Spuren, die der Rohrstock hinterlassen hatte.

„So ein Rohling!“ Schnaubend trat der Arzt auf den Weg zurück, während Jakob neben dem Stein unter den Busch kroch. „Das reicht an Strafe, würde ich sagen. Der wird eine Weile nicht mehr sitzen können.“

„So kann es nicht weitergehen.“ Friedrich vergrub die Hände in den Hosentaschen und vergewisserte sich, dass Jakob nicht zuhörte. „Ich weiß mir keinen Rat mehr. Ständig bringt mich das Kind in die Bredouille. Ich fühle mich unfähig, ihn zu erziehen. Wir taugen einfach nicht als Vater und Sohn.“

„Warum lässt du ihm nicht woanders eine gute Erziehung angedeihen – in einem Internat, zum Beispiel.“

Friedrich schnaubte. „Bring das mal Rebekka bei. Aber zugegeben, ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, ihn beim Berliner Domchor vorsingen zu lassen.“

„Gute Idee! Der Bengel singt wie ein Engel – mach einen Chorknaben aus ihm. Frag doch mal unseren alten Freund Adelbert, der ist inzwischen Dirigent bei den Thomanern ...“

„Der Knabenchor in Leipzig? Da wäre sie nie einverstanden.“ Er schielte zu Jakob, der an einem Erdloch hinter dem Gedenkstein spielte.

„Schau mal, Onkel Justus, ich habe ein Krankenhaus für Tiere!“ Jakob sah mit geröteten Augen hinter dem Stein hervor. „Hier habe ich einen Schmetterling mit gebrochenem Flügel und einen Käfer, dem ein Bein fehlt!“

Justus schmunzelte. „Du wirst einmal ein guter Arzt!“

„Meinst du, der Schmetterling kann wieder fliegen?“ Jakob sah ihn erwartungsvoll an.

Der Arzt kratzte sich am Kopf.

Auch Friedrich fühlte in sich eine warme Regung. Er kniete neben Jakob nieder und betrachtete das verletzte Tierchen. „Hier in der Höhle bei dir kann er das Fliegen nicht lernen. Bring ihn fort an einen Ort, wo der Wind ihn mitträgt.“

„Hier oben vielleicht?“ Jakob schob den Schmetterling vorsichtig auf den schwarz geschliffenen Gedenkstein.

Friedrich nickte. „Ein Versuch ist es wert.“

Vor der Tür des Pfarrhauses stellte Friedrich den Jungen behutsam ab und half ihm über die Schwelle. Innerlich rang er mit sich. Besser, Rebekka würde nicht erfahren, wie sehr man ihrem Liebling in der Schule zugesetzt hatte. Sonst würde sie den Rektor zur Rede stellen – unerschrocken, wie sie war. Dies wäre der nächste Eklat, der einen Schatten auf das Pfarrhaus werfen würde.

„Jakob, kein Wort jetzt davon!“ Leise schob er den Jungen im Foyer vor die Tür des Salons. „Sonst ängstigt sich Mutter wieder – das willst du doch nicht, oder?“

Der Junge nickte mit schimmernden Augen. Es rumpelte an der Hintertür. Rebekka wuchtete einen Korb voll Wäsche durch den Eingang – Josef obenauf gebettet. Sie stutzte, als sie die beiden entdeckte. „Jakob! Hast du geweint?“

Der Junge hinkte ihr entgegen und fing an zu schluchzen.

Sie fing ihn in der Hocke auf und schlang die Arme um ihn. „Liebling, was ist denn?“ Vorsichtig schob sie die Hose ein Stück herab. Ihre Lippen wurden schmal. „Hast du ihn wieder bestrafen müssen?“ Vorwurfsvoll blickte sie zu Friedrich auf. „Ganz gleich, was er angestellt hat – war das nötig?“ Sie erhob sich, während sich Jakob heulend in ihrem Rock verbarg.

Friedrich biss sich auf die Lippen und schwieg. Sollte er diese Geschichte wirklich auf sich nehmen? Er schlug die Stofflappen vor ihr auseinander. „Und was sagst du dazu? Er hat damit in der Schule für Wirbel gesorgt.“

„Der Dao! Wilhelms Säbel.“ Zitternd griff sie danach. „In China

tragen die Soldaten solche Messer. Aber Wilhelm hat es einem Halunken abgenommen, der uns beim Bau der Missionsstation bedroht hat. Mit 60 Mann hatte er uns belagert und versucht, die Arbeiter zu verjagen. Doch Wilhelm konnte ihn mit einem Gehilfen überwältigen und fesseln.“ Vorsichtig wickelte sie den Lappen darum. „Jakob, warum hast du das in die Schule mitgenommen?“

„Ich wollte es zeigen“, kam es schluchzend aus den Falten des Rockes.

„Wolltest du die anderen beeindrucken?“

Jakob nickte an Rebekkas Bauch.

„Versteh doch, Friedrich, er sucht Freunde! Er hat es so schwer hier.“

Der Junge fing wieder an zu weinen.

Sie strich über sein Haar. „Jakob, das ist der falsche Weg! Du bringst dich mit so einem Säbel in Schwierigkeiten.“

„Nicht nur sich – auch uns als Familie!“ Friedrich räusperte sich und verschränkte die Hände auf dem Rücken. „Der Rektor drohte mir, die Polizei einzuschalten. Es wäre ein Skandal ohnegleichen.“

„Der Rektor? Na, dem hätte ich was erzählt!“ Sie warf Friedrich einen Blick zu, in dem er die Löwin funkeln sah. „Komm, Jakob, ich mache dir etwas drauf.“ Sie klemmte sich den Säbel unter den Arm und stapfte mit Jakob an der Hand die Stufen hoch.

„Ich war das nicht!“, rief Friedrich ihr mit matter Stimme hinterher. Doch die Tür des Schlafzimmers fiel bereits krachend zu.



Fünf Tage später studierte Rebekka die Fingernägel in der Villa Lortz und unterdrückte ein Gähnen. Warum waren die Einladungen in die Residenzen der feinen Gesellschaft von Grünheide nur so langweilig? Und jede vornehme Familie hatte den Ehrgeiz, über den Winter mindestens ein Diner zu geben.

„Wie schnittig sich der Kronprinz auf dem Ross hält, obwohl er

mit diesem verkrüppelten Arm gestraft ist.“ Die Frau des Amtsgerichtsrats seufzte theatralisch, während der Diener den Teller vor ihr abräumte. „Was für ein Schock für seine Mutter bei der Geburt. Nun ja, auch als Tochter der englischen Königin ist man nicht vor Leid gefeit.“

Rebekkas Augen schweiften über das Band der kalten weißen Rosen an der Stuckdecke, die über ihnen das Esszimmer der Villa Loritz zierte. Kostbare Gobelins hingen schwerfällig von den hohen Fenstern herab, die den Blick auf den Peetzsee freigaben. Das Wasser schimmerte in trübem Grau, der Himmel war wolkenverhangen und bot ihrem gelangweiltem Blick keine Abwechslung.

„Agathe, spiel uns bis zum Dessert etwas!“ Der grauhaarige Gastgeber klatschte in die Hände. Seine junge Frau erhob sich mit säuerlichem Lächeln. Durch den breiten Durchgang zum Salon klang vom Klavier ein Walzer herüber. Verstohlen tippte Rebekka mit den Füßen unter dem weißen Tischtuch die Tanzschritte dazu.

Unterdessen begannen die Diener das Dessert aufzutragen.

„Flammeri mit Zitrone! Welche Überraschung!“ Die Jeschke hob das Kristallschälchen in die Höhe ihrer Nase. Rebekka ahnte den Wettstreit der Gastgeberinnen. Friedrichs Finger spielten erwartungsvoll mit dem kleinen Löffel, der als Letztes vom Silberbesteck nach dem Hauptgang mit Gänseleberpastete, Fasan und Spargel auf der üppigen Festtafel übrig geblieben war.

Mit solchen Leckereien konnte sie zu Hause nicht aufwarten – zumal sie Süßes gestrichen hatte. Ihr war die Lust vergangen, Friedrich zu umschmeicheln. Der Vorfall mit Jakob stieß ihr noch immer bitter auf.

Sollte er froh sein, dass sie ihn zu diesem Diner überhaupt begleitet hatte. Sogar sein Medaillon hatte sie angelegt und das Drahtgestell für die Tournüre unter das hellblaue Kleid gebunden. Vorsichtig streckte sie den Rücken im Korsett – er schmerzte bereits vom aufrechten Sitzen auf der vorderen Kante des Stuhls. Die Klammern ziepten in ihrem kunstvoll hochgesteckten Haar. Sie

fühlte sich vorgeführt bei diesen Abendgesellschaften. Ihr einziger Trost war, dass sie wegen des Babys einen Grund zum Gehen haben würde.

Die Haare der Herren glänzten vor Pomade im Schein der silbernen Tischleuchter. Ein Diener servierte die Schälchen mit Dessert.

„Es ist eine Schande, dass man den Kurfürstendamm in Berlin nach dem Vorbild der Franzosen ausbauen will. Als ob wir Deutschen keine eigenen Ideen hätten“, polterte ein beleibter Herr und stach vor sich in die wabbelnde Masse. War das nicht der Bauunternehmer, der in Berlin ganze Straßenzüge aus dem Boden stampfte? Rebekka lehnte sich mit der Frage zu Friedrich hinüber. Er nickte und tastete unter dem Tisch nach ihr. Abweisend zog sie das Knie zur Seite.

„Paris und die Champs-Élysées setzen bis heute Maßstäbe, was den Ausbau von Prachtstraßen angeht“, warf Justus Keck am anderen Ende des Tisches ein. Der Arzt war für Rebekka der einzige Lichtblick inmitten der steifen Runde, die sich in edlen Anzügen und blauen Uniformen der preußischen Armee um die Tafel reihte.

„Es ist ein Skandal!“ Der Bauunternehmer schnaubte. „Kaum haben wir den Erbfeind in die Knie gezwungen, öffnen wir die Franzosen schon wieder nach.“

„Es ist höchste Zeit, dass wir der Welt die Überlegenheit der deutschen Kultur demonstrieren.“ Der Berliner Amtsgerichtsrat Jeschke zwirbelte seinen Schnurrbart. „Das Gebäude des neuen Reichstags wird da ein Zeichen setzen!“

„Ich rate Ihnen, meine Herren, warten Sie erst einmal den neuen Kaiserdom in Berlin ab“, ließ sich der Gastgeber, Egon von Loritz, hören. Die Seide seines Anzugs schimmerte in Altrosa. „Ich habe die Pläne des Architekten im Schloss gesehen! Der neue Berliner Dom wird des Deutschen Reiches würdig sein!“

Ein Stabsoffizier in blauer Paradeuniform pflichtete ihm bei. „Wir Deutschen müssen lernen, groß zu denken. Sonst werden uns die Engländer und Franzosen im Blick auf die Kolonien abhängen!“

Der Generalmajor neben ihm nickte. „Bismarck hat endlich den Bankier von Hanseemann beauftragt, eine Liste von Gebieten zu erstellen, die sich als deutsche Kolonien eignen würden! Das scheint mir der richtige Schritt zu sein.“

Rebekka horchte auf. Ob China darunter war?

„Ach, Bismarck hat kein wirkliches Interesse an Kolonien.“ Der Bauunternehmer ließ den letzten Rest Flammeri im Mund verschwinden. „Er spekuliert lediglich auf wirtschaftliche Vorteile.“

„Der alte Fuchs wird es schon noch kapieren!“ Der Seifenfabrikant schnalzte nach dem Diener, der Kaffee servierte. „Es warten lukrative Gewinne in den Kolonien. Billige Sklaven gibt es genug. Die ersten weißen Siedler sind schon in Ostafrika. Man könnte übrigens die sozialen Probleme hierzulande lösen, wenn man die Armen auswandern ließe.“

„Das würde den Sozialisten den Nährboden entziehen.“ Jeschke tupfte sich mit der Serviette den Bart.

„Hirngespinnst!“ Der Stabsoffizier winkte unwirsch ab. „So einfach ist die Kolonialisierung nicht! Man muss die Sprache und Sitten dieser Wilden kennen, um die Schätze des Landes zu heben.“

„Wir haben doch die deutschen Missionen! Die Himmelsbrüder könnten sich mal in irdischen Dingen nützlich machen!“ Der Berliner Amtsgerichtsrat schob seine leere Schale zur Seite. „Oder, Frau Pastor? Waren Sie nicht dort?“

Es wurde still im Salon. Alle Augen richteten sich auf Rebekka.

Ihre Hände wurden feucht. „Ich war nur in China.“ Sie schob den unberührten Flammeri zu Friedrich hinüber.

Seine Augenlider flatterten.

Egon von Loritz warf drei Stück Zucker in die Kaffeetasche. „Erzählen Sie uns doch eine der Geschichten, die Sie sonst im Missionskreis erzählen. Meine Frau hat berichtet, Sie seien mehrfach ausgeraubt worden?“

„Ach, Egon, immer willst du Gruseliges hören!“ Agathe von Loritz erhob sich am Klavier und trat an den Tisch.

„Die Christen in China haben viel mehr Unrecht erlitten als wir. Ihre Häuser wurden überfallen, ausgeraubt, gebrandschatzt – dennoch blieben sie Jesus treu.“

„Meine Frau hat etwas von einem Räuberhauptmann erzählt ...“
Die Augen des Fabrikanten funkelten.

„Der sich taufen ließ. Ja.“

Enttäuscht verdrehte Loritz die Augen.

„Was wollen Sie hören, Herr von Loritz? Dass seine Kumpane ihn als Verräter abgeschlachtet haben? Mein Mann fand einmal zwei Kaufleute, die ausgeraubt und halb nackt mit zertrümmerten Beinen am Wegrand schrien. Ist das nach Ihrem Geschmack?“ Rebekka schnaubte. Sie spürte Friedrichs Hand an ihrem Knie drücken, doch sie war nicht mehr zu bremsen. „Man hat zwei der Räuber gefangen und erschlagen, zwei andere hat man lebendig gefasst, gepfählt und sie mit den Toten ins Grab geworfen. Passt das zu dem Bild, das Sie von China haben wollen?“

Die Runde schwieg.

Der Amtsgerichtsrat räusperte sich. „Mit welcher Mission waren Sie dort?“

„Mit der Berliner Mission.“

„Richtig, der große Backsteinbau in der Georgenkirchstraße. Wie war der Name des Direktors?“

„Wangemann.“

„Genau! Er hat einen Reisebericht über Südafrika geschrieben“, stellte Jeschke in die Runde fest. „Was meinen Sie, Frau Pastor, wäre er bereit, seine Gefolgsleute auch nach Ostafrika zu senden?“

„Bruder Wangemann verzichtet darauf. Die Ziele eines Missionars unterscheiden sich grundlegend von denen eines Kolonialisten.“

„Ach ja, erklären Sie mal!“ Der Generalmajor sah sie herausfordernd an.

Friedrichs Finger trommelten nervös auf ihrer Hand. Doch wie sollte sie jetzt schweigen? „Ein Missionar will die Lage der Men-

schen verbessern – durch Bildung, ärztliche Hilfe und dem Evangelium der rettenden Gnade Gottes.“ Sie zuckte zusammen. Friedrichs Hand umschloss ihre Finger schmerzhaft.

„Die Mission verdirbt die Eingeborenen!“, polterte der Bauunternehmer. „Es ist sinnlos, diese Wilden zu bilden! Dazu sind die doch gar nicht geschaffen. Man erreicht nur, dass sie aufsässig werden und sich nicht mehr fügen wollen!“

„Es ist eine Schande!“ Rebekka entzog Friedrich mit einem Ruck die Hand und sprang auf. „Kolonialisten fragen nur, was sie aus dem Land herauspressen können – ohne Rücksicht auf die Bevölkerung!“

„Wenn es für die deutsche Sache ist, werden unsere Missionare eben umdenken müssen! Schließlich stehen auch sie im Dienst des Kaisers!“ Der Generalmajor lief rot an, der Stabsoffizier nickte.

„Wir stehen im Auftrag eines noch höheren Herrn!“, antwortete Rebekka mit fester Stimme.

Friedrich erhob sich ebenfalls. „Wenn Sie uns entschuldigen. Meine Frau hat ein Stillkind zu Hause.“

Die Runde lachte amüsiert – bis auf Justus.

„Meine Frau ist noch nicht so lange wieder in der Heimat. Sie muss sich erst an die veränderte Situation im Deutschen Reich gewöhnen.“ Friedrich schob Rebekka vom Tisch weg.

Gemurmel und Gelächter folgte ihnen.

„Bist du von Sinnen?“ Friedrich zog sie vor der Villa mit eiligen Schritten auf den Schotterweg in Richtung Tor. „Ich habe dir Zeichen gegeben! Aber du musst dich immer weiter hinauslehnen.“

Rebekka versuchte sich aus der Umklammerung zu lösen. „Du tust mir weh!“

„Und du redest uns um Kopf und Kragen!“ Mit einem Stoß ließ er sie los. Erregt stapfte er voran. Rebekka stolperte im langen Kleid hinterher.

„Ich bewundere ja deine Kühnheit. Aber war es nötig, die Herrschaften aufzuklären, dass Gott über dem Kaiser steht?“

„Hätte ich die Sache des Evangeliums verleugnen sollen?“
„Man muss weise sein.“ Seine Schritte knirschten auf dem Weg.
„Du wolltest ja, dass ich mitgehe!“
„Aber nicht, um dich aufzuspielen!“ Friedrich schnappte ihre Hand.

„Diese Männer haben mich gefragt.“
„In Zukunft schweigst du besser. Kein Wort mehr über China!“
Rebekka nahm ein unsicheres Flackern in seinen Augen wahr.
„Was meinst du damit?“ Sie bremste im Kies ab.
„Du wirst nichts mehr von der Mission berichten. Ganz einfach.“
Erregt riss sie sich los. „Aber ... der Missionskreis sammelt für das Krankenhaus in Schaudschu!“

„Wir können uns keine neuen Skandale leisten.“
Sie hastete hinter ihm her. Das enge Mieder schnürte ihr die Lungen ein. „Friedrich, das ist nicht dein Ernst! Das kannst du mir nicht verbieten!“

„Und ob ich das kann!“ Mit langen Schritten eilte er davon.
Sie hörte, wie er die Tür des Pfarrhauses krachend hinter sich ins Schloss fallen ließ. Keuchend erreichte sie den verschlossenen Eingang. Sie klopfte leise.

Nichts regte sich.
„Bitte, Friedrich!“ Sie kratzte am Holz und lehnte sich an die Tür. Ihre Füße schmerzten vom Rennen. Was wäre, wenn sie einfach gehen würde? Hier jedenfalls würde sie nicht schmoren, bis der Herr der Sünderin gnädig wäre ...

Rebekka hörte in der dunklen Kirche, wie sich draußen Babygeschrei und eilige Schritte näherten. Seufzend nahm sie die Füße von der Vorderbank. Das Kleidergestell der Tournüre hatte sie in die Ecke geworfen.

Die schwere Tür schlug auf.

„Rebekka?“ Friedrichs Stimme hallte durch die Leere.
Der Kleine brüllte.

Sie schwieg trotzig. *Glaube nur nicht, du hättest mich in der Hand, weil ich von dir abhängig bin. Als Amme oder Näherin könnte ich mich und die Kinder durchbringen ...*

Josefs Geschrei wurde unerbittlich.

„Rebekka, bist du da?“ In seiner Stimme schwang Verzweiflung.

Sie trat vor ins Mondlicht, das durch die Chorfenster fiel.

Wortlos drückte er ihr das Kind in die Arme und stapfte zur Tür.

Josef beruhigte sich.

Im Eingang blieb Friedrich stehen. Das Kind schmatzte an ihrer Brust. Leise kehrte er um und setzte sich neben sie in die erste Bank.

Eine Weile lauschten sie den Lauten des Kindes.

„Ich finde es ja schön, dass du dich so für die Sache der Mission einsetzt.“ Friedrich rutschte näher an sie heran. „Du musst nur das Maß für Grünheide finden.“ Er zupfte an ihren drapierten Locken. „Wollen wir es nicht wieder im Guten versuchen?“

Sie neigte den Kopf abweisend zur Seite. „Es gibt noch etwas, das uns trennt, Friedrich.“

Er schlug sich auf den Schenkel. „Ich kann so eine Blamage wie vorhin nicht ausstehen. Das weißt du! Aber vergessen wir, was war.“ Seine Hände tasteten wieder nach ihr.

„Ich kann es nicht vergessen.“ Sie drehte ihm die Schulter zu.

Er schnaubte. „China – nichts als China! Ist es so wichtig für dich, dass alle dich bewundern?“

„Ach, Friedrich, du verstehst gar nichts.“ Sie seufzte und legte Josef auf der anderen Seite an. „Das meine ich nicht.“

„Was dann? Warum weichst du mir seit Tagen aus?“

Heftig drehte sie sich zu ihm um. „Seit Tagen hat Jakob Schmerzen, er kann kaum sitzen und laufen, weil du ...“ Sie konnte das Schluchzen nicht mehr unterdrücken.

Er starrte in die kalte Kirche. „Ich war es nicht.“

„Wie?“ Sie hielt inne und schniefte.

„Es war der Rektor. Er hat Jakob bestraft.“

„Aber ...“ Sie sprang mit Josef im Arm auf. „Warum hast du mich angelogen?“

„Hab ich nicht! Ich habe es dir nur nicht gesagt – aus Rücksicht.“ Er erhob sich ebenfalls. „Gib zu, du wärst dorthin marschiert und wir hätten den nächsten Eklat gehabt!“

„Ach, Friedrich, du bist ... einfach schrecklich!“ Sie drehte sich um und rannte mit Josef hinaus in die Nacht.

27

Den ganzen Tag habe ich meine Hände ...



... ausgestreckt nach einem
widerspenstigen Volk.
Jesaja 65,2

Grünheide, Pfingsten, 13. Mai 1883

Rebekka drehte sich weg, als sich Friedrich neben sie auf die Picknickdecke setzte. Möglichst unauffällig rutschte sie ein Stück von ihm ab – Schwester Marta und Bruder Daniel sollten es nicht merken. Doch so einfach wollte sie es Friedrich nicht machen. Ändern sollte er sich, und zwar gründlich.

Seufzend griff er nach einer Butterschrippe im Korb, den Rebekka in die Mitte der Wolldecke gestellt hatte. Josef schlummerte daneben, sein dunkles Köpfchen hatte sie wie immer sorgfältig mit einem dicht gehäkelten Mützchen bedeckt – nicht nur als Schutz vor der Sonne.

„Leider kann ich nicht lange bei euch sitzen. So schön, dass ihr zum Pfingstfest gekommen seid!“ Friedrich kaute hastig und ließ den Blick über das Gewusel im Pfarrgarten schweifen.

Zahllose Gemeindeglieder hatten es sich auf der Wiese zwischen Pfarrhaus und Seeufer gemütlich gemacht. Am Buffet im Schatten des großen Nussbaums schenkten Annie und Emma Kaffee aus, Anton schnitt Streuselkuchen in Stücke. Jakob und Georg spielten mit anderen Jungen Räuber und Stadtsoldat und rannten johlend zwischen den Picknickdecken herum.

„Der Zug war wie vollgestopft. Wir sind nicht die Einzigen aus Berlin, die diesen herrlichen Pfingsttag auf dem Land verbringen.“ Bruder Daniel blinzelte genüsslich in die Sonne. Der Werlsee glitzerte wie blank poliert.

In der Ferne hörte Rebekka die Schiffsanfahren des Ausflugsdampfers dröhnen. Lene stand mit Sofie am Sandstrand und winkte den Passagieren im Schiff mit Taschentüchern zu.

Friedrich rief nach ihr. „Bring einen Kaffee für unsere Gäste!“ Sie nickte und rannte mit fliegenden Zöpfen los.

„Auch mit Lene!“, rief Grete. Unbemerkt hatte Friedrichs Jüngste die Butter vom Brot herabgepuhlt. Bevor Rebekka die fettigen Finger voll Krümel mit dem Tuch erwischen konnte, griff die Kleine nach Friedrichs Ärmel, um sich daran hochzuziehen.

„Grete!“ Zornig hob er die Hand, hielt inne und ließ sie schnaubend sinken. „So ein Geschmiere!“

Die Kleine heulte auf. Schnell zog Rebekka sie an sich, küsste sie tröstend und wischte ihr die Hände ab. Die Zweijährige drückte jammernd das Gesicht in ihre Bluse. Rebekka wusste, was sie wollte.

„Es gibt nichts für sie!“ Aufgebracht säuberte Friedrich den schwarzen Gehrock mit einer Serviette.

Rebekka streckte die Hand danach aus. „Gib her.“ Doch Friedrich stand auf und ging mit Tuch und Mantel ans Wasser.

„Ein Soldat hält seine Kleidung selbst in Ordnung.“ Bruder Da-

niel zwinkerte ihr zu. Am Strand traten zwei Schiffer zu Friedrich und redeten auf ihn ein. Er nickte abwesend.

„Ich stehe mal unserem Herrn Pastor bei.“ Der alte Missionssekretär erhob sich ächzend. Der Bürgermeister steuerte unterdessen mit einem Stück Kuchen auf Friedrich zu.

„Was ist los?“, flüsterte Marta, als die Männer außer Hörweite waren. „Ich habe schon mehr Zuneigung zwischen dir und Friedrich gespürt.“

Rebekka blickte auf den See. Josef wachte auf und verzog das Gesicht. „Ach, Schwester Marta, ich weiß mir keinen Rat mehr.“

„Ist er das Problem? Oder die vielen Aufgaben? Die Kinder?“

„Er.“ Lautlos füllten sich Rebekkas Augen mit Tränen, die sie sofort in den Ärmel wischte. Marta rückte näher an sie heran.

Rebekka schluckte den Kloß herunter, der sich in ihrem Hals angestaut hatte. Josef gurrte. Er strampelte erwartungsvoll, während sie ihn unter einem Tuch an die Brust zog. „Immer hat er die Sorge, dass wir ihn als Familie bloßstellen. Dabei unterstütze ich ihn nach Kräften! Neulich hat er mir sogar etwas verschwiegen, aus Angst, ich blamiere ihn. Und Jakob kann ihm nichts recht machen.“

„Du warst Friedrich doch so dankbar!“

„Aber er hat mir sogar verboten, über China zu sprechen und Spenden zu sammeln, nur weil er meine Worte bei einer Abendgesellschaft als peinlich empfunden hat.“

Marta sah sie betroffen an.

Josefs Hand spielte unter dem Tuch an Rebekkas Knöpfen. Um sie herum erklang Plaudern, Kinderrufen und Lachen.

Marta atmete tief durch. „Es hat sich doch schon manches zum Guten verändert. Füge dich, und hab Geduld.“

„Mich einfach fügen?“ Rebekka richtete sich so ruckartig auf, dass Josef vor Schreck die Brust losließ.

„Auf Groll wächst nichts Gutes, Rebekka!“ Marta sah hinter sich.

Unruhe hatte plötzlich auf den Picknickdecken um sich gegriffen. Einige sprangen auf, Finger zeigten aufs Wasser.

Rebekka reckte den Hals.

„Mutter! Jakob rudert mit Grete und Sofie auf den See hinaus!“ Atemlos kam Lene bei ihr an.

Rebekka sprang mit Josef im Arm auf. Ihr Herz galoppierte. Mitten auf dem Wasser hantierte ihr Sohn ungelenkt mit den langen Rudern, während sich die kleinen Mädchen gefährlich weit aus dem Boot lehnten.

„Jakob!“, schrie sie. Das Baby weinte. „Friedrich!“ Fieberhaft suchten Rebekkas Augen in der Menge nach ihm. Um sie herum machte sich entsetztes Raunen breit. Bevor sie Friedrich entdeckt hatte, platschte es. Eine schwarze Gestalt hatte sich vom Steg ins Wasser geworfen.

Sie rannte mit Josef an den Sandstrand und schloss dabei die Blumenknöpfe. Mit großen Zügen schwamm Friedrich dem Boot hinterher, wobei er den Namen des Jungen brüllte.

Jakob hielt erschrocken inne und hörte auf zu rudern. Sofie winkte, schwankte am Bootsrand und kippte vornüber in Richtung Wasser. Friedrichs Hand schoss vor ihr hoch. Gerade noch rechtzeitig schob er sie zurück ins Boot. Er warf sich über den Bootsrand und riss dem Jungen die Ruder aus den Händen. Dann drückte er die Mädchen auf die Bänke und zog das Boot am Seil zurück.

„Gott sei Dank!“ Rebekka presste das Baby an sich. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Ein Aufatmen ging durch die Menge.

„Natürlich dieser Bengel“, hörte Rebekka eine Nachbarin schimpfen. „Ein Tunichtgut! Das erzählen ja auch die Kinder aus der Schule“, pflichtete ihr eine andere Frau bei.

Rebekkas Wangen brannten vor Scham. Schnell gab sie Marta neben ihr das Baby, um die Hände frei zu haben. Tropfnass stieg Friedrich aus dem Wasser und zog das Boot an den Strand vor.

„Na warte, wir sprechen uns gleich!“, knurrte er Jakob zu. Der Junge biss sich auf die Lippen. Rebekka schluckte und streckte Friedrich hilfsbereit die Hände entgegen, doch mehrere Männer wateten bereits ins Wasser. Erst reichte er Sofie heraus. Die kleinen

Mädchen lachten und schienen die Aufregung nicht zu verstehen. Erleichtert schloss Rebekka ihre Tochter in die Arme und küsste die weichen Wangen.

Jakob hatte betroffen auf der Ruderbank verharret, doch als Friedrich Grete absetzte, hüpfte der Junge zur anderen Seite aus dem Boot ins knöcheltiefe Wasser.

Friedrich griff nach ihm – zu spät.

So schnell Jakob konnte, rannte er auf die Silberpappel zu, die neben dem Holzsteg wuchs. Friedrich jagte hinter ihm her. Flink kletterte der Junge den großen Baum hinauf, der seine Äste schillernd in die Höhe reckte. Friedrich blieb keuchend davor stehen.

Rebekka schlug die Hände vor den Mund, die Mädchen hingen an ihrem Rock. Alle Augen richteten sich auf den Pastor. Sicher würde er die Blicke wie Messer im Rücken spüren.

Der kleine Josef quengelte in Martas Arm und verlangte nach dem zweiten Teil seiner Mahlzeit. Doch Rebekka starrte regungslos wie alle anderen zum Baum.

Noch immer außer Atem blickte Friedrich nach oben. Jakob saß in den Zweigen.

„Runter – und zwar sofort!“ Friedrich deutete auf den Boden.

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Na wird's bald?“

„Nein. Nie!“ Er stieg höher. „Ich will keine Strafe!“

Ein Raunen ging durch die Menge. Friedrich stieß die Hacken in den Sand.

Rebekka löste die Hände der Mädchen von ihrem Rock und eilte neben ihn. „Bitte, Jakob! Mach, was Vater dir sagt!“

„Er ist nicht mein Vater!“

Friedrich wischte sich Schweißperlen von der Stirn, obwohl er vor Nässe tropfte.

„Ich will den nicht als Vater!“ Jakob kletterte wieder zwei Äste weiter. „Und der will mich auch nicht. Ich weiß es!“

Rebekka sah, wie Friedrichs Gesichtsfarbe immer bleicher wurde

im Vergleich zum dunklen Stoff des nassen Anzugs. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Es war mucksmäuschenstill geworden vor der Pappel.

„Jakob, bitte!“, bettelte sie.

„Nein! Ich mag den nicht!“

Friedrich stierte auf den Boden. Er schien jeden seiner Atemzüge zu kontrollieren. Bruder Daniel trat an seine Seite, während Schwester Marta mit dem Baby kämpfte, das in ihren Armen zapelte. „Rebekka, dein Kleiner“, rief die alte Frau verzweifelt.

„Geh!“ Friedrich schob Rebekka weg. Sie erschrak über den Abgrund, den sie in seinen Augen erblickte. Benommen drehte sie sich um und ließ sich von Marta das brüllende Bündel in den Arm schieben, mit dem sie sich hinter die Büsche zum Stillen verzog.

Bruder Daniel versuchte unterdessen, auf Jakob einzureden. Der Junge schwieg. Sämtliche Besucher des Gemeindefests verfolgten in der Zwischenzeit das Schauspiel am Strand.

„Lass ihn“, seufzte Friedrich seinem alten Freund zu. „Ich gehe ins Haus und ziehe mich um.“ Mit hängenden Schultern und gesenktem Blick ging er durch die Menge davon. Getuschel und mitleidige Blicke folgten ihm.

Auf einmal war ein lautes Knacken in den Ästen zu hören.

Ein Schrei.

Friedrich fuhr herum.

Jakob schlitterte durch die Zweige in die Tiefe. Auf irgendeinem Ast schlug er auf, rutschte weiter und verfang sich mit seiner Weste im Geäst.

„Vater!“ Der Junge schluchzte. „Hilf mir!“

„Schnell, die Leiter aus dem Stall!“, rief Friedrich ein paar Männern zu. Er rannte zum Baumstamm und sah mit prüfendem Blick hoch. Ein Ast hatte sich dem Jungen zwischen Rücken und Weste geschoben und hielt ihn wie ein Garderobenhaken fest.

„Friedrich, bitte hilf!“ Zitternd trat Rebekka mit Josef zwischen den Büschen hervor. Er drehte sich nach ihr um. Jener Moment

flackerte in ihr auf, in dem sie ihn zum ersten Mal um Hilfe gerufen hatte – damals, auf dem Balkon der Berliner Mission ... Sie hatte die Rettung als Zeichen des Himmels gewertet.

Langsam drehte sich Friedrich zum Baumstamm zurück. Seltsam, ihr Pulsschlag beruhigte sich.

Friedrich warf Mantel und Weste ins Gras und krepelte das Hemd hoch. Seine Muskeln spannten sich, als er sich von einem der unteren Äste aus nach oben hängelte.

Zitternd streckte der Junge ihm die Hand entgegen. Friedrich ergriff sie, während er mit dem anderen Arm den Stamm umschlang. Mit einem kräftigen Ruck zog er an Jakob. Der Stoff der Weste riss am Zweig entzwei. Das Kind landete in seinem Arm.

Die Menge jubelte. In der Zwischenzeit trafen einige Männer wie eine Feuerwehrtruppe mit einer langen Leiter vor der Pappel ein und legten sie an. Unter dem Beifall der Zuschauer stieg Friedrich mit dem Jungen herab. Jakob klammerte sich an seinen Hals.

Rebekka wollte ihnen entgegenlaufen, aber so viele Hände klopften dem Pastor auf die Schultern, dass sie es nicht wagte, mit dem Baby dazwischenzugehen.

Friedrich bahnte sich mit Jakob im Arm einen Weg durch die Menge. Mit ernster Miene blieb er vor ihr stehen.

„Tut mir leid“, schluchzte der Junge immer wieder.

„Danke“, sagte sie leise zu Friedrich, legte den Kopf an Jakob, und schlang für einen Moment ihren Arm um beide.

Wortlos zog er den Jungen von ihr weg und trug ihn auf das Haus zu.

Rebekka presste das Baby an sich und blickte ihm nach. Eine böse Vorahnung beschlich sie. „Nimm Josef. Ich muss hinterher!“, flüsterte sie Schwester Marta zu.

Die grauhaarige Freundin schüttelte den Kopf. „Musst du nicht!“

Rebekka sah sie mit aufgerissenen Augen an. „Aber was ist, wenn ...“ Sie blickte zu Boden. „Wenn er ihn bestraft?“

„Bleib beim Fest! Sonst ist der Skandal perfekt.“ Marta hielt sie am Ärmel zurück. „Bitte Rebekka! Hab nicht ständig die Finger dazwischen. Lass Friedrich selbst Vater sein.“

„Ich schenke Kaffee aus“, murmelte sie und tappte mit Josef in Richtung der Kuchentheke. Sie spürte die Blicke wie Nadelstiche und wagte nicht, sich umzusehen. Doch auf dem Pfad zum Pfarrhaus trat ihr der Bürgermeister mit seiner Frau in den Weg. Rebekka lächelte gequält.

„Respekt, Frau Pastor, Respekt!“ Der Bürgermeister lupfte den Zylinder. „Richten Sie Ihrem Mann aus, es war die beste Predigt, die er mir jemals gehalten hat!“

„Ja.“ Seine Gattin nestelte ein Taschentuch hervor. „Wie er den verlorenen Sohn nach Hause getragen hat ... Einfach rührend!“

Es herrschte eine eigenartige Stille im Haus, als Rebekka etwas später einen Grund fand, um ins Pfarrhaus zu huschen. Ächzend balancierte sie ein Tablett voll schmutziger Tassen durch die Hintertür. Friedrich kam ihr in trockenen Kleidern und gekämmten Haaren entgegen. Wortlos nahm er ihr das Tablett ab und stellte es auf den Küchentisch.

Vor dem Tisch blieb sie stehen. „Wo ist ... Jakob?“

Stumm sah er sie an – das Blitzen in seinen Augen ließ sie nicht weiterfragen.

„Entschuldige, die Pflicht ruft.“ Ohne weitere Erklärung verschwand er in den Garten.

Kaum war er weg, rannte Rebekka durch den Hausflur. „Jakob?“ Ängstlich öffnete sie das Studierzimmer. Auch im Wohnzimmer war er nicht. Sie eilte die Treppen hoch. „Jakob?“

„Mutter?“ , kam es leise aus dem Jungenzimmer. Sie riss die Tür auf. Jakob blickte sie mit großen Augen an. Mit hängenden Schultern saß er auf der Bettkante.

Sie stürzte auf ihn zu, kniete vor ihm ans Bett und musterte ihn. „Hat Vater dich ... bestraft?“

Der Junge schüttelte den Kopf. „Er hat nur gesagt, ich soll in mein Zimmer gehen.“ Jakob fing bitterlich an zu weinen. „Mutter, ich glaube, er mag mich nicht mehr. Sicher will er mich nie, nie wieder sehen!“

Zwei Wochen später beschlich Rebekka ein ungutes Gefühl, als sie im düsteren Hausflur vor der geschlossenen Tür des Studierzimmers stand. Warum bestellte Friedrich sie zu einem Gespräch ein? Das hatte er noch nie getan.

Die letzten Tage war er ihr wortkarg aus dem Weg gegangen. Sie hatte es sich und den Kindern mit der Visitation erklärt, die bevorstand. Sein Vorgesetzter von der kirchlichen Überprüfungs-kommission hatte sich für nächste Woche angesagt. Alles musste dazu in bester Ordnung sein in der Gemeinde! Sicher machte ihn das nervös ...

Doch tief in ihr nagte es. Seit dem Vorfall an Pfingsten im Garten redete er nur noch das Nötigste mit ihr. Gesagt hatte Friedrich kein Wort mehr zu dem Vorfall. Er wies Jakob auch nicht mehr streng zurecht, wenn er bei Tisch zappelte oder vorlaut war ...

Beklommen klopfte sie an der Tür des Studierzimmers, als wäre sie eine Fremde. Er wies ihr den Stuhl für Besucher zu, der vor dem Schreibtisch stand. Er selbst nahm dahinter Platz.

„Warum so förmlich?“, wagte sie zu fragen.

„Ich möchte mit dir etwas besprechen – ungestört.“

„Warum nicht im Schlafzimmer?“

„Meine Güte, Rebekka!“ Er schlug auf die Tischplatte. „Als ob wir uns dort besser verstehen würden!“ Die Petroleumlampe auf dem Messingfuß schaukelte.

Sie schwieg.

Er stützte die Ellenbogen auf den Tisch und legte den Kopf in die Hände. Dann blickte er auf. Er schien nach Worten zu suchen. „Ich habe über Jakob und mich nachgedacht. Über unsere Beziehung ...“ Er kam hinter dem Tisch vor.

Rebekka sah an ihm hoch und schöpfte Hoffnung. Hatte Gott ihre Gebete erhört und sein Herz berührt?

„Er ist ein kluger Junge und hat eine bemerkenswerte musikalische Begabung. Diese Gründe ließen mich zu der Entscheidung kommen, Jakob ...“ Er drehte sich weg von ihr und stützte sich auf die Tischplatte. „... in ein Internat zu geben. Er ist alt genug.“

„Was?“ Entsetzt fuhr Rebekka von ihrem Stuhl hoch. „Friedrich, ich will den Jungen bei mir haben! Das weißt du doch.“

Er hob beschwichtigend die Hand. Offensichtlich hatte er mit ihrer Reaktion gerechnet. „Rebekka, denke doch an die Möglichkeiten, die sich Jakob bei den Thomanern in Leipzig bieten würden.“

„Leipzig?“ Sie verschluckte sich fast an dem Wort. „So weit weg?“ Sie schnappte nach Luft.

„Der Knabenchor gibt viele Konzerte. Er würde gefördert werden und die Welt sehen!“

„Er hat die Welt gesehen, Friedrich! Jetzt braucht er Wurzeln! Fast nie bei uns – das ist undenkbar!“ Rebekka schoss Tränen in die Augen.

„Als Junge bin ich aufgeblüht, als ich Chorknabe geworden bin. Und das wird Jakob auch.“ Friedrich blickte aus dem Fenster. Die Kinder liefen in der Abendsonne durch den Garten. Sie johlten und quietschten ausgelassen. Jakob und Georg bewarfen sich mit frisch gemähtem Gras, während Annie dazwischen mit den Armen ruderte.

„Aber Friedrich, siehst du nicht, wie glücklich er hier ist?“ Sie trat neben ihn und blickte durchs Fenster auf die tobende Kinderschar. „Er braucht kein Internat.“

„Aber ich brauche es.“ Er wendete sich ab vom Fenster und schritt durch den Raum. „Ich will nicht für Jakob der Vater sein, der mir mein Vater gewesen ist. Verstehst du das, Rebekka? Ich will nicht, dass er an mir zerbricht und ich an ihm!“

„Aber Friedrich, wenn du dir Mühe gibst ...“ Sie suchte verzweifelt nach Argumenten. „Eure Beziehung wird wachsen, so wie die Liebe in unserer Ehe.“

„Die Liebe? In unserer Ehe?“ Er blieb stehen und sah sie prüfend an. „Jakob steht beständig zwischen uns. Du musst dich entscheiden, Rebekka: er oder ich. Zusammen geht es nicht – auch das ist mir klar geworden. Sonst finden wir beide uns nie.“

Er kramte auf seinem Schreibtisch in einem Stapel Briefe. „Meine Entscheidung steht fest. Ich habe bereits meinem Freund geschrieben, der Dirigent bei den Thomanern ist.“ Er hob einen Umschlag in die Höhe. „Adelbert ist am Mittwoch in Berlin. Ich werde ihm Jakob übergeben, und er wird ihn nach Leipzig mitnehmen.“

„In drei Tagen?“, flüsterte Rebekka entsetzt. „Du hast das schon länger geplant ...“

Er nickte. „Aber an Pfingsten ist mir klar geworden, dass es nicht anders geht.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Friedrich!“ Sie hob abwehrend die Hand und wich vor ihm zurück. „Nein! Und nochmals nein!“

Er streckte ihr den Brief zum Lesen hin.

Sie schob die Hand beiseite. „Du hast mir versprochen, dass meine Kinder bei mir bleiben dürfen!“ Sie schloss die Augen – er hatte sie in der Hand.

Der Brief landete vor ihr auf dem Tisch. „Es ist das Beste für Jakob – und für uns! Entscheide dich, Rebekka: das Kind oder ich!“ Mit diesen Worten verließ er das Studierzimmer.

Frisch gebadet schlüpfte Rebekka zwei Tage später am Abend in den Seidenmantel. Der Duft von Lavendelseife hing in den Nebelschwaden im Badezimmer. Es war ein letzter Versuch. Einmal noch musste sie alles dransetzen, um ihn umzustimmen. Sie hatte nur noch diese Nacht. Dann würde er Jakob nach Berlin mitnehmen.

Sie hasste die Mittel, zu denen sie griff. Es war unaufrichtig. Doch es stand zu viel für sie auf dem Spiel: ihr Kind.

Sie warf die feuchten Locken zurück, atmete im dunklen Hausgang durch und klopfte an sein Studierzimmer. Er blickte hinter seinem Schreibtisch auf, als sie eintrat.

„Es ist spät, Friedrich. Ich wollte nur nach dir sehen.“ Mit einem charmannten Augenaufschlag lächelte sie ihn an.

Müde blinzelte er sie durch die Nickelbrille an und legte den Federhalter in die Schale neben dem Tintenfass. Sie trat in den Schein der Petroleumlampe und legte ihm die Hand auf die Schulter. Sein Blick wanderte an ihrem Arm entlang zum Dekolleté ihres Seidenmantels.

„Ich fühle mich so allein ohne dich.“ Sie seufzte.

Er zog die Brille von der Nase und faltete die Bügel zusammen. Die Stuhlbeine knarrten am Holzboden. Dicht vor ihr stand er auf.

Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Kurz irritierte sie das Gefühl, ihn anziehend zu finden. Seit ihrem Streit nach dem Besuch in der Villa Loritz war sie ihm ausgewichen. Zögerte er, weil er an ihr zweifelte? Durchschaute er ihr Spiel?

Langsam schob er die Hände über ihre Schultern unter ihr offenes Haar. „Du hast dich für mich entschieden?“

Sie schluckte und nickte.

Er zog sie sanft an sich und atmete den Duft ihrer Haare ein. „Kannst du meine Entscheidung mit Jakob verstehen?“ Er grub die Finger in ihre Locken. „Es geht mir doch um uns beide, Rebekka!“

Sie schwieg. Nicht schon wieder wollte sie die Unwahrheit sagen. Stattdessen stellte sie sich auf die Zehenspitzen und küsste die rauen Koteletten. Seine Lippen tasteten nach ihrem Mund. Seine Hand fuhr über den glatten Stoff ihren Rücken hinunter.

„Komm mit mir hoch, Friedrich.“

Willig ließ er sich abführen.

„Friedrich, meinst du nicht, unsere Liebe ist so stark, dass sie auch mit Jakob einen Weg findet?“ fragte sie leise, während sie die Treppen hochstiegen. Ihr Herz klopfte. „Ich gebe zu, ich bin mit ihm zu nachsichtig gewesen, aber ...“

Er schloss sorgfältig die Tür des Schlafzimmers hinter sich.

„Kannst du es nicht noch einmal mit Jakob versuchen?“ Sie sah ihn flehend an. „Bitte, gib Jakob nicht fort! Lass ihn bei mir!“

Er drängte sie sanft in Richtung der Bettkante. „Nein, Liebes. Glaub mir, es ist besser so für uns alle.“

„Friedrich, bitte, hör doch, was ich mir wünsche“, bettelte sie leise.

„Rebekka, du hast dich doch für mich entschieden. Schieb ihn nicht wieder zwischen uns!“ Er löschte das Licht der Petroleumlampe.

Sie ließ sich auf die Bettdecke fallen. Die Luft entwich wie ein Atemstoß aus den aufgeschüttelten Federn.

28

Denn der Mann wird nicht ruhen ...



... bis er die Sache noch heute
zu Ende geführt hat.
Ruth 3,18

Grünheide, 30. Mai 1883

„Rebekka?“ Behutsam schob Friedrich die Hand in die andere Hälfte des Bettes.

Die Morgensonne warf ihr erstes zartes Licht durch das Fenster des Schlafzimmers. Schon lange hatte er nicht mehr so gut geschlafen wie in dieser Nacht. Seit dem Streit nach der Blamage in der Villa des Seifenfabrikanten war sie ihm ausgewichen. Umso überraschter war er gewesen, als sie gestern im Studierzimmer seine Nähe gesucht hatte. Sie hatte sich für ihn entschieden. Gott hatte sein

Flehen erhört! Und wenn er Jakob erst nach Berlin gebracht hätte, würde ihrem Glück und Frieden nichts mehr im Wege stehen.

„Liebste?“ Unter der Decke tastete er weiter in ihre Richtung. Doch er stieß ins Leere. Schlagartig wach, richtete er sich auf.

Ihre Seite war verlassen. Die Decke kalt.

Er schaute über den Bettrand in die Wiege. Sie war leer. Genauso wie der Stuhl, auf dem sie immer ihre Kleider ablegte. Warum war sie so früh auf den Beinen? War eines der Kinder krank? Josef ... oder gar Jakob?

Er sprang aus dem Bett. Nur mit dem weißen Hemd bekleidet, das ihm bis zu den Oberschenkeln reichte, trat er in den Flur. Die Tür zum Zimmer der Mädchen stand offen. Keines der Kinder war darin. Er stutzte.

Sonst war er doch der Erste am Morgen – um diese Uhrzeit schliefen noch alle. Seltsam. Leise öffnete er die Tür zum Jungenzimmer. Georg schlief tief und fest. Friedrich atmete auf. Doch er hielt die Luft an, als sein Blick auf Jakobs Bett fiel: Es war leer. Schuhe, Kleidung – alles war weg.

„Rebekka?“, rief er ins Treppenhaus und rannte die Stufen nach unten. Er riss die Tür zum Wohnzimmer auf. Stille gähnte ihm in der Morgendämmerung entgegen.

Durch den Flur eilte er zur Küche.

Waren an diesem verrückten Tag alle beim Frühstück?

Er zwang sich zur Beherrschung, als er die Türklinke drückte. Emma fuhr erschrocken herum und zog das Geschirrtuch an die Brust.

„So früh schon da, Emma?“ Friedrich erstarrte. „Wo ist meine Frau?“

Die beleibte Frau trocknete die Hände am Geschirrtuch ab und legte es auf den Spülstein. Sie knickste. „Guten Morgen, Herr Pastor!“ Sie sah verlegen an seinem Hemd zu den nackten Beinen herunter.

„Wo sie ist, will ich wissen!“

„Die gnädige Frau hat sich sehr früh zur Bahnstation bringen lassen.“

„Was? Mit allen Kindern?“

„Sie wollte nur mit Jakob und den Kleinen verreisen.“ Emma setzte den Wasserkessel aufs Feuer. „Aber Lene ist aufgewacht und hat so lange gebettelt, bis Ihre Frau sie mitgenommen hat.“

„Mitgenommen? Wohin?“

Emma zuckte mit den Schultern.

Er kniff die Augen zusammen und trat auf sie zu. „Sie wissen es! Sie pflegen doch sonst solche Vertraulichkeiten, *Schwester* Emma!“

Die Haushälterin nahm die Kaffeekanne aus dem Regal und griff nach der Dose. „Sie wollte es mir nicht verraten. Ihre Frau war sich sicher, dass Sie mich zwingen würden, es Ihnen zu sagen.“

„Ich entlasse Sie, wenn ich herausbekomme, dass Sie es gewusst haben, Emma!“

Unbeeindruckt nestelte sie in der Schürzentasche. „Sie gab mir das ... für Sie.“ Sie reichte ihm ein gefaltetes Papier und zählte drei Löffel Kaffeepulver ab.

Friedrich ließ sich mit dem Brief auf einen Stuhl neben dem Küchentisch fallen. Emma goss das Wasser in die Kanne, eine dampfende Wolke stand heiß über dem Tisch. Er faltete das Papier auf – Rebekkas Handschrift! Offensichtlich in Eile.

*Lieber Friedrich,
du hast mich vor die Wahl gestellt. Ich habe mich für mein Kind
entschieden. Vergib mir.
Danke für alles, was du für mich und die Kinder getan hast.
Rebekka*

*PS: Grete bringe ich zu Marta, wenn sie entwöhnt ist.
Lene wollte unbedingt mit. Ich schicke sie heim nach der Visitation.*

„Keine Angabe, wo sie hin ist.“ Er ließ den Brief sinken. „Und kein Wort davon, wie lange.“ Er starrte ins Leere. „Sie hat mich verlassen.“ Er knallte den Brief auf den Tisch. „Jetzt – vor der Visitation!“

„Ich habe Anweisungen von Ihrer Frau für diese Zeit erhalten. Sie hat alles genau geplant.“ Emma stellte ihm eine Tasse Kaffee hin.

Friedrich schnaubte. „Geplant? Das merke ich.“

„Sie hat noch gesagt, dass sie Ihnen schreibt ... vielleicht.“

„Wie großzügig! Ein Pfarrhaus ohne Pfarrfamilie! Wie soll ich das meinem Vorgesetzten erklären?“

„Sagen Sie doch, Sie musste zu Verwandten.“

„Besten Dank für Ihren Rat, Emma! Für meinen Vater wäre dieser Vorfall ein Grund, die Ehe zu annullieren!“

Die Haushälterin am Spülstein zuckte zusammen, sodass die Porzellanteller im Wasser klirrten. „Tun Sie nichts Unüberlegtes, Herr Pastor! Ich glaube, Ihre Frau wollte Sie nicht wirklich verlassen. Vielleicht ...“

Friedrich nahm den Brief und stand auf. „Ich weiß, warum sie gegangen ist.“ Er wollte zur Küche hinaus, doch die Haushälterin hielt ihn am Hemdsärmel zurück.

„Suchen Sie Ihre Frau! Sie war so verzweifelt. Rebekka liebt Sie. Ich weiß es.“

„So? Da wissen Sie mehr als ich.“ Mit einem Ruck löste er ihre Finger vom Ärmel. „Ich werde sie suchen. Und wenn ich sie nicht bei der Berliner Mission finde, werde ich sie suchen lassen – und zwar von der Polizei!“



Rebekka strich eine Strähne aus dem erhitzten Gesicht und sah zu der schmiedeeisernen Rosette über der hohen grünen Tür auf. Der Eingang des dreistöckigen Stadthauses in Berlin war umkränzt mit Blumen – gemeißelt in hellem Kalkstein. Genauso hatte sie das Gesicht der Frau in Erinnerung, der sie gehörten: schöne, ebenmäßige

Züge, aber hart und kalt. Der Gedanke, hier anzuklopfen, erfüllte sie mit Furcht. Doch sie hatte keine Wahl. Sie musste es versuchen.

„Mutter, ist es hier?“ Lene blickte mit müden Augen zu ihr auf.

Rebekka nickte und schob die schlafende Grete zurück auf die Schulter – mit jedem Schritt war sie in der Sonne des nahenden Sommers schwerer geworden.

Sofie ließ sich jammernd auf die Treppenstufen fallen. Jakob stöhnte hinter dem sperrigen Kinderwagen mit den großen Rädern, in dem er Josef vom Schlesischen Bahnhof bis zum Nikolaiviertel geschoben hatte. Um den Notgroschen zu sparen, war sie mit den Kindern zu Fuß quer durch Berlin marschiert. Die fünf Mark aus der Haushaltskasse brannten schon genug in ihrem Gewissen.

„Ja, Kinder, hier ist es.“ Rebekka schickte ein Stoßgebet zum Himmel, während sie den Koffer vom Kinderwagen balancierte, den sie während des Fußmarsches darauf festgehalten hatte. *Bitte, lass diese Tür für uns aufgehen!*

Was sollte sie tun, wenn man sie abweisen würde? Wie gerne wäre sie vom Bahnhof aus den kurzen Weg ins Missionshaus gegangen. Doch dort würde Friedrich sie als Erstes suchen – und ihr Jakob entreißen.

Entschieden zog sie an der Glocke. Ein Hausmädchen in gestärkter Schürze und weißer Haube öffnete und verzog das Gesicht. „Betteln ist hier verboten.“

Rebekka fuhr über ihr abgewetztes Witwenkleid. „Melden Sie der gnädigen Frau bitte ...“ Sie schluckte. „Rebekka von Sassnitz.“

Das Hausmädchen knickte mit hochrotem Kopf. „Oh, verzeihen Sie. Kommen Sie herein!“

Rebekka schob die Kinder durch die hohe Doppeltür. Kurz stützte sie sich vor Schwindel am Türrahmen ab, bis alle durchmarschiert waren. Dankbar nickte sie dem Diener zu, den das Hausmädchen herbeigerufen hatte. Er hob mit der jungen Frau den Kinderwagen über die Stufe des Eingangs und nahm ihr mit seinen weißen Handschuhen den Koffer ab. Sie entschied kurzerhand, das

schlafende Baby vorerst im Kinderwagen im kühlen Erdgeschoss zu lassen. Wer weiß, wie lange sie sich in diesem Haus überhaupt aufhalten würde.

Die Holzstufen knarrten vom Stapfen der vielen kleinen Füße. Ein Doppelflügel der Tür in den Empfangsraum war geöffnet. Erstaunt blickte ihnen eine alte Dame in einem hochgeschlossenen violetten Kleid entgegen. Sie sank kerzengerade auf einen Sessel und hob langsam einen Zwicker vor die Augen.

Rebekkas Herz klopfte wie damals, als sie dieser Frau zum ersten Mal im schmalen *Entree* zwischen Salon und Lesezimmer vorgestellt worden war. Acht Jahre war es her! Die Hausherrin hatte sich kaum verändert, genauso wenig wie der üppige Blumenschmuck auf dem Sims im Erker hinter ihr. Nur blühende Blumenstöcke hatte sie geduldet. Wehe, die Dienerschaft hatte etwas Verblühtes stehen lassen.

Rebekka schob Jakob und Sofie vor sich her. Die alte Dame verfolgte mit unbeweglicher Miene, wie die unerwarteten Gäste näher kamen.

„Seien Sie begrüßt, liebe Schwiegermutter.“ Rebekka knickte mit Grete im Arm und zwang sich, zu lächeln. „Jakob, begrüße deine Großmutter!“

Der Junge trat vor und küsste ihr die Hand, so wie es Rebekka ihm eingeschärft hatte. Sofie tat dasselbe. Die Alte starrte auf die Kinder, verzog aber keine Miene.

Rebekka schluckte und sah sich erschöpft nach dem Diener um. Wie gerne hätte sie ihm die schlafende Grete übergeben. Doch er war nirgends. „Mir ist bewusst, mein Besuch ist unangemeldet und überraschend für Sie.“

„In der Tat.“ Sie ließ den Zwicker sinken. „Erst höre ich monatelang nichts von dir und dann stehst du vor der Tür – mit vier Kindern und einem Säugling, wie ich höre. Nun, ich hatte noch nie eine hohe Meinung von dir, insofern kannst du mich nicht enttäuschen.“

Rebekka schloss für einen Moment die Augen angesichts der Feindschaft, die ihr immer noch entgegenschlug. Wilhelms Mutter war gegen die Hochzeit gewesen und aus Protest nicht erschienen. „Frau Mutter, ich weiß, mein Besuch ist in dieser Form unangemessen. Aber ich bin in einer Notlage. Ich hatte gehofft, Sie würden mich um Ihrer Enkel willen anhören.“ Sie kämpfte gegen die Tränen an, die ihr in die Augen stiegen, während Grete unerträglich schwer wurde. Sie *musste* sie irgendwo absetzen! „Mein neuer Ehemann ...“

Die Schwiegermutter hob die Brauen.

Rebekka biss sich auf die Lippen. Sie hatte ihr zwar von Wilhelms Tod, aber nichts von der erneuten Hochzeit geschrieben. „Vor einem Jahr habe ich mich wieder vermählt, um den Kindern ein Zuhause zu geben. Aber mein zweiter Mann will Jakob in ein Internat nach Leipzig schicken.“ Ihre Stimme hatte zu zittern begonnen. „Ich bin nach Wilhelms Tod mit den Kindern aus China heimgekehrt, damit ich Jakob nicht auch noch hergeben muss. Er erinnert mich so sehr an Wilhelm.“ Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. „Ich bitte Sie um Hilfe“, schluchzte sie, „vielleicht ...“ Ihre Stimme versagte, sie klammerte sich an Grete.

Die Schwiegermutter erhob sich. „Sind das seine Kinder?“ Sie deutete mit dem Kinn auf Grete und Lene.

Rebekka nickte.

„Und der Säugling im Kinderwagen ebenfalls?“

Rebekka senkte den Blick und schwieg.

„Und du willst ... mit allen hierbleiben?“ Die Schwiegermutter rang um Fassung.

„Nicht lange, Frau Mutter, nur bis ich eine Lösung gefunden habe. Ich werde arbeiten – als Amme oder Näherin.“

Die Schwiegermutter verzog missbilligend das Gesicht.

Rebekkas Arme brannten. Sie konnte nicht mehr und ließ Grete an sich herabgleiten. Als sie sich herunterbeugte, um das Kind auf den Boden zu legen, wurde ihr schwarz vor Augen und ihre Knie gaben nach.

Ich will sie locken ...



... und in die Wüste führen.
Hosea 2,16

Georgs Jacke baumelte wie ein einsamer Tropfstein an der Garderobe. Müde streifte Friedrich im Pfarrhaus die Schuhe ab – sie wirkten verloren an dem Platz, neben dem sich sonst Rebekkas Stiefel und die der Kinder aufgereiht hatten. Er war umsonst nach Berlin gefahren. Die Peinlichkeit, seinem Schulfreund Adelbert abzusagen, war nichts gewesen im Vergleich zur Enttäuschung, Rebekka nicht im Missionshaus anzutreffen. Marta und Daniel hatten ihn nur entsetzt angestarrt. Natürlich hatte Rebekka gehnt, dass er als Erstes dort suchen würde. Doch wo war sie?

Im Licht der späten Dämmerung war das Pfarrhaus so still und leer wie befürchtet. Georg schlief wohl schon. Annie, das Hausmädchen, war hoffentlich in ihrer Kammer – besser er begegnete niemandem.

Wie ein Dieb schlich er die Treppen hoch. Die Dielen knarrten leise. Mit flauem Gefühl im Magen betrat er das Schlafzimmer. Gestern Nacht noch hatte er sie im Arm gehabt ... und nicht gemerkt, wie fern sie ihm war. Was hatte er überhaupt von ihr verstanden? Von ihren Träumen, ihren Ängsten?

Sein Blick fiel unter das Bett. Der Reisekoffer war weg! Den Inhalt der Kiste schien sie ausgeleert und in Eile unter das Bett geschoben zu haben. Der Säbel aus China ragte aus einem Haufen hervor. Friedrich kniete nieder und zog den Packen hervor.

Obenauf schillerte ein Seidenstoff im Licht der Abendsonne, die durchs Fenster fiel. Ein Kleid mit weiten Trompetenärmeln entfaltete sich vor ihm auf der Bettdecke – offensichtlich aus China.

Ehrfürchtig strich er über die kostbaren Stickereien. Er hatte das Kleid noch nie gesehen. Warum hatte sie es nicht zur Hochzeit getragen – so herrlich wie es war?

Unter dem Kleid war eine Holztafel mit chinesischen Schriftzeichen zum Vorschein gekommen. Er kniete nieder und betrachtete das Bild, das offensichtlich mit Tusche gezeichnet war. Eine Schlucht war darauf gemalt, in die Menschen hineinstürzten, weil sie auf die andere Seite hinüberwollten. Friedrich ahnte, was es bedeutete. Er kannte den Abgrund der Schuld nur zu gut ...

Die Tür des Schlafzimmers klickte.

Friedrich fuhr herum. „Georg! Ich dachte, du schläfst!“

Die kleine blasser Gestalt betrachtete ihn ernst im Türspalt. „Warum hat sie mich nicht mitgenommen?“

„Wärest du lieber bei ihr?“ Kniend streckte Friedrich die Hand nach ihm aus.

Der Junge umklammerte die Klinke und nickte.

„Ich auch, Georg.“ Friedrich breitete die Arme aus. „Komm zu mir!“

Zögernd kam er näher. Behutsam zog Friedrich seinen Sohn an sich. Erschrocken sah Georg zu ihm auf. Friedrich wusste, warum. Er hatte es selten zuvor getan.

„Wann kommt Mutter wieder heim?“

„Bald, Georg, bald.“ Innerlich flehte er, dass er das Kind nicht anlog.

„Was ist das?“ Georg zeigte auf die hölzerne Tafel aus China.

Friedrich schluckte. „Das ist ein Bild, auf dem du siehst, was auch mit mir geschehen ist.“

Georg kniete nieder und zog die Tafel mit großen Augen zu sich heran. „Du bist abgestürzt, Vater?“

„Ich habe Fehler gemacht, Georg, und bin gefallen – so wie die Leute hier. Darum ist Mutter nicht mehr da. Es tut mir so leid.“

Der Junge blinzelte ihn überrascht an, dann fuhr er über die Schriftzeichen. „Warum ist hier ein Nagel über dem Graben?“

Friedrich kniff die Augen zusammen. „Du hast recht ... Da fehlt etwas.“ Er zog Rebekkas Sachen auseinander. Eine kleinere Holztafel lag dazwischen, an der eine Schnur befestigt war. Ein Kreuz war darauf gemalt.

Georg nahm es ihm aus der Hand und befestigte es am Nagel über dem Abgrund. Mit zufriedener Miene bewegte er es hin und her. „Eine Brücke, Vater! Das Kreuz geht über den Graben. Jetzt können die Menschen wieder rüber.“

„So ist es.“ Friedrich spürte einen Kloß im Hals. „Wenn es eine Brücke gibt, dann gibt es Hoffnung. Dieses Bild aus China muss ich mal in der Kirche zeigen.“

„Und wer ist das?“ Georg zog die Fotografie einer Familie hervor.

„Das ist der Missionsarzt, mit dem Mutter in China war.“ Ein großer hagerer Mann, chinesisch gekleidet, blickte ihnen mit dunklen Augen in feierlichem Ernst entgegen. Er trug einen langen Zopf, der am Hinterkopf unter einer flachen Kappe hervorkam.

„Und das?“ Georg zeigte auf den kleinen Jungen in seinem Arm.

„Das ist doch Jakob! Vielleicht vor fünf Jahren?“

„Da ... Mutter!“ Georg schob den Finger auf Rebekka. Anmutig saß sie neben dem Mann in dem bestickten Kleid mit den weiten Ärmeln, das Friedrich auf der Decke ausgebreitet hatte. Rebekka hatte ein kleines Mädchen auf dem Schoß. Wohl das verstorbene ...

„*Betet für China!*“, entzifferte Georg die goldenen Buchstaben.

Friedrich nahm ihm die Fotografie aus der Hand. Das Glas war verschmiert. Er hauchte es an, wischte mit dem Taschentuch darüber und berührte liebevoll Rebekkas Gestalt. Dann studierte er Wilhelms Züge. Respekt und Bewunderung ergriffen ihn. Warum nur hatte er diesen Mann abgelehnt? Weil ihm Rebekkas Herz gehört hatte?

„Komm, Georg, wir stellen es unten auf.“ Friedrich stand auf. Er musste sich mit der Vergangenheit versöhnen – auch mit seiner eigenen, mit Roswitha, mit den Fehlern, die er gemacht hatte ... Sonst würde es nie ein Morgen geben.

Er griff nach der Holztafel. „Und die nehmen wir auch mit. Damit wir die Brücke nicht vergessen.“

Sie stiegen die Treppe hinab in den Salon.

„Was suchst du, Vater?“ Georg stand mit der Fotografie neben ihm, während Friedrich im Wohnzimmer in der unteren Schublade der Anrichte wühlte.

„Das Bild von der Hochzeit.“ Er zog die Fotografie mit Roswitha hervor.

„Meine Mutter?“ Georg strahlte.

Friedrich lächelte, auch wenn er einen Stich im Herzen verspürte. Er hätte es nicht vor den Kindern verstecken sollen. Gemeinsam gingen sie zum Klavier hinüber und stellten die Fotografien darauf nebeneinander auf.

„Hast du auch ein neues, von Mutter und dir jetzt?“

„Leider nein.“ Der Schmerz in Friedrich bohrte unerträglich.

Georg kletterte auf den Klavierhocker. Vorsichtig schob er die Fotografien hintereinander und lehnte an einer Seite ein Gesangsbuch davor, sodass nur noch Friedrich und Rebekka zu sehen waren. Dann drehte der Junge sich zu ihm um. „Ich wünsche mir, dass es *so* ist.“ Zufrieden betrachtete Georg sein Werk und rutschte vom Klavierhocker hinunter.



Als Rebekka am Abend die Augen aufschlug, lag sie in einem Himmelbett. Der hölzerne Baldachin über ihr war mit blauen Rauten bemalt. Ihr Blick fiel auf eine schwarz-weiße Fotografie, die in einem goldenen Rahmen auf dem Nachttisch stand. Sie setzte sich auf. Die Züge des Konfirmanden kamen ihr bekannt vor ...

„Wilhelm“, flüsterte sie. Vorsichtig nahm sie das Bild in die Hand und sah sich im Zimmer um. *Sein Jugendzimmer?* Dumpf erinnerte sie sich, dass sie ohnmächtig geworden war und man sie hier hingebracht hatte.

Ein Schaukelpferd stand in der Ecke. Wilhelm hatte in China davon erzählt und sich gewünscht, es Jakob schenken zu können. Sie lächelte und betrachtete den Halbwüchsigen im dunklen Anzug. Ja, er war es. Sie betastete das Gesicht. Es war kalt und flach – erfroren wie im Winter. Seufzend stellte sie das Bild zurück und ließ sich zurück in die Kissen fallen.

Gestern noch hatten sich warme, starke Arme voll Leidenschaft um sie geschlossen. Wenn sie ehrlich war, hatte sie sich bei Friedrich trotz allem Zwist geliebt und umsorgt gefühlt – auch wenn ihr Herz kein Glühen verspürt hatte. Aber vielleicht doch eine leise Glut?

Sie fröstelte und zog die Decke ans Kinn.

Ich habe mich gegen ihn entschieden. Er wird mich nie mehr in die Arme schließen wollen. Nein, das mit Friedrich ist aus.

Sie setzte sich auf und angelte nach dem Witwenkleid, das neben dem Bett über dem Stuhl hing. Hatte sie sich wirklich richtig entschieden? Sorgfältig schloss sie die Knöpfe und ordnete das Haar vor einem Spiegel über dem Waschtisch. Jedenfalls war es jetzt entschieden. Der Preis wäre zu hoch gewesen – Jakob hätte sie niemals opfern können.

Entschlossen drückte sie die Klinke der Zimmertür und spähte in den Gang. Vom unteren Stockwerk drangen Stimmen zu ihr. Sie lächelte – Jakob sang auf Chinesisch. Hoffentlich gelang es ihm, das Herz der Großmutter zu erobern!

Über die knarrenden Dielen schlich sie hinunter.

Die Tür zum Wohnzimmer war angelehnt. Sie klopfte, trat ein und knickste.

„Bitte entschuldigen Sie ...“ Verlegen blickte sie in die Runde.

Die Kinder verstummten. Wie ein kleiner Engelschor waren alle vier um die Schwiegermutter versammelt. Jakob hielt die Hand der alten Dame.

Neben ihr saß eine brünette, junge Frau, die erfreut aufsprang. „Schwägerin!“ Sie lief auf Rebekka zu und umarmte sie. „Erinnerst

du dich an mich?“ Ihre braunen Augen funkelten so wie einst Wilhelms. Wie ähnlich sie ihm sah!

Rebekka lächelte. „Caroline? Wilhelms kleine Schwester?“

„Ja, es ist lange her! Weißt du noch ...?“ Wie ein fröhlicher Wasserfall begann sie zu plätschern.

Im Augenwinkel nahm Rebekka wahr, dass Josef in einem Weidenkorb in der Ecke mit dem Händchen nach einer Kordel patschte, die vom Tischtuch daneben herabhing. Rasch hob Rebekka ihn heraus.

„Ist das dein Jüngster? Wie süß!“, flötete die Schwägerin und zog ihm das Mützchen zurück. „Aber wieso ist der so dunkel und die anderen Kinder so hell?“

Rebekka fühlte, wie ihr die Wärme in die Wangen stieg.

Doch Caroline wartete die Antwort nicht ab. Sie lachte und legte ihr den Arm um die Schulter. „Ach, welche Freude, euch zu sehen! Die Kinder sind ja herzerfrischend! Und Jakob erst! Mama hat schon gemeint, Wilhelm sei zu ihr zurückgekehrt!“

Überrascht blickte Rebekka in Richtung der Schwiegermutter, die jedoch keine Miene verzog.

„Ach, Mama, nun sei doch nicht so ernst. Du freust dich doch!“ Caroline seufzte.

Die Schwiegermutter erhob sich steif. „Ich denke, wir haben etwas zu besprechen!“ Sie bedeutete Rebekka mit einer Kopfbewegung, ihr zu folgen.

„Magst du Josef für mich hüten, Caroline?“

„Gern!“ Die junge Tante nahm ihr das Baby ab. „Seht her, Kinder!“ Sie öffnete auf dem Tisch die Schachtel eines abgegriffenen Brettspiels und im Nu scharten sich die Kinder um sie.

Rebekka trat mit Wilhelms Mutter durch das Empfangszimmer hindurch in das Lesezimmer des Hauses. Die Bibliothek bestand aus einer Glasvitrine in der Ecke, gefüllt mit Büchern. Schwere grüne Vorhänge umrahmten die hohen Fenster.

„Setz dich!“

Sie nahmen auf zwei Stühlen gegenüber voneinander Platz. Schweigen erfüllte den Raum. Sollte sie sich noch einmal entschuldigen? Ihre Schuld bestand ja lediglich darin, dass es sie gab. Rebekka lauschte dem Ticken der Uhr auf der Glasvitrine.

Die Schwiegermutter räusperte sich. „An Cholera ist er gestorben, hast du geschrieben.“

Rebekka nickte. Ein Kloß begann ihr in den Hals zu steigen.

„Hat er lange gelitten?“

„Zwei Wochen“, wisperte sie heiser. „Es war furchtbar.“

Sie schwiegen wieder. Die Miene der Schwiegermutter war unbewegt.

„Sein letzter Wunsch war, dass ich Sofie nach Ihnen benenne.“ Rebekka schlug die Augen nieder. „Am meisten hat er daran gelitten, dass er mit Ihnen nicht versöhnt gewesen ist.“

„Ich habe immer befürchtet, dass es so endet. Aber im Grunde hatte ich ihn schon verloren, als du in sein Leben getreten bist.“

„Aber Frau Mutter, er hat sich für den Missionsdienst in China entschieden, bevor ich ihm vorgestellt wurde.“

„Er wäre nicht gegangen ohne dich. Du warst der Lockvogel dieser Mission!“

„Das ist nicht wahr! Er fühlte so eine Leidenschaft, Menschen zu helfen. Hätten Sie ihn in China nur erlebt! Er hat in Schaudschu eine Klinik aufgebaut – eine Kirche, eine Schule. Wissen Sie, wie viele Leben er gerettet hat? Wie viel Leid er gelindert hat? Können Sie darauf nicht stolz sein?“ Rebekka erfasste Erbarmen mit der Frau, die ihr mit bitteren Zügen gegenüber saß.

Mit Wilhelms tiefem Glauben hatte sie nie etwas anfangen können. Für sie war Religion nur Verstandessache – so wie für viele aus der gebildeten Schicht Berlins, die sich für aufgeklärt hielten.

„Wilhelm war der wunderbarste Mensch, den ich ...“ Plötzlich brach die sorgsam vergrabene Trauer in der Tiefe ihres Herzens wie ein Damm. Monatelang hatte sie versucht, die Erinnerungen an

Wilhelm und China auszulöschen. Nun brachen sie wie eine Flutwelle hervor und überschwemmten sie. „Frau Mutter, Sie als Witwe müssten mich doch verstehen! Ihnen hat er doch auch alles bedeutet!“ Schluchzend sackte sie in sich zusammen. „Ich war so allein in meiner Trauer um Wilhelm! Immer musste ich stark sein.“ Sie weinte hemmungslos.

Plötzlich fühlte sie eine steife Hand auf der Schulter. „Du hast ihn wirklich geliebt“, flüsterte die Schwiegermutter. Sie stand vor ihr. Ihre Finger zitterten. Auf einmal spürte Rebekka ein Beben im stocksteifen Körper der alten Dame. Ein Schluchzen drang an ihr Ohr. Rebekka tastete nach den Fingern auf ihrer Schulter und hielt sie für eine Weile weinend fest, bis die Schwiegermutter sich räusperte. „Vielleicht habe ich mich geirrt – in Wilhelm und in dir.“

Rebekka blickte durch den Tränenschleier auf.

Die Schwiegermutter tupfte sich die Augen mit einem Tuch und hangelte sich auf den Stuhl zurück. „Und du hast wieder geheiratet?“

„Ich musste. Er ist ein verwitweter Pastor. Ich hatte keine andere Wahl, wenn ich mit den Kindern versorgt sein wollte.“

„Warum bist du nach der Ankunft nicht zu mir gekommen?“

„Ich habe es nicht gewagt, Frau Mutter. Erst jetzt in der Not ...“

Die Schwiegermutter reichte Rebekka ein Taschentuch. Etwas Weiches spiegelte sich in den harten Zügen. „Weiß dein Mann, dieser ... Pastor, wo du bist?“

Sie schüttelte den Kopf. „Er wollte Jakob einem Freund in ein Internat nach Leipzig mitgeben. Da bin ich heute früh geflüchtet.“

Ein Lächeln huschte über das Gesicht der alten Dame. „Aber seine Kinder hast du mitgeschleppt? Du hast wohl mehr Herz als Verstand.“

Rebekka berichtete ihr die Gründe.

„Und was willst du jetzt tun?“

„Stolz wie er ist, wird er mir nie verzeihen, dass ich ihn wegen Jakob verlassen habe. Und das kurz vor der Visitation! Damit habe

ich ihn mehr als bloßgestellt!“ Sie schüttelte resigniert den Kopf. „Nein, das ist endgültig aus. Ich suche uns ein Zimmer und arbeite als Amme oder Näherin. Ich hoffe, dass ich am Hausvogteiplatz –“

Die Schwiegermutter hob abwehrend die Hand. „Das kommt gar nicht infrage. Ihr bleibt hier bei mir. Wilhelms Zimmer ist ja frei.“

Rebekka schüttelte den Kopf. „Ich will Ihnen nicht zur Last fallen, Frau Mutter. Ich werde versuchen –“

Es klopfte. Caroline trat ein; Josef quengelte in ihrem Arm. „Er lässt sich leider nicht mehr von mir beruhigen.“

Rebekka zog den Sessel in die Ecke und drehte sich mit Josef zur Vitrine. Hinter sich hörte sie die Frauen lebhaft tuscheln.

„Aber das wäre doch eine wunderbare Idee, Mutter. Bitte! Erlaube mir, Rebekka zu fragen. Wenn sie mich auf den Ball begleiten würde, könnte ich Charlotte von Sachsen-Meiningen zusagen.“

Rebekka hoffte, sich verhört zu haben.

Das Baby lag satt und zufrieden im Arm, als sie sich etwas später aus ihrer Ecke erhob. Sie blickte in zwei erwartungsvolle Mienen.

„Rebekka, du könntest Caroline und mir einen Dienst erweisen – sozusagen als Gegenleistung dafür, dass du hier mit den Kindern wohnst, bis ... deine Situation geklärt ist.“ Die Schwiegermutter hob das Kinn. „Wir bieten dir eine Stelle als Gesellschafterin an.“

„Und was soll ich dabei tun?“ Rebekka beschlich ein ungutes Gefühl.

„Bitte, begleite mich auf die Bälle und Feste in Berlin. Ich kann ja schlecht allein hingehen und alle Freundinnen sind verlobt oder verheiratet.“ Mit flehendem Blick trat Caroline auf sie zu. „Es wäre so wichtig für mich, dass ich eine hoffnungsvolle Bekanntschaft mache. Sonst ende ich noch als alte Jungfer!“

Rebekka zögerte. „Ich war noch nie auf einem Ball und kann nur wenige Schritte tanzen. Außerdem habe ich nichts anzuziehen und kann nur ein paar Stunden von Josef weg.“

„Ach, alles kein Problem.“ Lässig winkte die Schwägerin ab. „Das Hausmädchen füttert Josef Brei. Ein Kleid bekommst du von mir

und meine Zofe macht dir die Haare. Als Anstandsdame musst du den ganzen Abend nur mit ernstem Gesicht herumstehen.“ Caroline lachte. „Und tanzen musst du auch nicht. Es sei denn, die Herren finden Gefallen an dir.“ Sie kicherte.

Rebekka rollte mit den Augen. „Ich weiß nicht ...“ Ihr Blick fiel auf die Miene der Schwiegermutter – sie sah zufrieden aus.

„Bitte, Rebekka. Bald geht es los!“ Caroline hakte sich übermütig bei ihr unter und zog sie mit. „Bis dahin üben wir tanzen und finden ein Kleid für dich. Überhaupt werden wir dich so armselig, wie du gekommen bist, nicht herumlaufen lassen.“

30

Ich bin unterwegs, ...



... um mich dort als Fremdling
niederzulassen.
Richter 17,9

Berlin, 14. Juli 1883

Die Kutsche fuhr durch das Tor des Jagdschlusses Grunewald und hielt im Hof. Rebekka steckte den Kopf aus der Tür der Droschke und fühlte sich wie damals, als sie China zum ersten Mal betreten hatte.

Mit klopfendem Herzen war sie den Landungssteg des Segelschiffes im Hafen von Schanghai hinuntergeschritten und in eine völlig andere Welt eingetaucht. Fremde Gerüche, seltsame Kleidung, unverständliche Laute – nichts war ihr vertraut gewesen, außer

Wilhelms Arm, an den sie sich geklammert hatte. Nun hing sie an seiner Schwester wie ein Kind, das sich fürchtete, verloren zu gehen.

Weiß getüncht erhoben sich vor ihr die schnörkellosen Mauern des Jagdschlusses und versprühten den Charme einer mittelalterlichen Burganlage. Durch die hohen Bäume schimmerte der Grunewaldsee im Licht der Abenddämmerung.

„Nun komm endlich, Rebekka!“ Caroline zog sie mit in Richtung des hell erleuchteten Eingangs, über dem ein schlanker Turm mit grünem Spitzdach aufragte.

Unsicher stakste Rebekka mit den geliehenen Seidenschuhen über das Kopfsteinpflaster. In ihrem Magen vibrierte es vor Aufregung – seit Tagen hatte sie nichts mehr dauerhaft in sich behalten. „Wem gehört das Schloss?“ Staunend blickte sie um sich.

„Na, der Kaiserfamilie!“ Caroline lachte und schüttelte den Kopf. „Heute gibt die Enkelin des Kaisers einen Ball – Charlotte von Sachsen-Meiningen. Ein lebenslustiges Ding!“ Die Schwägerin zwinkerte ihr zu und hielt ihr eine der edlen Tanzkarten mit dem kaiserlichen Wappen hin, die man ihnen am Eingang überreicht hatte.

Rebekka rollte mit den Augen. Tratsch über die Kaiserfamilie hatte sie zur Genüge in den Villen von Grünheide genossen. Dennoch reizte sie diese fremde Welt ...

Wie in einem Traum trat sie an Carolines Seite in den Tanzsaal, der im Licht der Kronleuchter und Spiegel erstrahlte. Hirschgeweihe an der Wand erinnerten an die Jagdgesellschaften, die sich hier amüsiert hatten. Unter Arkaden drehten sich Paare beschwingt zu den Klängen eines Streichorchesters über rote Steinfliesen. Hohe Türen führten in Seitenräume, in denen Tische voll edler Getränke und Leckereien bereitstanden.

„Darf ich dir Frederike Freifrau von Königen-Hagen vorstellen?“ Caroline schob sie vor die nächste Bekannte. Rebekka blickte erneut in ein gepudertes Gesicht, dessen leere Augen sie mit einem aufgesetzten Lächeln musterten. Rebekka nickte mechanisch. Un-

auffällig trat sie von einem Fuß auf den anderen, während Caroline in bester Laune plauderte. Warum nur wogen ihre Beine wie Blei? Bald surrte Rebekka der Kopf von all den langen Namen und Titeln sowie den Geschichten, wer mit wem verwandt oder liiert war.

Ihr Blick schweifte zu einem der großen Spiegel, die von der Wand zu ihr herabglitzerten. Caroline hatte ihr ein Ballkleid in zartem Zitronengelb geliehen, dessen herzförmiges Dekolleté vorne und hinten von Rüschchen umspielt war. Am liebsten hätte sie ein Tuch über sich gebreitet. Wenn Vater oder jemand aus dem Missionshaus sie so gesehen hätte!

Rebekka tröstete sich mit dem adretten Anblick ihrer Locken, die ihr die Zofe hochgesteckt hatte – bis auf zwei, die kokett an den Schläfen baumelten. Zwischen den Lichterflammen bemerkte Rebekka plötzlich einige Augenpaare, die unverhohlen auf ihr ruhten.

Schnell eilte sie Caroline hinterher.

„Dürfte ich Sie um einen Tanz bitten?“

Rebekka fuhr herum.

Ein Mann in preußisch-blauer Gala-Uniform schlug die Hacken aneinander und verbeugte sich vor ihr. Seine goldenen Knöpfe blinkten im Lichterschein. Die kurzen Koteletten erinnerten sie an Friedrich. Sie drückte ihre Tanzkarte an sich. „Ich begleite nur meine Schwägerin und tanze nicht. Wenn Sie sich bitte an die Dame dort wenden ...“

Ihr Gegenüber verzog enttäuscht die Miene. Mehrere Anfragen leitete sie an Caroline weiter. Ihre brünette Schwägerin war hocherfreut und trug alle eifrig mit ihrem kleinen Bleistift in die Tanzkarte ein.

Die Trompete kündete den nächsten Tanz an. Müde setzte sich Rebekka am Rand auf einen roten Samtstuhl. Versonnen sah sie den Paaren zu. Wie gerne hätte sie getanzt.

Wenn Friedrich jetzt wüsste, wo sie gerade war ... *Ob ich ihm doch schreiben soll? Um Verzeihung betteln? Aber was wird aus Jakob? Soll ich ihn etwa bei der Großmutter zurücklassen?*

Ein Stich durchzuckte ihren Magen, als ob sie seekrank wäre. Sie sprang auf und rannte los mit der Hand vor dem Mund. Viel Zeit würde ihr nicht bleiben, bis sie die Büsche im dunklen Hof erreicht hätte.

Unauffällig tupfte sich Rebekka kurz darauf mit dem Taschentuch den Mund und spülte ihn mit einem Schluck Wein, während sie sich den Weg zurück durch die Damengarderobe bahnte. Sie musste sich gründlich den Magen verdorben haben. Schon seit Tagen plagte sie diese lästige Übelkeit. Sie hielt auf der Schwelle zum Ballsaal inne.

Seit Tagen? Seekrank?

Schwach tastete sie neben sich nach der hohen Flügeltür. Sie war doch nicht etwa wieder ...? Rebekka holte tief Luft. Möglich wäre es.

Allein die Ahnung schubste ein Karussell in ihr an. Wie benommen ging sie zu ihrem Stuhl. Niemals würde sie es behalten dürfen, wenn er davon erfahren würde. Vielleicht würde er sie aus diesem Grund auch wieder bei sich aufnehmen? Sie stoppte das Karussell. *Nein, so nicht.* Steif richtete sich Rebekka an der Lehne auf und reckte das Kinn. Niemals wollte sie auf diese Weise den Platz im Pfarrhaus zurück. Entweder Friedrich nahm sie mit Jakob – oder nicht. Zudem war es nur ein Verdacht und völlig ungewiss.

Sie bemerkte eine Gruppe Offiziere, die tuschelnd und mit flackernden Blicken auf sie zuschritten. Höflich lächelnd wiederholte sie die übliche Absage und schob ein Kristallglas auf die unausgefüllte Tanzkarte. Die Männer bedauerten und wendeten sich neuer Beute zu. Rebekka atmete auf und ließ den Blick über die Gäste schweifen, die am Rand der Tanzfläche flanierten.

Plötzlich stockte ihr der Atem. *Das kann nicht sein!* Schnell sah sie weg. Sie musste sich getäuscht haben! Verstohlen wagte sie noch einen Blick in dieselbe Richtung.

Er ist es! Ohne Zweifel.

Sie hätte seine Umrisse auch im Dunkeln erkannt. Die dunklen Korkenzieher und der südländische Teint waren unverwechselbar.

Pierrot!

Und seine Augen ruhten auf ihr.

Hilfe suchend sah sie sich nach Caroline um, doch diese drehte sich immer noch mit einem der Offiziere auf der Tanzfläche. Während sie um sich schaute, bahnte sich Pierrot Salmas einen Weg durch die Menge.

„Rebekka!“ Der Kapitän der *Susanna* streckte ihr die Hände entgegen. „Bist du es wirklich? Ich hätte dich fast nicht erkannt!“ Er ließ den Blick an ihr herabgleiten.

Sie erschauerte. „Ich begleite nur meine Schwägerin Caroline von Sassnitz als Anstandsdame. Sonst nichts.“

Er schnappte ihre Tanzkarte, klappte sie auf und strahlte sie an. „Umso besser, du bist ja frei zum Tanzen!“

Sie wehrte ab, doch er schob den Arm ohne weiteres Fragen hinter ihren Rücken, ergriff ihre Hand und drehte sich mit ihr zum Walzer in die Reihe der Tanzenden.

Rebekka war schwindelig vor Überraschung und Empörung. Sollte sie sich ohnmächtig fallen lassen? Das würde die Aufmerksamkeit des ganzen Saales auf sie lenken. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich seiner Führung und dem Takt der Musik zu überlassen. Ob er ihr noch böse war, weil er wegen ihr die Stiegen in den Laderaum hinabgestürzt war? Sie hatte ihm ja nicht einmal *Lebewohl* gesagt ...

„Nie hätte ich mir erträumt, dich jemals wieder in den Armen zu halten, Rebekka.“ Er blinzelte ihr versonnen zu. „Dein Abschied war etwas brüsk. Die blauen Flecken haben mich noch lange an dich erinnert.“ Er zwinkerte ihr zu und drehte sie so schwungvoll, dass sie den sehnigen Arm des Seemanns im Rücken spürte. „Aber ich habe dich nie vergessen. Du bist bezaubernder denn je.“

Er presste sie dichter an sich. Ihre Füße berührten kaum mehr die Steinfliesen. Süßlich und holzig zugleich wehte sein Duft bei jeder Drehung zu ihr herüber. Es war wie ein Luftstoß in die glimmende

Glut ihrer längst vergessenen Gefühle, die nur darauf warteten, im Laderaum ihrer Seele aufzulodern. Ihr war es, als wäre sie im Segelklipper auf wogender See, Wind und Wellen rauschten um sie und die Gischt prickelte auf ihrer Haut.

Zielstrebig und elegant steuerte Pierrot sie zwischen den anderen Tanzpaaren hindurch.

„Ich fühle mich wie ein Schiff, das durch die Meere schaukelt.“ Sie lachte wehmütig, schloss die Augen und spürte die Locken an den Schläfen wippen.

„Als Kapitän stets zu deinen Diensten. Breite deine Segel aus!“ Ein flüchtiger Kuss streifte ihre Wange.

Erschrocken öffnete sie die Augen. Aufgewühlt begann ihr Herz zu schlagen. *Noch ein Schritt weiter, und du schlitterst wieder hinein!* Irgendwie musste sie die See in sich bezwingen. „Bitte, Pierrot, bring mich zurück an den Platz!“

„Ich denke nicht daran!“ Er lachte und drehte sich weiter mit ihr. „Warum bist du hier, Rebekka? Ich dachte, du hättest geheiratet.“

Sie sah zur Seite und schwieg.

„Dass ich dich gerade auf Schloss Grunewald treffe! Suchst du einen reichen Mann?“ Er zwinkerte ihr zu. „Ich bin dabei, einer zu werden. Meine Geschäfte florieren! Ich bin mittlerweile Teilhaber einer Reederei in Hamburg. Wie ich dir auf See gesagt habe.“

Ihre Füße traten wieder auf den harten, glatten Tanzboden unter sich. „Ich habe geheiratet, Pierrot.“

„Den Pfaffen?“

„Ja.“

„Und wo ist er?“ Er blickte sich um. „Du führst doch nicht etwa ein Doppelleben?“ Er schob die Hand auf ihrem Rücken höher. Seine Finger berührten ihre Haut. Wie sie das Dekolleté bereute!

„Ich habe meinen Mann verlassen. Jakob und er kamen nicht miteinander aus.“

„Ich habe dir gleich gesagt, du gehörst nicht in die Arme eines Pfaffen!“

Die Musik verebbte. Rebekka ließ ihn los und fuhr sich über die erhitzte Stirn. „Bringen Sie mich zum Tisch zurück, Kapitän!“

„Warum so förmlich, Rebekka? Wir waren doch schon längst beim Du!“ Er grinste und bot ihr den Arm. „Unser Wiedersehen ist kein Zufall! Sicher hat dein Herrgott seine Hand im Spiel.“

Verblüfft über seine Worte hakte sie sich ein.

Caroline sah ihr mit großen Augen am Rande der Tanzfläche entgegen. Wie sollte sie der Schwägerin nur den attraktiven Kapitän an ihrer Seite erklären, mit dem sie plötzlich getanzte hatte? Wenn es bloß nicht die Schwiegermutter erfuhr ...

Doch Caroline hatte keine Gelegenheit, ihr neugierige Fragen zu stellen. Ein schlanker Mann in preußischer Militäruniform bat sie um den nächsten Tanz. Vermutlich war er ein ranghöherer Offizier, vielleicht sogar ein Major? Er schien in etwa so alt wie Friedrich zu sein und war offensichtlich nicht an den blutjungen Debütantinnen interessiert, die in dieser Saison zum ersten Mal einen Ball besuchten.

„Tut mir leid, den nächsten Tanz habe ich schon versprochen.“ Caroline schüttelte gerade bedauernd den Kopf über der Tanzkarte, als Rebekka neben sie trat.

Der Major drehte sich ihr mit hoffendem Blick zu. „Darf ich Sie bitten?“

Doch bevor sie den Mund öffnen konnte, schob sich Pierrot zwischen sie und den Major. „Tut mir leid, aber die Dame ist für den Rest des Abends komplett an mich vergeben.“ Er schob sie zurück zur Tanzfläche.

Rebekka war sprachlos. Sie sah noch Carolines verdutzten Blick, während eine Fanfare den nächsten Tanz ankündete. Erst nach ein paar Drehungen fand sie die Sprache wieder. „Pierrot, was war das? Mehr als drei Tänze miteinander sind unschicklich!“

„Entschuldige, aber ich werde nicht zulassen, dass du mir wieder entrissen wirst. Wenn Wind weht, hisse ich Segel. Und wenn die Liebe meines Lebens in meinen Armen ist“, er blitzte sie mit funkelnden Augen an, „lasse ich sie nicht mehr los.“

Sie ahnte, dass er den Rest des Abends Wort halten würde. Also tanzte sie mit ihm – was sollte sie sonst auch tun? Walzer um Walzer schmolz ihr Widerstand im Rhythmus der verträumten Klänge.

Könnte diese Begegnung wirklich eine Fügung des Himmels sein? Die Rettung aus der Not? Wäre er doch der richtige Mann für sie? Jakob hatte sich so wunderbar mit ihm verstanden. Oder war es nur eine Versuchung? Eine Prüfung? Sie wusste es nicht. Besser sie schwieg und sagte ihm vorerst nichts von Josef ...

„Wo wohnst du in Berlin? Verrate es mir doch!“ Erneut versuchte es Pierrot herauszubekommen, während er sie zum Buffet führte. Es war schon nach Mitternacht, und er ahnte wohl, dass sie müde wurde.

Sie schwieg und winkte stattdessen Caroline, die sich bereits einen Teller mit Speisen aufgeladen hatte. Sie schien sich bestens mit dem Major zu amüsieren, der sich ihr an die Fersen geheftet hatte.

„Na, du bist mir eine Anstandsdame, Rebekka! Ziehst die Herren an wie die Fliegen.“ Caroline nahm sie am Buffet zur Seite. „Wer ist denn der schöne Spanier?“ Sie schielte zu Pierrot und steckte sich ein Stück Hummer in den Mund.

„Seine Mutter ist Französin.“

„Er verfolgt dich ja wie ein Schatten.“ Sie kicherte und Rebekka errötete.

„Sieh mal, wen ich mir geangelt habe – einen Major. Er will sich Mutter vorstellen.“ Sie stupste ihr aufgeregt in die Seite.

„Wie schön! Aber es ist schon spät, Caroline. Ich möchte jetzt heim zu meinem Kind“, flüsterte Rebekka.

„Was, jetzt schon?“ Sie schob enttäuscht die Lippe vor. „Ich dachte, sie füttern dem Kleinen Brei?“

„Ja, aber trotzdem staut es sich hier bei mir drin“, flehte Rebekka leise und legte dezent die Hand auf die Brust. Dann drehte sie sich dem Major und Pierrot zu. „Meine Herren, wir verabschieden uns. Es hat uns gefreut!“

Pierrot setzte überrascht sein Weinglas ab, nahm Caroline den

Teller aus der Hand und gab ihn Rebekka. „Gestatte mir noch einen letzten Tanz mit deiner reizenden Schwägerin!“ Mit diesen Worten führte er die junge Frau auf die Tanzfläche.

Verblüfft stellte Rebekka den Teller ab. Was führte Pierrot im Schilde?

„Würden Sie mir ebenfalls die Gunst eines letzten Tanzes gewähren?“ Der Major verneigte sich galant. Sie seufzte leise und nickte. Auf diese Weise konnte sie wenigstens Caroline im Blick behalten.



Es war nach sechs Wochen ein schwerer Gang für Friedrich. Alles in ihm sträubte sich, an der Tür des vierstöckigen Stadthauses in der Prignitzstraße zu läuten. Aber er brauchte Hilfe. Er war bei der Suche auf jemanden angewiesen, der Beziehungen hatte, wenn er auf die Polizei verzichten wollte. Und das wollte er! Schließlich wünschte er sich, seine Frau zurückzugewinnen und sie nicht als Gefangene abführen zu lassen.

In den letzten Wochen hatte er jeden Tag aufs Neue gehofft, sie würde vor der Tür des Pfarrhauses stehen. Anfangs hatte er sich für diesen Fall strenge Worte zurechtgelegt. Wie ärgerlich war es gewesen, dass er sie bei der Visitation nicht hatte vorstellen können! Mehrmals hatte ihn der Superintendent auf Rebekka angesprochen, auf die Sonntagsschule, die Andachten bei den Tagelöhnern, die Jungfernstunde, den Missionskreis, die Renovierung der Köhlerhütten ...

Inzwischen hatte Friedrich alle Scheltworte begraben. Er wollte Rebekka nur noch in die Arme schließen. Längst war die Stille im Pfarrhaus unerträglich geworden.

Im düsteren Treppenaufgang vergewisserte sich Friedrich, dass sein Kragen tadellos saß. Er atmete den vertrauten Geruch von altem Leder ein, als er eintrat. Der Platz hinter dem wuchtigen Schreibtisch war leer. Aber es knarrte neben ihm auf der Leiter, die bis in die obersten Regale der hohen Wände führte.

„Nicht zu fassen! Wer lässt sich denn da bei mir blicken?“ Am Ende der Sprossen blinzelten ihm eisgraue Augen entgegen. „Was verschafft mir die Ehre?“ Der Weißhaarige reichte ihm zwei staubige Bücher nach unten. Ächzend stieg der Alte hinab.

Friedrich küsste die Finger, die sich ihm hinstreckten.

Wortlos wies die Hand auf den Sessel vor dem Schreibtisch. „Zigarre?“

Friedrich hob ablehnend die Hand.

„Wie geht es dem jüngsten Spross der Familie Hoffmann?“ Der Alte setzte sich ihm gegenüber.

Friedrich lächelte gequält. „Bestens, Herr Vater.“

„Man hört ja Erstaunliches vom Speziälsuperintendenten. Über den grünen Klee hat er deine Gemeinde gelobt.“ Er zündete eine Zigarre an. „Vor allem, was du mit deiner Frau auf die Beine stellst, hat bei den Herren Anklang gefunden. Man handelt dich schon für eine größere Pfarrei in der Kirchenprovinz Mark Brandenburg.“ Der Alte blies den Rauch durch die Nase. „Am Ende verhilft dir deine schöne Missionarin noch zum Erfolg.“ Sein Vater lachte süffisant.

Friedrich schnaubte. „Sie hat mich verlassen.“

Der Alte hustete. „Und das sagst du mir ins Gesicht?“

„Es gibt nichts zu beschönigen.“

„Ich hatte dich gewarnt. Aber du wolltest ja ins Unglück rennen!“

Friedrich atmete tief durch und beugte sich zu ihm vor. „Ich brauche Ihre Hilfe, Herr Vater! Ich muss sie finden. Unbedingt!“

„Ich habe einen guten Anwalt für dich! Sie hat dich verlassen, also ist die Annullierung der Ehe kein Problem. Dann bist du sie los!“ Zischend stieß der Alte den Rauch aus. „Für den Säugling nimmst du dir eine Amme und an der nächsten Pfarrstelle eine neue Frau. Es gibt genug, die einem Mann von deinem Stand zu Füßen liegen!“

Der süßliche Qualm stach Friedrich in die Nase. „Nein, ich will sie zurück! Notfalls schalte ich die Polizei ein. Aber zuvor bitte ich Sie, Herr Vater, für mich Erkundungen einzuholen, wo sie sein könnte.“

Der Alte rollte die Augen. „Nur unter einer Bedingung! Du gehst mit mir zum Generalsuperintendenten. Und du nimmst die größere Pfarrstelle an, die man dir anbieten will.“

Friedrich wand sich auf dem Sessel. „Es ist mir peinlich vor dem Bischof, dass meine Frau bei der Visitation nicht da war.“

„Haltung, mein Sohn, Haltung! Tu einfach so, als ob sie eine Verwandte pflegen würde.“

„Nein, ich will nichts vorspielen. Bitte, Herr Vater, hören Sie sich um! Sie hat fünf Kinder dabei! Sie kann sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Vielleicht ist sie in Vorpommern – ihre Schwester ist in Stellung auf einem Gut in Rothenklempenow.“

„Meinetwegen. Aber du hältst dich an unsere Abmachung! Ich besorge dir eine Einladung beim Generalsuperintendenten.“ Friedrich erhob sich und schlug die ausgestreckte Hand ein. „Und bitte sagen Sie Mutter nichts. Ich will nicht, dass sie sich Sorgen macht.“

„Beichtgeheimnis. Abgemacht, mein Sohn.“



Rebekka stand drei Tage nach dem Ball am Fenster des Salons und sah in den Regen hinaus. Dicke Tropfen rannen vor ihr am Glas hinunter. Endlich hatte sich ihr Magen beruhigt, nachdem sie heute Morgen gleich zweimal die Schüssel gebraucht hatte.

Leider konnte sie die Kinder nicht in den Garten hinunterschicken, der von Hecken umgeben hinter dem Stadthaus lag. Jakob zankte sich bei einem Brettspiel am Tisch mit Lene wegen des Würfels. Rebekka fühlte sich zu kraftlos, um den Jungen zu bändigen. Wie oft hatte sie das insgeheim Friedrich überlassen und war selbst nachgiebig gewesen ...

Grete hing jammernd an ihrem Rock. Nur Sofie saß zufrieden über einem Bilderbuch.

Eine Kutsche hielt vor dem Nachbarhaus. Ein hochgewachsener Mann stieg aus. Kurz blickte er an den Häusern hoch. Wie schön

wäre es, wenn es Friedrich wäre. Wenn er klingeln würde, sie in die Arme schließen würde. Sie mit allen Kindern mitnähme ... Ernüchtert ließ sie den Vorhang zurückfallen.

Er wusste ja nicht einmal, wo sie war.

Der Brief an ihn lag unvollendet in der Schublade. Ja, sie wollte ihn um Verzeihung bitten, aber die Frage um Jakob war nicht gelöst. Nein, es führte kein Weg zu ihm zurück – so sehr sie es auch wünschte. Sie hatte ihren Sohn gewählt.

Wenn sie ein preiswertes Zimmer in Berlin finden könnte – für sich, Jakob, Josef und Sofie ... Seufzend legte sie die Hand auf den Unterleib. Sollte sie guter Hoffnung sein, dann müsste sie ihm nach der Geburt das Baby überlassen – als Frau hätte sie bei einer Scheidung vor Gericht keine Chance. Der Gedanke schmerzte sie unerträglich. Sie versuchte den zarten Gefühlen zu widerstehen, die in ihr keimten.

Sanft strich sie mit der Hand über den Bauch und blickte zur Wiege in der Ecke des Salons. Die Schwiegermutter hatte sie vom Dachboden holen lassen. Wilhelm und Caroline hatten einst darin gelegen. Nun schlummerte Josef darin wie ein Prinz. Wie sollte es weitergehen, wenn er älter würde? Wo sollte sie mit ihm hin, wenn sie als Amme arbeiten würde?

Sie nahm das quengelnde Mädchen an ihrem Rockzipfel auf den Arm. Bald würde sie sich auch von Friedrichs Töchtern trennen müssen. „Lass uns schauen, Grete, was draußen zu sehen ist.“ Sie versuchte, sich und die Kleine abzulenken, und zog den Vorhang wieder zur Seite.

Erneut hielt eine Kutsche – wieder stieg ein Mann aus. Flüchtig kam ihr die Gestalt bekannt vor. Doch sie erwartete niemanden und machte Grete auf die Tauben aufmerksam, die auf dem Erker des Nachbarhauses unter einem Wasserspeier kauerten. Sie sang das Lied vom „Täubchen auf dem Dache“ und drehte sich mit ihr tanzend in den Raum. Die Kleine quietschte.

„Ich auch, Mutter!“, rief Sofie. Lene ließ ihren Bruder mit dem

Würfelspiel sitzen. Rebekka bildete mit den Mädchen einen Reigenkreis. Jakob stöhnte gelangweilt.

Da läutete es am Hauseingang. Kurz darauf klackerten die Schritte des Hausmädchens durch den Flur. Jakob sprang aus dem Salon und flitzte durch das *Entree* ins Treppenhaus, obwohl er wusste, dass die Schwiegermutter ihn dafür zur Strafe aufs Zimmer schicken würde.

„Jakob, bleib hier!“, rief Rebekka. Doch der Junge hörte nicht.

Um der Mädchen willen sang sie weiter.

Sie hörte, wie die Schwiegermutter aus dem Lesezimmer trat, in dem sie mit ihren drei Freundinnen Karten spielte. Im Empfangsraum nebenan ertönten Stimmen.

Dann öffnete die Schwiegermutter die Tür zum Wohnzimmer. „Rebekka, Besuch für dich. Ich glaube, es ist dein Gatte.“

Sie sah eine Männergestalt hinter die Schwiegermutter treten. *Friedrich?* Ihr Herz drohte auszusetzen. *Wie hat er mich gefunden?*

Sofie von Sassnitz musterte den Besucher hinter sich und blickte dann zurück zu ihr. „Der Kleine ist deinem Mann ja wie aus dem Gesicht geschnitten! Unglaublich diese Ähnlichkeit.“

Rebekka erstarrte.

Die Schwiegermutter trat mit dem Gast in den Salon ein. Er hatte einen großen Blumenstrauß im Arm.

Caroline! Sie hat ihm die Adresse verraten!

Rebekka brauchte einen Moment, bis sie die Sprache wiederfand. „Schwiegermutter, das ist nicht Friedrich. Darf ich vorstellen ...“, stammelte sie, „dies ist Kapitän Salmas. Wir kennen uns von der Überfahrt auf See.“

„So?“ Die Schwiegermutter hob die Brauen, senkte das Kinn und atmete tief durch. Mit rauschendem Kleid verließ sie den Salon.

Ein Dienstmädchen stellte eine Vase mit Wasser auf den Tisch.

„Überrascht?“ Pierrot lächelte charmant und überreichte ihr die Rosen. Sie waren rot. Ein schwerer Duft kitzelte in Rebekkas Nase.

„Ja.“ Verwirrt betrachtete sie die betörenden Blüten.

„Auch ich bin überrascht über das, was mir eben zu Ohren kam. Ist das ... der Kleine?“ Pierrot trat an die Wiege. Das Lächeln auf seinem Gesicht erfror. Er zog die Decke vom Kinn des schlafenden Kindes zurück und sah sie betroffen an. „Rebekka, ich wusste nicht ... Ist es mein ...?“

Sie nickte fast unmerklich mit einem Augenaufschlag.

„Warum hast du mir nichts gesagt? Ich hätte für dich und das Kind gesorgt!“ Er blickte wieder in die Wiege zurück. Behutsam zog er die Decke zur Seite und verschwand mit seinem Lockenkopf zwischen dem Schleier über dem Bettchen. Mit dem Baby auf dem Arm kam er wieder hervor. Vorsichtig löste er das Mützchen vom Kopf. Er hatte feuchte Augen. „Wie heißt er?“ Seine Stimme klang heiser.

„Josef.“

„Josef ...“ Er hob das Kind an die Lippen und küsste es zärtlich. „Ich habe einen Sohn.“ Fassungslos und beglückt zugleich ging er mit ihm ein paar Schritte im Raum umher. Immer wieder küsste er den Kleinen. Dann blickte er sie an.

Rebekka war wie gelähmt. Vom Sofa her starrten ihn Lene und die kleinen Mädchen an. Er trat auf Rebekka zu, legte ihr die Hand um die Hüfte und zog sie an sich.

„Ich habe nicht geahnt, welche Folgen die eine Nacht für dich gehabt hat. Vergib mir!“ Er sah wieder auf Josef. „Allerdings, wenn ich dieses Wunder hier sehe, bereue ich nichts!“

Sie drehte sich aus seinem Arm heraus. „Pierrot, bitte, die Kinder ...“ Sie deutete mit dem Kinn in Richtung des Sofas.

Er schob sie ans Fenster.

„Lass den Pfarrer, Rebekka. Ich habe immer gewusst, dass du zu mir gehörst. Soll er die Scheidung einreichen. Geben wir ihm Grund dazu!“ Er umfasste sie mit dem freien Arm, presste sie an sich und küsste sie.

„Pierrot“, japste sie. Alles drehte sich in ihr.

„Komm mit nach Hamburg!“, keuchte er leise. „Bleib bei mir!“

Rebekka schob ihn zurück und schüttelte verwirrt den Kopf. „Aber Jakob und Sofie! Alles ist ungeklärt.“

„Die beiden bringst du mit! Ich habe eine Wohnung in Hamburg.“

Die Tür klappte. „Was höre ich? Besuch? Kapitän Salmas!“ Lachend schob sich Caroline mit zwei Einkaufspaketen in den Salon.

Pierrot verbeugte sich galant. „Wie geht es Major von Stehlen?“

Caroline kicherte. „Wir erwarten ihn übermorgen zum Diner.“ Sie entdeckte die Mädchen, die auf dem Sofa kauerten. „Kommt mit, ihr Drei, schaut, was ich gekauft habe! Auch für euch ist was dabei!“

Die Kinder sprangen vom Sofa und folgten ihr ins Esszimmer. Caroline zwinkerte den beiden beim Hinausgehen zu.

Bekommen blieb Rebekka mit ihrem Gast zurück und stellte die Rosen ins Wasser. Stille füllte den Salon. Bewusst setzte sie sich auf den schmalen Sessel und nicht auf das Sofa.

Stattdessen nahm Pierrot mit Josef im Arm darauf Platz. „Was hast du vor, Rebekka? Bitte, sag es mir!“

Während seine wachen braunen Augen schimmernd auf ihr ruhten, erzählte sie zögernd von ihrer Idee, ein Zimmer zu nehmen und als Näherin zu Hause zu arbeiten.

Mit einem Finger strich er sich über das dunkle Kinn und fuhr dann zärtlich über Josefs Wange. „Ich habe eine Großmutter in Berlin. Wegen ihr bin ich hier. In ihrem Haus steht eine kleine Wohnung für Dienstboten leer. Nur zwei Zimmer, aber vielleicht könntest du ja mit Josef dort wohnen – zumindest, bis uns klar ist, wie es weitergeht.“

„Meinst du?“ Rebekka horchte auf. Hoffnung keimte in ihr. Half Gott ihr auf diese Weise, einen Weg für sich und die Kinder zu finden? Mit drei Kindern bei der Schwiegermutter in Wilhelms Jugendzimmer zu leben, war auf Dauer keine Lösung. Seit ihrer Trennung von Friedrich hatte sie viele Stoßseufzer zum Himmel geschickt. Wenn sie umsonst zwei Zimmer hätte und nur für den Unterhalt nähen müsste, wäre es auf jeden Fall leichter.

„Großmutter braucht die Zimmer nicht. Ihr Hausmädchen schläft in Rufnähe bei ihr in der Wohnung.“ Pierrots Augen glänzten. „Und ich könnte dich dort jederzeit besuchen.“

Sofort war ihr klar, was er sich dabei erhoffte – ihr Herz wieder zu erobern und sie nach Hamburg mitzunehmen. Nun, so ganz unvorstellbar war es für sie nicht, wenn sie in diese Augen sah. Dieser Charme, dieses leidenschaftliche Werben brachte erneut etwas in ihr zum Klingen. Und er war der Vater ihres Kindes! Vielleicht wäre es doch schön, an der Seite dieses Mannes ...

Ihr Blick schweifte zu den roten Rosen auf dem Tisch. Der süßlich schwere Duft strömte betörend zu ihr herüber.

Aber der Gedanke, als Kapitänsfrau zu leben, erzeugte in ihr nach wie vor Schwindel – Reederei hin oder her. Reichtum allein würde sie nicht durch alle Stürme tragen ... und menschliche Leidenschaft konnte erlöschen. Was würde sie in Freud und Leid durchtragen, wenn ihre Herzen nicht gemeinsam für Gott schlugen? Schon in alltäglichen Entscheidungen könnte es schwierig werden, wenn sie nicht dieselben Werte teilten, geschweige denn eine Hoffnung über den Tod hinaus.

Unruhig stand sie auf, trat an die Anrichte und läutete mit der Glocke nach dem Dienstmädchen. „Vielleicht einen Tee, Pierrot?“

Er nickte.

Ihr Blick fiel auf den Ehering, der an ihrer rechten Hand glitzerte. Sie schluckte. Tief in ihr brannte es. *Friedrich ... Eine Ehe, in der sich der Himmel spiegelt – davon hatte er geträumt.* Noch trug sie seinen Ring ... und vielleicht auch sein Kind unter dem Herzen. Mit einem tiefen Atemzug schob sie die Erinnerung weg, strich ihr Kleid am Bauch glatt und setzte sich in den Sessel zurück.

Sie musste nach vorne sehen.

Vor ihr saß Pierrot, versunken in den Anblick seines Sohnes, und streichelte den dunklen Flaum auf Josefs Köpfchen.

Das Dienstmädchen stellte ein Tablett vor ihr ab und Rebekka goss Pierrot ein. Der heiße Tee war karamellfarben – so hellbraun

wie damals der Grog in der Sturmnacht, der sie hinweggespült hatte ...

Nein, Gefühle allein sollten sie nicht mehr leiten! Nur Weisheit verhalf zu guten Entscheidungen – diese Lektion hatte sie doch gelernt! Keinesfalls würde sie sich erneut mit ihm einlassen, ohne innere Klarheit zu haben, ob es Gottes Weg für sie wäre. Sie konnte vielleicht ärmlich leben, nicht jedoch ohne Sinn und Ziel.

Aber die Zimmer bei dieser Großmutter wären vielleicht eine Chance, mit den Kindern neu anzufangen.

„Ich bin sehr interessiert an der Wohnung, Pierrot.“ Sie setzte die Kanne ab.

Er strahlte sie an. „Selbstverständlich werde ich dich finanziell unterstützen.“ Er blickte liebevoll auf das schlafende Kind. „Es ist das Mindeste, das ich für dich und meinen Sohn tun kann ... – unseren Sohn.“

„Denkst du, ich könnte auch Jakob und Sofie mit zu ihr nehmen?“

„Das müssten wir geschickt einfädeln. Am besten, ich stelle dich ihr bei einer günstigen Gelegenheit vor.“ Er studierte die weißen Stuckrosen an der Decke. „Nächsten Samstag veranstaltet ein Geschäftsfreund von mir ein Geburtstagsfest. Meine *Grand-mère* ist mit seiner Mutter befreundet und ebenfalls eingeladen. Wie wäre es, wenn du mit mir und Josef dorthin gehen würdest?“ Er lächelte, als ob ihm sein Vorschlag zu gefallen schien. „Geschäftlich wäre es von Vorteil, mich dort mit Sohn zu präsentieren. Und der Kleine wird das Herz meiner alten Dame erobern!“

Rebekka schmunzelte.

Mit einem versonnenen Blick legte er den Arm über die Lehne. „Und kleide dich wie eine Prinzessin. Du sollst die Schönste sein!“

Seine Wege habe ich gesehen ...



... dennoch will ich es heilen.
Jesaja 57,18

Grünheide, 27. Juli 1883

Es hatte geläutet. Die Umrisse einer großen und kleinen Gestalt standen vor der Tür. Friedrich sah es im Pfarrhaus durch das matte Glas der Eingangstür. Mit schnellen Schritten eilte er durch den Gang darauf zu. Sein Herz klopfte schneller mit jedem Schritt. Erwartungsvoll riss er die Tür auf.

„Vater!“ Zarte Arme schlangen sich um seinen Hals.

„Lene!“ Froh und enttäuscht zugleich ging er in die Knie und schloss seine Tochter in die Arme. Wieder hatte sich die Hoffnung zerschlagen, es könnte Rebekka sein.

Mit seiner ältesten Tochter im Arm stand er ächzend auf und begrüßte die alte Freundin aus dem Berliner Missionshaus. „Schwester Marta! Hast du mit meiner Frau gesprochen? Wo ist sie? Wie geht es ihr?“

Marta Maser schüttelte traurig den Kopf. „Rebekka hat das Kind im Hof des Missionshauses einer Schwester in die Hand gedrückt und sie gebeten, Lene zu mir zu bringen. Dann ist sie verschwunden. Sie wollte mich nicht treffen.“ Ihre Stimme klang enttäuscht.

„So hatte sie es in ihrem Abschiedsbrief geschrieben. Sie wollte mir Lene nach der Visitation zurückschicken. Grete ist noch bei ihr.“ Er schloss mit einer Hand die Tür. Lene klammerte sich an seinen Hals. „Obwohl sie davongeschlichen ist, wollte sie mich mit

den Kindern nicht im Stich lassen.“ Friedrich lachte bitter auf und bemerkte Martas feuchte Augen.

Er führte sie in Richtung Küche. „Kommt! Sicher habt ihr Durst bei der Hitze.“ Er ließ Lene herunter. „Es ist leider niemand da, der uns Kaffee machen könnte. Mir gelingt er nicht recht. Vielleicht könntest du ... Schwester Marta?“ Er blickte sie verlegen an.

„Aber gerne.“ Sie lächelte schwach und folgte ihm.

„Ohne Rebekka und die Kinder ist das Haus eine Grabhöhle.“ Sein Seufzen hallte im düsteren Flur. „Aber jetzt bist du wieder da, Lene!“

Die Kleine hing an seinem Arm. Mit einem schwungvollen Ruck zog er sie hoch und ließ sie daran schaukeln. Sie quietschte vor Vergnügen und er drückte sie im Gehen zärtlich.

In der Küche setzte er Lene auf einen Stuhl neben dem Esstisch und ging vor ihr in die Hocke. „Lene, sag mir bitte: Wo ist Mutter?“

Marta setzte Wasser auf den Herd und schürte die Glut.

„In Berlin.“ Lene schaukelte mit den Beinen.

„Wo genau? Ich meine, in welchem Haus, in welcher Straße?“

Das Kind zuckte mit den Achseln.

„Bei wem wohnt Mutter denn?“

„Bei einer ganz strengen Frau. Sie heißt ‚gnädige Frau‘. Und bei Tante Caroline. Die ist nett!“

„Gnädige Frau und Tante Caroline ...“ Friedrich wiederholte die Rätselworte und blickte Marta ratlos an. Sie hob hilflos die Schultern.

Friedrich gab nicht auf – er musste irgendetwas herausfinden. „Und wie geht es Mutter? Und den anderen?“

„Allen geht es gut. Nur Jakob ist dumm. Immer streitet er mit mir!“ Lene zog einen Schmollmund. „Aber ich wollte nicht fort von Mutter. Wir sind doch in Ferien gefahren!“

Marta fand Kekse in einer Dose und stellte sie in einem Teller auf den Tisch.

Lene griff danach und biss hinein. „Die habe ich mit Mutter ge-

backen!“ Ein paar Krümel hopsten ihr über die Lippen. „Vater, warum ist Mutter nicht auch heim?“ Sie hörte auf zu kauen. „Sie hat ganz arg geweint, als sie mich zu der Schwester vom Missionshaus gebracht hat. Warum sind wir nicht alle hier?“

Friedrich seufzte tief. „Ich habe einen großen Fehler gemacht, Lene. Da hat Mutter Angst bekommen – sie versteckt sich vor mir.“

„Kannst du Mutter nicht suchen? Und ihr sagen, dass sie nicht Angst haben muss?“

„Das will ich ja. Hilf mir, sie zu finden! Erwinnere dich an den Ort, Lene, so gut du kannst! Erzähle mir alles, was dir einfällt!“

„Das Haus war groß! Die Tür war grün.“

„War sonst noch etwas besonders in der Umgebung des Hauses?“

„Ja, ich habe vom Fenster aus einen Kirchturm gesehen.“

Er rollte mit den Augen und stand auf. „Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als alle Kirchen in Berlin abzufahren. Morgen fangen wir an. Da muss ich sowieso mit meinem Vater am Abend zum Diner des Generalsuperintendenten.“

Schwester Marta sah ihn mitleidig an. Er setzte sich an den Esstisch und trank einen Schluck Kaffee aus der Tasse, die Marta ihm hingestellt hatte. Wehmütig nahm er einen Keks – die letzten, die seine Frau mit Liebe gebacken hatte.

„Vater?“

„Ist dir noch was eingefallen?“ Hoffnungsvoll sah er Lene an.

„Ein Mann ist zu Mutter gekommen. Er hat ihr Blumen geschenkt.“

Friedrich setzte die Tasse ab. Das Porzellan klirrte auf dem Unterteller.

„Er hat Josef aus der Wiege geholt und ihn geküsst. Und Mutter hat er auch geküsst. Warum macht der das?“

Friedrich schloss die Augen und presste die Lippen aufeinander. Die Hand, in der er den Keks hielt, ballte sich zur Faust. Das Gebäck zerkrümelte knirschend darin. „Wie hat er ausgesehen?“

„Der hatte schwarze Haare! Und so Locken!“ Lene legte den

Zeigefinger an die Lippen. „Jakob hat gesagt, das ist der Kapitän vom Schiff.“

„Dieser Schuft!“ Seine Faust wischte über die Tischplatte.
Der Teller mit den Keksen zerschellte auf den Steinfliesen.



„Ich dachte, wir gehen zu einer Geburtstagsfeier?“ Rebekka sah sich am vereinbarten Samstag in Berlin argwöhnisch vor dem Park der Villa Katz um, während Pierrot ihr aus der Kutsche half.

„So ist es, meine Liebe.“

„Aber, Pierrot. Dies ist ein Ball!“

Zahlreiche Kutschen reihten sich auf dem Schotterweg vor der Freitreppe aneinander, auf der Damen in üppigen Kleidern und Hüten am Arm von Herren in edlen Anzügen auf den Eingang zuschritten.

„Denkst du, ein Mann wie Leonhard Katz feiert allein Geburtstag? Er ist Bankier und wenn er einlädt, kommt alles, was in Berlin Rang und Namen hat.“ Pierrot lächelte charmant und bot Rebekka den Arm an. „Nun komm, meine Prinzessin!“

Ungewohnt vornehm sah er aus in seiner modisch gewagten dunkelroten Seidenweste. Er hatte sich rasiert und den Lockenschopf frisieren lassen. Nur im scharfen Blick der Augen erkannte Rebekka den verwegenen Seemann.

Rebekka seufzte. Ihre Gefühle für Pierrot schaukelten wie die Lampions an den Bäumen in der lauen Brise des frühen Abends. Fackeln standen an den Parkwegen bereit, um entzündet zu werden.

Vielleicht würde der rastlose Kapitän ja doch sesshaft werden. Vielleicht, ja vielleicht würde sich ein Weg mit ihm finden? Vielleicht würde er sich aus Liebe öffnen und mit ihr teilen, was ihr im Tiefsten am Herzen lag ... Sie rief sich zur Vernunft. *Du bist hier wegen der Wohnung. Du willst mit den Kindern neu anfangen. Nur das willst du ... vorerst.*

Zögernd hakte sie sich bei Pierrot ein und trat mit Josef im Arm auf das zweistöckige herrschaftliche Haus zu. Geigenmusik drang aus den hohen Fenstern. Vor den offen stehenden Flügeltüren des Eingangs erhoben sich majestätisch vier schlanke Säulen. Sie trugen einen Balkon, dessen gemeißelte Blütenranken sich bis zum Turm im Dachfirst erstreckten. Eine Wetterfahne mit Wappen zierte die Spitze.

Im Foyer trat ein älterer Herr mit buschigen Koteletten aus der Menge auf sie zu. Sein Kugelbauch spannte sich um eine blaue Samtweste. „Kapitän Salmas! Wen haben Sie uns denn da mitgebracht?“

Pierrot beugte sich nah an ihr Ohr. „Das ist Katz ... stinkreich. Ein Investor meiner Reederei.“ Er verbeugte sich lächelnd und schob sie dann vor. „Darf ich vorstellen: Rebekka, mein Herzblatt, und mein Sohn Josef.“

„Sieh an, der Kapitän in der Hand einer schönen Nixe!“ Der Mann mit den silbergrauen Haaren küsste ihr galant die Hand. Sein Blick schweifte von ihren Locken auf den herzförmigen Ausschnitt des zitronengelben Kleides, das sie sich noch einmal ausgeborgt hatte. Rebekka fühlte, wie ihr die Hitze in die Wangen schoss.

Sie drückte das Kind fester an sich.

„Warum stellen Sie mir Ihre reizende Geliebte erst jetzt vor? Oder ist sie bereits Ihre Frau?“ Er zwinkerte Pierrot zu.

„Nun, das ist eine Entwicklung der jüngsten Zeit.“ Er blinzelte ihr zu. Sie verbarg die Hand mit dem Ehering unter Josefs Decke.

„Ich hoffe, Sie gewähren mir heute einen Tanz, meine Teuerste!“ Der Gastgeber winkte den Diener mit den Tanzkarten herbei.

„Das tut sie gern. Nicht wahr, Liebste?“ Sie spürte, wie Pierrot sie sanft drückte, doch sie schwieg. Der Gedanke, mit diesem Schwere-nöter zu tanzen, widerte sie an.

Der Bankier trat dicht an sie heran und legte die fleischigen Finger auf die Spitzendecke, in die sie Josef gehüllt hatte. Der Kleine gähnte herzhaft und war dabei, aufzuwachen.

„Der Stammhalter kann seinen Vater jedenfalls nicht verleugnen!“ Der Gastgeber klopfte Pierrot auf die Schulter. „Da haben Sie die Nachfolge in der Reederei ja gesichert.“

Pierrot lächelte stolz. „Meine Großmutter ist ganz verrückt nach dem Kleinen, darum haben wir ihn mitgebracht. Ist sie schon da?“

„Ja, sie spielt bereits mit meiner Mutter Karten im Wintergarten. Die werden sich wie Glucken auf das Küken stürzen.“ Der Jubilar lachte dröhnend. Ein Hausbursche reichte ihnen ein Tablett mit Wein.

Pierrot bediente sich und beugte sich hin zu Katz. „Wäre es möglich, sich hier später irgendwohin zurückzuziehen? Meine Liebste müsste den Kleinen, na, Sie wissen schon ...“ Er stockte.

Der Bankier grinste. „Ja, natürlich. Oben sind Zimmer, die meinen Gästen zur Verfügung stehen. Mein Diener gibt Ihnen den Schlüssel.“

Mit gemischten Gefühlen betrachtete sie die geschwungene Treppe nach oben. Mit Pierrot allein da hoch? Wohin würde das führen? War es Fürsorge oder Taktik? Würde er sich vor der Tür gedulden oder hegte er andere Pläne? Nun, zum Glück würde Josef vorerst Ruhe geben ...

„Amüsieren Sie sich gut!“ Der Bankier klopfte ihm noch einmal auf die Schulter und wendete sich den nächsten Gästen zu.

Pierrot schob Rebekka weiter, stellte sie hier und da vor und ließ den Jungen im Spitzenkleid bewundern.

Rebekka war es unangenehm. „Musst du mich all diesen Leuten vorstellen? Können wir nicht, wie abgemacht, in den Wintergarten zu deiner Großmutter gehen?“

„Warum so eilig, meine Liebe? So einen Engel wie dich präsentiert ein Mann gerne seinen Geschäftsfreunden. Das bringt Glanz und Gloria!“ Er lachte und trat mit ihr vom Foyer in den Ballsaal.

Für einen Moment blieb Rebekka der Mund offen stehen. Einen Saal von dieser Größe hatte sie in einem privaten Haus noch nie gesehen. Wie in einem Schloss spiegelte sich der Schein der Kron-

leuchter in den verschnörkelten Spiegeln an der Holzvertäfelung. Offene Glastüren führten über eine Freitreppe in den Garten, in dem Gäste flanierten, und an dessen Ende ein See glänzte.

Im Saal tanzten zu den Klängen eines Streichorchesters bereits etliche Paare. Pierrot zwinkerte ihr zu. „Erst zu *Grand-mère*, und dann ...“

Eine geöffnete Tür führte in einen Wintergarten, der aus zahllosen kleinen Glasfenstern bestand. Palmen und andere exotische Pflanzen standen um einen Kartentisch, an dem eine Runde von Frauen saß.

„Pierrot! *Quelle joie!*“ Der entzückte Aufschrei einer älteren Dame in einem dunkelroten Kleid lenkte alle Blicke auf sie. „Welsche Freude!“ Die zarte Frau mit dem französischen Akzent rauschte mit forschenden Bewegungen auf ihren Enkel zu. Auf ihrer Brust schaukelte ein Augenzwicker, den sie kurz vor Josef auf die Nase hielt.

„*Ton fils?*“ Sie runzelte die faltige Stirn.

„Ja, mein Sohn, *Grand-mère!*“ Pierrot wollte Rebekka das Kind aus den Armen nehmen, doch sie presste ihn an sich.

„Gib ihn mir!“ flüsterte er. Josef gluckste mit großen braunen Augen. Die kleinen Finger griffen nach der Goldkette, die vom Zwicker herabbaumelte.

„*Oh, mignon!*“

Rebekka ahnte, was die Alte sagte.

„Ja, Großmutter, er ist süß.“ Pierrot zog das Baby sanft aus Rebekkas Armen.

„*Il est comme toi, Pierrot!*“ Die alte Dame schob das Mützchen des Kleinen zurück. „Ganz mein Pierrot!“, wiederholte sie für ihre Freundinnen, die sich mit neugierigem Blick erhoben hatten.

Pierrot wechselte ein paar Sätze auf Französisch mit seiner Großmutter. Sie nickte eifrig und blickte dabei zu ihr.

Rebekka verstand nicht viel, aber sie knickste. Ihr Lächeln erstarrte zur Maske. *Will ich das wirklich – bei dieser Frau wohnen? Mich wieder in seine Hand geben? Seine Hoffnungen nähren? Wäre ich*

frei in meiner Entscheidung? Könnte ich noch „Nein“ sagen? Schlagartig war ihr die Antwort klar.

Sie wollte auf einmal nur noch nach Hause und nichts mehr überstürzen. Doch Pierrot würde sie jetzt nicht gehen lassen. Er erhoffte sich viel von diesem Abend, viel mehr, als ihr lieb war.

Verstohlen blickte sie sich um. Am besten, sie verließ den Ballsaal unauffällig und trat allein die Heimfahrt mit einer Droschke an. Dazu müsste sie Josef wieder in die Arme bekommen und Pierrot unter einem Vorwand entwischen.

Die alte Dame tätschelte Rebekkas Wange mit der faltigen Hand. Ihre goldenen Armreifen klirrten dabei. Sie hatte den gleichen südländischen Teint wie der Kapitän und ebenso braune Augen, nur ihr Haar war ergraut. Sie nahm das Baby aus Pierrots Armen.

„*Pardon, Madame!* Ich muss ihn wickeln.“ Rebekka streckte die Hände nach Josef aus.

„*Non, non!*“ Die alte Dame wehrte energisch ab, schnupperte an dem Kleinen, lächelte, und wendete sich mit ihm um. Im Nu hatte sich ein undurchdringlicher Kreis von Geschnatter um Josef gebildet.

Hilfe suchend blickte sich Rebekka nach Pierrot um. „Ich will mein Kind wiederhaben!“

„Warum? Das ist unsere Chance, zu verschwinden!“

„Aber wir wollten doch klären, ob ich bei ihr wohnen kann.“

„Ist geklärt!“ Er grinste, schnappte ihre Hand und zog daran.

Sie stemmte sich dagegen. „Ich lasse Josef nicht einfach zurück!“

Er rollte mit den Augen und drängte sich in den Kreis der Frauen.

„*Grand-mère.* Kannst du unseren Schatz hüten?“

„Natürlich, vergnügt euch! Und kommt so schnell nischt wieder!“

Mit einem triumphierenden Lächeln quetschte er sich wieder heraus. Rebekka hatte das Gefühl, der Boden würde unter ihr nachgeben. Doch sie hatte keine Chance zu fallen – schon schwebte sie in seinen Armen über die Tanzfläche.

Mit jeder Drehung kreisten in ihr die Zweifel. *Ob das mit uns gut gehen würde? Unsere Welten sind so verschieden. Doch finde ich als geschiedene Frau jemals wieder einen Mann? Sollen die Kinder ohne einen Vater groß werden? Mein Gott, sag mir, was ich tun soll!*

Die Musik verebbte und für eine Verschnaufpause verließen die Paare die Mitte des Saals. Ein Diener in dunkler Livree gab Pierrot am Rand der Tanzfläche einen Wink und reichte ihm einen Schlüssel. „Erster Stock, zweites Zimmer links, gnädiger Herr.“

Pierrot dankte und legte mit einem geheimnisvollen Lächeln den Arm um Rebekkas Taille. „Für später, meine Liebe.“ Seine Augen schimmerten wie der Schlüssel in seiner Hand. Er berührte mit den Lippen ihr Ohr. „Wenn unser Kleiner hungrig wird, machen wir es uns da oben schön, wir beide ...“

Rebekka wurde heiß. Mit der Tanzkarte fächelte sie sich Luft zu.

„Oder wollen wir beide jetzt gleich, allein ...“ Er küsste ihre Hand und ließ seine Lippen über die Haut ihres Unterarms weiterwandern.

Ihr Puls beschleunigte sich. Die Knie wurden weich. Etwas in ihr schwankte. Wenn sie ihn halten wollte, müsste sie nur nachgeben ...

Er schob sie sanft in Richtung Tür.

Die Trompete im Ballsaal schmetterte, der nächste Tanz begann. Zögernd blieb Rebekka stehen. Wenn sie hochginge, war sie in Gefahr, im Sturm der Gefühle eine Entscheidung zu fällen, die sie besser ohne Seegang treffen sollte. Kokett tippte sie Pierrot mit der Tanzkarte auf die Brust. „Wollen wir nicht lieber tanzen, solange Josef bei deiner Großmutter brav ist?“ Sie setzte ein argloses Lächeln auf. „Du hast dich doch auf alle Linien meiner Tanzkarte geschrieben. Bis auf die eine, auf der Katz steht.“ Sie lachte gepresst. Aber alles erschien ihr klüger, als sich mit Pierrot zurückzuziehen. Sie musste Zeit gewinnen! „Josef wird noch eine Weile Ruhe geben. Er hatte vor der Abfahrt einen guten Appetit. Bitte, Pierrot, lass uns tanzen!“ Sie klimperte mit den Wimpern und zog ihn auf die Tanzfläche.

Irgendwann würde das Kerlchen Hunger bekommen. Fieberhaft überlegte sie, wie sie bis dahin einen Ausweg finden könnte. Jedenfalls musste sie die Rolle weiterspielen, damit Pierrot keinen Verdacht schöpfte. Sie musste tanzen ... tanzen, bis sie mit dem Kind flüchten könnte.



Friedrich ließ sich in den Sessel in der Bibliothek seines Vaters fallen und fuhr sich seufzend durchs Haar.

Schüchtern legte Lene die zarte Hand auf seine Schulter. „Es tut mir so leid, Vater, dass ich den Kirchturm nicht gesehen habe!“

Er zog sie liebevoll auf den Schoß. „Schon gut, Lene. Wir suchen so lange, bis du einen Kirchturm siehst, der dir bekannt vorkommt.“ Er strich ihr über die flachsbonden Zöpfe.

„Rührend! Der Hirte sucht sein Schäflein.“ Die Schritte seines Vaters hallten auf dem Parkett. „Alle Kirchtürme Berlins abfahren! Etwas Dümmeres ist dir nicht eingefallen, wie?“

Friedrich hatte sich auf den Spott seines Vaters gefasst gemacht. Um Lene abzulenken, ließ er sie den Bibelvers auf dem Zettel vorlesen, den er aus der Manteltasche gezogen hatte.

„*Ha...be deine Lu...st am Herrn*“, stakste die Siebenjährige.

Friedrich half ihr, doch in ihm schwelte es. „*So wird er dir geben, was dein Herz begehrt.*“

Sein Vater polterte weiter. „Vielleicht sollte der Gute Hirte im Alten Testament nachlesen, was dort über den Umgang mit Ehebrecherinnen steht.“

Tief getroffen sprang Friedrich auf. Er würde Rebekka nicht von seinem Vater in den Dreck ziehen lassen, selbst wenn es wahr wäre. „Wer sagt, dass sie eine Ehebrecherin ist?“, brüllte er und trat einen Schritt vor. Er konnte, er *wollte* es nicht glauben!

Lene ließ vor Schreck den Zettel fallen.

Sein Vater starrte ihn mit offenem Mund an, wich zurück und

verschanzte sich hinter dem Schreibtisch. „Ich will dir doch nur helfen, Junge. Vergiss sie! Nutze die Chance, die dir der Generalsuperintendent anbieten wird. Fang neu an!“

Die Tür zur Bibliothek ging auf.

„Friedrich! Lene!“ Seine Mutter trat ein und sah sie überrascht an. „Ich hörte von der Dienerschaft, dass du mit Lene bei uns übernachten willst. Das erstaunt mich! Warum hier? Warum nicht auch im Hause von Sassnitz?“

„Im Hause von Sassnitz?“ Friedrich blickte seine Mutter verständnislos an.

„Na, beim Rest deiner Familie ... Die alte Sofie hat ja einen Narren an den Kindern gefressen! Und wohl auch an dem hübschen Ding, dieser Rebekka. Stell dir vor, früher konnte sie diese Schwiebertochter nicht ausstehen! Unfassbar, dass sie nun ausgerechnet deine Frau ist! Die Welt ist wirklich klein.“

Friedrich machte einen Schritt auf seine Mutter zu und fasste sie an den Schultern. „Du hast meine Frau gesehen? Bei Sofie von Sassnitz?“

„Nun, gesehen habe ich sie nicht. Aber Sophie von Sassnitz erzählt jedes Mal von ihr und den Kindern, wenn ich mittwochs bei ihr Karten spiele. Rebekka ist doch schon länger zu Besuch bei der Großmutter ihrer Kinder, oder? Mit uns Karten spielen würde deine Frau ja wohl nie. Diese Frommen vom Missionshaus sind ja gegen alles, was Spaß macht.“

Friedrich griff sich an die Stirn und wankte zurück. „Wo wohnen diese von Sassnitz?“

„Im Nikolaiviertel. Weißt du das nicht?“ Seine Mutter blickte ihn verwirrt an.

„Du wirst dort nicht hingehen, Friedrich“, mischte sich sein Vater ein.

„Verehrter Herr Vater, diese Entscheidung müssen Sie wohl mir überlassen!“ Er nahm Lene an der Hand.

Der alte Mann trat ihm in den Weg. „Du hast mir versprochen,

mit mir heute Abend zum Diner des Generalsuperintendenten zu gehen. Die Einladung ist eine Ehre!“

„Wenn ich Rebekka nicht finde, brauche ich auch kein Kirchenamt.“

Der Vater schnaubte verächtlich. „Du bist so schwach wie deine Mutter.“

Seine Mutter blickte betroffen zu Boden.

„Du hast Mutter nie sie selbst sein lassen. Aus Angst vor einer starken Frau!“ Friedrich blitzte ihn an. Zum ersten Mal erhob er den Zeigefinger drohend gegen seinen Vater. „Ich habe eine starke Frau gehabt! Und weil ich Narr versucht habe, sie klein zu halten, habe ich sie verloren! Aber jetzt werde ich um sie kämpfen!“ Mit diesen Worten zog er seine Tochter an seinem Vater vorbei. An der Tür hielt er inne, ließ Lene los und trat auf seine Mutter zu.

„Tausend Dank, Mutter!“ Er küsste sie auf die Stirn.

Sie blickte überrascht zu ihm auf, doch Friedrich eilte schon mit seiner Tochter davon.

Unsere Seele ist entflohen ...



... wie ein Vogel aus der Schlinge
des Vogelstellers.
Psalm 124,7

Berlin, 28. Juli 1883

„Da ist der Kirchturm!“, rief Lene, als Friedrich die Droschke vor dem Stadthaus mit der grünen Tür halten ließ. Die Hitze des Tages war einer angenehmen Kühle gewichen. Er lächelte seiner Tochter zu und hob sie aus dem Wagen.

Ein Hausmädchen öffnete. Sie erkannte Lene und bat Friedrich herein. „Ich melde Sie der gnädigen Frau!“

Friedrich wartete im *Entree*, den Hut in der Hand. Lene setzte sich auf den Sessel vor dem Erker und baumelte mit den Füßen. Hinter einer Tür hörte er Kinderstimmen. *War das nicht Grete? Sophie?* Sein Herz begann schneller zu schlagen. Er lauschte, ob er Rebekkas Stimme hören würde. Sollte er einfach die Tür öffnen?

Die Hausherrin hatte es offensichtlich nicht eilig. Im Gegensatz zu ihm. Unruhig schritt er das schmale Empfangszimmer auf und ab. Es war unhöflich, ihn so lange warten zu lassen.

Jetzt klickte die Tür. Eine ältere Dame trat mit erhobenem Kinn ein. Friedrich wusste sofort, wer sie war. Er verbeugte sich und stellte sich vor.

Sie musterte ihn mit unbewegter Miene und gab dem Kind einen Wink, den Sessel zu verlassen. Schweigend setzte sie sich und legte die Falten ihres Kleides zurecht. Dann blickte sie auf. „Sie sind nun also der Gatte.“

Friedrich war überrascht über die Begrüßung. „So ist es, Frau von Sassnitz. Ich suche meine Frau. Ist sie hier?“

Die Angesprochene winkte Lene zu sich und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Das Mädchen nickte und verschwand durch die Tür, aus der die Kinderstimmen zu hören waren.

„Wenn eine so herzensgute Frau wie meine Schwiegertochter die Flucht ergreift, wirft das kein gutes Licht auf Sie als Ehemann.“ Sie trommelte mit den Fingern auf die Stuhllehne.

Friedrich sog leise Luft ein. „Es war ein Missverständnis, Frau von Sassnitz.“

„Ein Missverständnis? Als Pfarrer sollten Sie bei der Wahrheit bleiben. Ich habe Ihrer Frau angeboten, den Jungen, meinen Enkel, den Sohn meines verstorbenen Sohnes Wilhelm, bei mir unterzubringen. Damit ist der Stein des Anstoßes aus dem Weg! Und Sie, Herr Pastor, nehmen gefälligst meine Schwiegertochter wieder mit allen Ehren bei sich auf.“

Friedrich war sprachlos. Selten hatte sich eine Frau einen solchen Ton ihm gegenüber herausgenommen. Und sie schien noch nicht fertig.

„Weil Sie der Sohn meiner Freundin Henriette sind, empfehle ich Ihnen außerdem, sich möglichst schnell um Ihre Frau zu bemühen. Ansonsten wird es ein anderer tun.“

Friedrich machte einen Schritt auf sie zu. „Was wissen Sie darüber?“

„Ich weiß nur, dass mein Sohn eine ehrenwerte Frau geheiratet hat. Offensichtlich ist sie auf See in eine missliche Lage geraten. Ein galanter Herr, der Ihrem jüngsten Sohn auffallend ähnlich sieht, hat sie heute Abend in eines der reichsten Häuser Berlins ausgeführt.“

Die Tür, durch die Lene verschwunden war, flog auf.

„Vater!“ Jakob hielt sich am Türrahmen fest und schaute ihn unsicher an.

„Jakob!“ Friedrich schluckte, ging in die Hocke und breitete die Arme aus. „Du hast mir gefehlt! Ohne dich bin ich viel ärmer – das hab ich jetzt gemerkt ...“

Der Junge lächelte zaghaft, sprang dann auf ihn zu und schlang die Arme um ihn. Verstohlen drückte Friedrich eine Träne in die zarte Schulter. Mit feuchten Augen richtete er sich mit dem Kind im Arm auf.

„Wo ist Georg?“, fragte ihn Jakob.

„Zu Hause! Wir vermissen euch so sehr!“

„Bist du gekommen, um uns abzuholen, Vater?“

Friedrich nickte. „Ich nehme euch alle wieder mit!“

„Auch mich?“ Der Junge biss sich auf die Lippen.

„Willst du denn heim ... mit mir?“

Jakob nickte eifrig.

„Da bin ich froh. Ich brauch dich nämlich, das weiß ich ganz bestimmt.“

Friedrich küsste ihn auf die Wange. Im Augenwinkel bemerkte er eine Wandlung im Gesicht der alten Dame. War es Rührung?

„Bevor wir fahren, muss ich noch Mutter abholen.“ Er blickte fragend über Jakobs Schulter. „Frau von Sassnitz, darf ich meine Kinder noch einmal bei Ihnen lassen?“

„Gehen Sie!“ Der Hauch eines Lächelns umspielte ihren Mund. „Ich glaube, Rebekka – und auch mein Jakob – gehören zu Ihnen.“

Sie nannte ihm eine Adresse.

„Was? In der Villa Katz? Bei diesem Bankier?“ Friedrich blieb der Mund offen stehen. „Nun denn ...“

„Einen Moment, Herr Pastor! Wollen Sie in diesem Aufzug gehen?“

Er blickte an seinem Pastorenanzug herunter. „Halten Sie es für unpassend?“

„Zu auffällig. Man wird Sie ohne Einladung nicht hereinlassen. Verkleiden Sie sich und mischen Sie sich unter die Gäste im Garten.“

Bereits von Weitem sah Friedrich in der Dämmerung die erleuchteten Fenster der Villa und den tanzenden Schein der Fackeln und Lampions im Park, als er vor dem Tor aus der Droschke stieg.

Die Diener am Säuleneingang nahmen keine Notiz von ihm, als er am Haus vorbeischlenderte. Offensichtlich hielt man ihn für einen der geladenen Gäste. Friedrich war Wilhelms Mutter dankbar für den Rat. Unauffällig mischte er sich unter die feine Abendgesellschaft, in der man in bester Stimmung durch Haus und Garten flanierte, schäkerte, trank, lachte und tanzte. Doch wo war sie?

Zunächst durchsuchte er den weitläufigen Park bis hinunter zum See. Aber Rebekka war nirgends zu entdecken. Ob sie tanzte? Sie konnte doch kaum ein paar Walzerschritte.

Ratlos betrat er den Ballsaal über die Freitreppe vom Garten her. Zu den Klängen der Streicher drehten sich zahllose Paare im Tanz. Unauffällig schob sich Friedrich zwischen die Wartenden, die am Rand der Tanzfläche schwatzten. Zur Tarnung nahm er ein Glas Rotwein. Er nippte daran. Für einen Augenblick benebelte der edle Tropfen seine Sinne. Doch als er aufsah, glitt ihm fast das Glas aus der Hand.

Inmitten der Paare tanzte sie. Mit *ihm*.

Erst auf den zweiten Blick hatte Friedrich sie in ihrem zitronengelben Ballkleid erkannt. Aber dieser Südländer bei ihr war es zweifellos! Dieser Kerl aus der Kapitänskajüte – und seine Hand klebte auf ihrem freien Rückendekolleté! Friedrich biss die Zähne zusammen.

Die Instrumente spielten die letzten Takte des Walzers. Friedrich trat hinter eine Gruppe von Offizieren, um sich unsichtbar zu machen. Der Kapitän führte Rebekka derweil an einen Tisch am Rande des Tanzsaals, hinter dem Diener Getränke ausschenkten. Trotz offener Türen und Fenster stand die Hitze der Tanzenden wie eine Wolke im Saal.

Rebekka nahm sich Wasser. Der Kapitän gab ihr ein Glas Wein in die Hand, stieß mit ihr an und trank. Sie stellte es jedoch beiseite und nahm wieder ihr erstes Glas.

Friedrich sah, wie der Kapitän den Arm um sie schob. Er hielt ihr

einen Schlüssel hin, seine Finger krabbelten dabei hinten an den Rüschen entlang und wanderten zur Hüfte hinab.

In Friedrich brodelte es. Er nahm einen kräftigen Schluck aus dem Glas und drückte es dem nächsten Diener in die Hand. Er musste sich bewegen, um nicht vor Wut zu platzen. Rebekka behielt er fest im Auge. Abrupt blieb er stehen.

Der Südländer berührte mit den Lippen zärtlich ihr Ohr, dann verschwand seine Nase in ihrem hochgesteckten Haar. Friedrich schloss die Augen. *Zu spät. Ich habe sie verloren! An diesen Lump!* Es war ihm, als würde eine Schlucht vor ihm aufbrechen. Er stürzte hinein, fiel und fiel immer tiefer und mit ihm die Hoffnung, Rebekka jemals zurückzugewinnen.

Plötzlich stoppte eine kleine Bewegung seinen freien Fall. Sie hatte in den Armen ihres Liebhabers die Schulter vorgeschoben. Friedrich kannte diese Geste nur zu gut. Er wusste, wie frostig sie sein konnte, wenn sie eine Berührung nicht wollte ...

Zum Klang der Trompete begann das Orchester wieder. Der Kapitän versuchte, sie auf den Hals zu küssen, doch sie entwand sich ihm und hastete in die Menge der Tanzenden. Ihr Verehrer stutzte einen Augenblick, stellte das Glas ab, dann verfolgte er sie.



Rebekka schob sich verzweifelt durch die Tanzenden. *Genug!* Sie konnte nicht mehr mitspielen. Irgendwie musste sie den Wintergarten ohne Pierrot erreichen und mit ihrem Kind fliehen.

Keuchend tastete sie sich durch die wogende Menge, eine Hand schützend auf ihren Bauch gelegt. Sie ahnte, dass er ihr dicht auf den Fersen war. *Nur wohin? In den Garten? Oder am Buffet entlang? Mein Gott, hilf mir!*

Plötzlich umfasste sie ein Arm von hinten, drehte sie um und presste sie eng an eine harte Brust in preußisch blauer Uniform und goldenen Knöpfen. Sie schrie auf vor Schreck. Der Arm hielt sie im

eisernen Griff und schob sie zielstrebig zwischen den Tanzenden hindurch. Der Geruch war ihr seltsam vertraut. Sie hob den Kopf und streifte an Koteletten.

„Friedrich?“

Ihr Herz setzte aus vor Schreck, Überraschung und Glück. Seine meerblauen Augen waren in die wogende Menge gerichtet, durch die er sie mit ein paar Drehungen hindurchmanövrierte. Ihre Füße folgten seiner Führung, während sie den Tränen freien Lauf ließ. *Friedrich! Wirklich Friedrich!* Ein Gefühl von Geborgenheit durchflutete sie, an dem ein schlechtes Gewissen kratzte.

Schwungvoll schob er sie auf die Freitreppe, die in den Garten führte. Hand in Hand eilten sie die Steinstufen im Fackelschein hinab. Ob Pierrot ihr noch auf den Fersen war? Kaum unten, zog Friedrich sie vom Schotterweg weg, hinter einen großen Busch.

Atemlos drückte er sie an den Schultern gegen die Zweige. „So, und jetzt bist du mir eine Erklärung schuldig!“ Mit schmalen Augen blitzte er sie an.

Die Äste piekten ihr in den Rücken und sie quiekte auf.

Sofort ließ er sie los und musterte sie mit besorgter Miene.

„Friedrich ...“ Sie bestaunte die roten Schulterbeschläge der blauen Offiziersuniform und den roten Kragen mit der goldenen Borte. „Wie siehst du denn aus?“

„Verkleidet mit meiner alten Uniform, um dich zu finden! Und du, wie siehst du aus?“

Sie sah an sich herunter und errötete vor Scham. „Das hat mir Caroline geliehen.“

„Wer bitte ist Caroline?“

„Meine Schwägerin.“

„Du siehst darin aus wie ...“ Er zögerte.

Rebekka machte sich auf ein unschönes Wort gefasst.

Ein Lächeln glitt über die grimmige Miene, während er mit den Fingern eine der koketten Locken zurückstrich. „Wie eine Prinzessin!“ Sein Lächeln gefror. „Aber mit dem falschen Prinzen! Was hast

du mit diesem Schuft zu schaffen? Er betatscht dich, als ob er ...“ Mit einem Wutschrei fuhr Friedrich sich durchs Haar.

Sie senkte beschämt den Blick. „Glaub mir, ich habe es nicht gewollt. Ich wollte nur –“

„Was?“ Friedrich klang gereizt. Sie hörte an seinen Atemzügen, dass er sich mühsam bezähmte. „Hast du was mit ihm? Warum klebt der Kerl so unanständig an dir?“ Eifersucht funkelte in seinen Augen.

„Nicht, was du denkst, Friedrich!“ Sie wehrte den Verdacht mit den Händen ab. Tränen traten ihr wieder in die Augen. „Ich bin mit ihm nur auf den Ball, um seine Großmutter kennenzulernen. Er hat mir in Aussicht gestellt, dass ich bei ihr wohnen könnte. Ich musste doch zusehen, wie ich mich und die Kinder ohne dich durchbringe.“

„Ohne mich ...“, wiederholte er bitter, doch seine Züge entspannten sich.

Sie begann zu schluchzen. „Du hast mich vor die Wahl gestellt – du oder Jakob!“ Heiß rannen ihr die Tränen über die Wangen und erreichten salzig ihre Lippen. „Ich kann doch mit den Kindern nicht als Arbeitsfrau in der Fabrik auf Taglohn gehen. Pierrot hat mir Hilfe versprochen. Aber ja, er hat noch andere Hoffnungen gehegt. Den ganzen Abend habe ich versucht, mit Josef zu entkommen, ohne ihn zu verärgern. Aber ich wusste nicht, wie.“ Sie tupfte sich die Augen. Der Ruß, den Carolins Zofe mit angebrannten Zündhölzern an Rebekkas Wimpern gestrichen hatte, hinterließ nun schwarze Tupfen auf ihrem Handrücken.

Behutsam trocknete er ihr die Augen mit einem Tuch und wischte die schwarzen Spuren weg. „Ich habe ganz Berlin auf den Kopf gestellt, um dich zu finden.“ Sanft zog er sie an sich. „Ich bin so verzweifelt gewesen, so einsam ohne dich ... und die Kinder.“

Tief atmete sie seinen herben Geruch ein. Jede Angst vor ihm oder Pierrot schmolz in seinen Armen dahin. Tief in sich spürte sie die Gewissheit von Heimat und Frieden. „Jetzt, bei dir, fühle ich mich sicher, Friedrich“, flüsterte sie. „Es ist ein Wunder. Du bist da!“

Er küsste sie vorsichtig auf ihr hochgestecktes Haar. „Vergib mir, dass ich dich vor diese Wahl gestellt habe. Ich war ein Narr.“

„Ich hatte solche Angst um Jakob. Was du dir in den Kopf gesetzt hast, tust du – das habe ich gewusst.“

„Ja, ich habe mir meinen Dickschädel zu Recht angerannt.“ Reue lag in seinem Knurren. „Ich habe nicht darauf geachtet, was dir wichtig ist. Gib mir die Chance, das zu ändern!“

„Und Jakob?“ Ängstlich blickte sie ihn an.

„Jakob? Den geben wir nicht her. Versprochen! Den brauche ich, damit ich mich verändere. Das ist mir klar geworden.“

Sie sah zu ihm auf.

Er lächelte. „An ihm kann ich lernen, ein Vater zu sein ... ein besserer. So wahr mir Gott helfe.“

Erleichtert fiel sie ihm um den Hals.

Er küsste sie zärtlich. „Und wir beide, wir müssen ehrlich miteinander sein, Rebekka!“

Sie nickte und strich mit den Händen über seine Koteletten. „Meine Angst hat mich geführt, Friedrich – und nicht Gott. Ich habe nichts von ihm erwartet und versucht, mir selbst zu helfen.“

„Lass es uns wagen, einander wirklich zu vertrauen! Der Himmel ist doch auf unserer Seite.“ Er hielt ihr beide Hände hin.

Sie legte ihre hinein. „Lass uns Josef holen und heimgehen!“

Friedrich wollte sie mitziehen.

„Warte, ich muss dir noch etwas sagen.“ Sie legte die Hand auf den Bauch. Ihr Herz trommelte.

Er blieb stehen und sah sie erwartungsvoll an.

Plötzlich packte eine Männerhand Friedrich von hinten an der Schulter und wirbelte ihn herum. Ein Faustschlag traf ihn und er stürzte zu Boden.

„Was fällt Ihnen ein, die Dame zu bedrängen!“ Schützend legte Pierrot seinen Arm um Rebekka und sah sie an. „Endlich habe ich dich gefunden.“

Friedrich rappelte sich benommen im Gras auf.

Rebekka blickte ihn fassungslos an. „Pierrot, das ist mein Mann!“ Sein Arm sank an ihrem Rücken herab. „Der Pfaffe?“

Der Kapitän musterte das Gesicht des Mannes in der Offiziersuniform und streckte ihm dann die Hand hin. „Das letzte Mal waren Sie leichter als Pastor zu erkennen!“

Friedrich spuckte vor ihm aus. „Denken Sie, ich verfolge Sie im Talar auf dem Ball?“ Taumelnd richtete er sich auf. Durch die schmalen Schlitze seiner Augen blitzte er den Kapitän an.

Pierrot baute sich mit breiten Schultern zwischen ihr und Friedrich auf. „Akzeptieren Sie, dass Rebekka zu mir gehört.“

„Dreckskerl!“ Mit einem Wutschrei warf sich Friedrich auf ihn. Entsetzt wich Rebekka vor dem wüsten Knäuel aus Fäusten und Tritten zurück, das sich vor ihr auf dem Boden wälzte.

Gäste eilten dazu und johlten.

„Meine Herren, ich bitte Sie!“ Ein Diener in Livree stolperte dazu.

„Hört auf, seid ihr wahnsinnig? Pierrot!“ Rebekka umklammerte Friedrich, der schnaubend auf dem Kapitän lag. „Friedrich!“

Nur widerwillig ließ er von seinem Gegner ab. Pierrot nutzte den Moment und warf ihn mit einer kräftigen Armbewegung ins Gras.

Ein Raunen ging durch den Kreis der Schaulustigen.

Aufgebracht klopfte sich Pierrot den Anzug ab und musterte Rebekka. Doch die presste nur die Lippen zusammen und schützelte sanft den Kopf.

Die Zuschauer um sie herum zerstreuten sich.

Friedrich richtete sich stöhnend auf und zog seine Uniform zurecht. „Geben Sie mir meinen Sohn!“, sagte er matt und tupfte sich die blutende Schläfe.

„Ihren Sohn?“ Pierrot spuckte die Worte aus und band sich das Halstuch neu.

„Ja, meinen Sohn! Das Kind, das meinen Namen trägt.“ Er trat dicht an ihn heran. „Wegen dem seine Mutter mich unfreiwillig geheiratet hat, und bei dessen Geburt sie fast krepirt ist.“

Für einen Moment sahen sich die beiden Männer schweigend an.

„Klären wir das woanders.“ Der Kapitän klang heiser. Mit einer Handbewegung forderte er Friedrich auf, ihm zu folgen.

Rebekka folgte den Männern mit gerafftem Kleid durch den Garten zu einer Außentreppe, die in den Wintergarten führte. Pierrot ging auf der schmalen Treppe voran, Friedrich ließ Rebekka den Vortritt und schob sie sanft im Rücken hoch.

Kurz vor der geschlossenen Glastür blieb der Kapitän stehen und drehte sich zu ihr um. „Rebekka ...“ Er legte ihr die Hand auf den Arm und sah sie flehend an. „Bleib bei mir! Lass diesen Menschen! Komm mit mir nach Hamburg – du, mit Josef und den Kindern. Ich liebe dich!“

Friedrich zog die Hand hinter ihr zurück. Sie blickte über die Schulter zu ihm, doch er sah sie nur schweigend an. Ihr Blick wanderte von Friedrich zu Pierrot und wieder zurück.

„Pierrot ...“ Sie rang um eine feste Stimme, doch sie bebte. „Auf dem Schiff, da habe ich es schon erkannt. Mein Entschluss steht fest. Ich gehöre mit Josef zu diesem Mann.“

Pierrots Hand erschlaffte und rutschte an ihrem Arm herab.

Sie blickte auf die Treppe. „Und ich trage sein Kind unter dem Herzen.“

Friedrich taumelte die Stufen zurück. „Du bist ...?“

Sie nickte.

„Aber ...“ Ungläubig schüttelte er den Kopf.

„Ein Geschenk der Abschiedsnacht.“ Sie streckte ihm die Hand hin und lächelte.

Pierrot öffnete mit gesenktem Blick die Tür zum Wintergarten und hielt sie auf, bis Rebekka und Friedrich hindurchgetreten waren. Mit hängenden Schultern ging der Kapitän auf seine Großmutter zu, die das unruhige Baby unter der Palme schaukelte. Auf Französisch flüsterte er ihr etwas zu.

Sie blickte zu den beiden hinüber und drückte das Kind an sich. „*Mais non, Pierrot! Nein!*“ Tränen traten ihr in die Augen.

Er nahm ihr den Kleinen aus den Armen und drehte sich langsam mit seinem Sohn zu ihnen um. Rebekka atmete noch einmal durch beim Anblick der Ähnlichkeit, die sich in den Zügen des Kindes und dem Flaum des Köpfchens widerspiegelte.

Der Kapitän hob sein Kinn. „Hier“, sagte er heiser.

Sie traten beide vor.

Pierrot zögerte einen Moment, als ob er überlegen würde, wem er das Kind übergeben sollte. „Nehmen Sie ihn, Herr Pastor. Passen Sie gut auf ihn auf!“ Er legte ihm Josef mit zitternden Händen in die Arme.

Friedrichs Knie schienen einen Moment zu schwanken. Er blickte in das kleine Gesicht – Rebekka wusste, er hatte es vom ersten Atemzug an geliebt. Aufmerksam schauten ihn die kleinen braunen Augen an. Josef lachte und streckte ihm die Ärmchen entgegen. Seine Beine strampelten unter der Spitzendecke.

Sie sah in Friedrichs Zügen, wie er dahinschmolz. Wie eine Feder hob er den Kleinen an die Lippen und küsste ihn.

Pierrots Miene war gezeichnet vom Schmerz des Schiffbruchs, den er erlitten hatte.

Friedrich räusperte sich – auch er hatte es bemerkt. „Rebekka, warte mit Josef auf der Treppe des Wintergartens. Ich muss noch etwas regeln.“ Er schob sie mit dem Kind sanft durch die Tür, durch die sie hereingekommen waren.

Durch die kleinen Glasfenster sah sie, wie er eine Hand auf die Schulter des Kapitäns legte. Sie drückte Josef an ihre Brust.

Friedrich hatte die Jacke seiner Offiziersuniform ausgezogen. Sein Hemd mit dem Pastorenkragen hatte er darunter anbehalten.

Wer ist sie, die da heraufkommt ...



... von der Wüste, gestützt
auf ihren Geliebten?
Hohelied 8,5

Schläfrig lehnte Rebekka in der Kutsche an Friedrich. Er hatte den Arm um sie und Josef geschlungen, und sie genoss seine Wärme in der Kühle der Sommernacht. Der Hufschlag hallte auf dem Kopfsteinpflaster. Hier und da tauchte der Wagen schaukelnd in den dämmrigen Lichtkegel einer Gaslaterne ein, und Rebekka erhaschte durch das Fenster einen Blick auf die Stadthäuser.

„Wohin fahren wir?“ Sie setzte sich auf.

„Sicher nicht zu deiner Schwiegermutter.“

„Aber die Kinder ...“ Rebekka gähnte.

„... kommen eine Nacht ohne uns aus. Diese Großmutter hat alles bestens im Griff.“ Er lachte leise. „Es ist an der Zeit, dass dich meine Eltern besser kennenlernen.“

Die Kutsche hielt vor einem vierstöckigen Stadthaus mit Erker und Verzierungen über der *Beletage*.

„Hier?“

Friedrich half ihr aus der Droschke und zog das Baby sanft aus ihrem Arm. „Ich bringe dich in mein Zimmer.“

Der Diener an der Wohnungstür nahm Friedrich mit einer Verbeugung den Pickelhelm mit dem weißen Federbusch ab. „Der Superintendent erwartet Sie im Salon, gnädiger Herr.“

„So spät noch?“

„Ihr Herr Vater wünscht es so.“

Friedrich stöhnte leise. Josef in seinen Armen kräuselte unzufrie-

den das Näschen. Rebekka schmerzten die Beine. Willenlos ließ sie sich an Friedrichs Hand in den Salon ziehen.

Mit ernsten Mienen erhoben sich die Schwiegereltern aus den Sesseln, die vom fransigen Schirm einer Stehlampe erhellt waren.

Friedrich begrüßte die Eltern knapp an der Tür, seine Hand umspielte nervös ihre Finger. Rebekka knickste.

Schweigend wanderten die Blicke der Schwiegereltern über ihr hochgestecktes Haar und das Ballkleid. Verlegen studierte Rebekka das Parkett. Sicher war sie noch tiefer im Ansehen gesunken ...

„Setzt euch!“ Der übliche Befehlston des Vaters klang belegt.

Wie ein ertrapptes Liebespaar, das auf eine Standpauke wartete, traten sie zum Sofa. Josef fasste nach einem Knopf an Friedrichs Uniformjacke, zog ihn zum Mund und stieß einen unzufriedenen Laut aus. Friedrich blinzelte ihr zu.

„Er hat Hunger“, sagte sie leise und sah sich hilflos um. „Wo kann ich ... vielleicht im Treppenhaus?“ Die abfälligen Worte der Schwiegermutter über das Stillen waren ihr noch im Ohr.

Etwas Eigenwilliges blitzte in Friedrichs Augen auf, und er zog Josefs Häkeldecke unter ihm hervor. „Bitte, stille ihn hier!“ Er drückte sie neben sich auf das Sofa. „Wir sind unter uns!“ Sorgfältig bedeckte er sie und das Kind.

Ungläubig sah sie ihn an. Doch Josefs Laute wurden fordernder und zwangen zu handeln. Sofort war Ruhe unter dem Tuch, der Kleine schmatzte zufrieden. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie sich Friedrichs Gesichtszüge entspannten. Zu den Schwiegereltern wagte sie nicht hinüberzusehen.

Der Vater hüstelte. „Habt ihr euch wieder ... gefunden?“

„Ja. Dank Mutters Hilfe!“ Friedrich lächelte ihr zu. „Sie war der Engel Gottes im richtigen Moment.“

Rebekka schluckte bei der Erinnerung. Sie fasste sich ein Herz und blickte auf. „Auch ich danke Ihnen, Frau Mutter. Durch Sie hat Gott mein Flehen erhört!“

Die Schwiegereltern sahen sie mit großen Augen an.

„Nun, warum ...?“ Die Mutter musterte sie unsicher und neugierig zugleich.

„Warum das Durcheinander?“, fragte Friedrich.

Die Alten nickten.

„Die Geschichte beginnt mit einem Missionsarzt und einer wunderbaren jungen Frau in China ...“ Verdutzt sah Rebekka zu Friedrich auf. Wollte er ihnen etwa alles erzählen?

„Wir wollen doch ehrlich sein, oder?“, raunte er ihr zu. „Es ist Gottes Geschichte mit uns.“

Mit einem Augenaufschlag bejahte sie und lehnte sich in seinen Arm. Während er erzählte, wurden ihr die Lider schwer und die Stimmen verschwammen ...

Ein warmer Kuss auf der Stirn schreckte sie auf.

„Und darum glaube ich, dass Gott uns zusammengeführt hat. Sie ist genau diejenige, die sich mein Herz gewünscht hat!“ Friedrich strich über eine ihrer losen Locken.

Erschrocken richtete Rebekka sich auf. Hatte sie so fest geschlafen? Josef brabbelte auf dem Schoß der Schwiegermutter.

Der Schwiegervater räusperte sich. „Nun verstehe ich, warum mein Sohn um dich gekämpft hat. Ich gebe zu, ich hatte ihm etwas anderes geraten.“

Sie ahnte, was er meinte.

„Vielleicht war es besser, dass Friedrich nicht auf mich gehört hat.“ Ein milder Zug umspielte die Mundwinkel des Vaters.

Friedrich lächelte und erhob sich. „Meine Frau ist müde. Wir ziehen uns nun zurück.“

„Noch eines, mein Sohn!“ Auch der Schwiegervater stand auf. „Der Generalsuperintendent wünscht dich morgen Nachmittag zu sehen – mit deiner Frau. Das soll ich ausrichten.“

„So?“ Friedrich sah Rebekka verblüfft an.

„Ja, der Bischof wollte heute beim Diner den Grund für dein

Nichterscheinen wissen. Ich musste ihm gestehen, dass es dir wichtiger gewesen war, deine Frau zu suchen.“

„In der Tat.“

„Nun, Büchsel hat daraufhin gemeint, er wolle den Mann sehen, der eine Versöhnung mit der Ehefrau einer Beförderung vorziehe.“ Unsicherheit flackerte in den Augen des Alten.

„Nun, dann gehen wir morgen hin!“ Friedrich nahm seiner Mutter den Kleinen ab. Er küsste sie auf die Wange.

Rebekka sah ihre Augen zum ersten Mal leuchten.

Friedrichs Jugendzimmer lag im Schimmer einer Petroleumlampe, der die Umrisse eines Holzbettes und eines Spiegelschranks erhellte.

„Und du schläfst jetzt.“ Friedrich bettete Josef in einen ausgepolsterten Wäschekorb, den der Diener bereitgestellt hatte.

Rebekka beobachtete, wie Friedrich sich die Uniformjacke auszog und zurück in den Schrank hängte. „Genug der Maskerade!“ Er schloss die quietschende Schranktür, schob Rebekka vor den Spiegel und stellte sich hinter sie. „Schließe deine Augen!“

Sie blinzelte.

„Augen zu!“ Sein Atem wärmte ihren Nacken.

Sie tat es. Etwas Kaltes legte sich schwer auf die Haut. Neugierig tastete sie mit einer Hand. Sie glaubte nicht, was sie zu fühlen meinte.

„Jetzt Augen auf!“

„Mein Hochzeitsschmuck von Wilhelm!“ Überwältigt drehte sie sich zu ihm um. „Aber den hat Marta doch vor Weihnachten zum Pfandleiher gebracht, damit ich dir die kaputte Taschenuhr ersetzen konnte! Woher hast du den Schmuck?“

„Vom Pfandleiher.“

„Oh, Friedrich! Warum hast du das getan?“ Sie drehte sich wieder zum Spiegel und betrachtete ergriffen die feine Goldschmiedearbeit.

„Ich will dich nicht länger von Wilhelm abschneiden, Rebekka.

Deine Vergangenheit mit ihm gehört genauso zu dir wie deine Gegenwart mit mir. An deiner Trauer um Wilhelm sehe ich, wie sehr du lieben kannst ... Ich habe mich mit Wilhelm versöhnt.“

„Was hatte er dir denn getan, der Arme?“

„Er hat dein Herz besessen. Ich war neidisch auf ihn. Sehr sogar. Was er hatte, wollte ich um jeden Preis.“

„Ach, Friedrich!“ Ungestüm schlang sie die Arme um seinen Bauch und drückte ihn so fest, dass ihm die Luft wegblieb.

Rebekka blieb zwei Tage später bei der Ankunft in Grünheide auf der Treppe des Pfarrhauses zurück. In ihr rumorten die Gefühle, mit denen sie sich bei Nacht und Nebel davongeschlichen hatte.

Friedrich steckte den Kopf durch den offenen Eingang. „Kommst du oder soll ich dich über die Schwelle tragen?“

Das Hausmädchen hinter der Tür kicherte.

Rebekka beeilte sich, mit Josef im Arm die letzten Stufen zu nehmen. Doch sie erstarrte, als sie eintrat. „Unsere Holztafel aus Schaudschu!“ Ungläubig trat sie auf das Bild zu, das einst in der Missionsstation in China gehangen hatte. Nun hing es im Pfarrhaus hinter der Tür an der Wand. Jeder Besucher würde daran vorbeimüssen. Ihre Hände berührten die kleine Holzplatte mit dem Kreuz darauf, die auf dem Bild mit einem Faden an einem Nagel befestigt war. Sie schob es über dem Abgrund hin und her.

„Wie gut, dass wir das Kreuz als Brücke haben.“ Friedrich legte ihr von hinten die Hand auf die Schulter.

„Wo hast du das Bild her?“ Sie blickte ihn streng an.

„Unter dem Bett gefunden.“

„Du hast in meinen Sachen gewühlt.“

„Wenn du mir alles hinwirfst.“ Er trat in den Hausgang. „Ich habe noch mehr Schätze ausgegraben.“

Überrascht blickte sie ihn an. Er deutete mit der Hand ins Wohnzimmer. Dort entdeckte sie die Veränderung sofort.

„Unsere Fotografie aus China!“ Sie nahm es vom Klavier. Für

einen Moment studierte sie Roswithas Gesicht daneben. „Und das willst du hier aufstellen?“

„Warum nicht? Unsere Vergangenheit braucht einen Platz, damit wir sie loslassen können.“ Er sah ihr über die Schulter.

Sie betrachtete das Familienfoto, das vor langer Zeit an einem weit entfernten Ort entstanden war. Mit ruhiger Hand stellte sie es zurück und atmete aus. „Es liegt hinter mir. Ich bin dankbar für diese Zeit.“

Sie spürte, wie seine Hände an ihren Schultern herabfuhren.

„Ziehst du dieses Seidenkleid aus China einmal für mich an? Und dann rudern wir beide zur Liebesinsel.“

„Das hast du auch gefunden?“

„Warum hast du es nicht zur Hochzeit getragen?“

„Wollte ich“, sagte sie leise, „aber wir waren beide wohl noch nicht bereit dafür.“

„Deine Missionsfreunde werden begeistert sein!“

Sie lächelte ihn vorsichtig an. „Du hast nichts dagegen, wenn ich über China ...?“

„Vergiss das Verbot! Ich war in meiner Eitelkeit gekränkt. Was Gott dir aufs Herz legt – tue es!“

Rebekka lehnte sich in der Nachmittagssonne des folgenden Tages mit einer Hand über den Rand des Bootes. Kühles Wasser umspülte ihre Finger. Sie lauschte. Die Ruder tauchten rhythmisch in den Werlsee ein und aus. Ein paar Gänse flogen schnatternd auf. Rebekka strich prüfend über die fliegenden Kraniche zwischen den gestickten Blüten auf dem Bauch. Wölbte er sich schon? Der dünne Seidenstoff ließ die sanfte Brise hindurch, die in der Hitze Kühlung brachte.

Lene und die drei Kleinen waren bei Annie geblieben. Jakob und Georg waren mit einer Butterstulle zu ihrer Höhle neben dem Gedenkstein losgezogen. Die Jungen hatten sich im Park bei der Kirche ein Lager ausgebaut.

Friedrich lachte leise, während er sich in die Ruder lehnte.

„Was ist?“, fragte sie neugierig.

„Ich denke gerade an das Gesicht meines Vaters, als wir ihm gestern gesagt haben, dass der Generalsuperintendent mir eine Sonderaufgabe gegeben hat.“

Sie kicherte.

„Wer hätte gedacht, dass ich der Verbindungsmann zwischen der Kirche und den Missionen sein soll?“

„Du bist eben Experte.“

„Ich? Mich interessiert nur eine Missionarin aus China. Aber Vater konnte es nicht fassen, dass ich wegen dir befördert werde!“

Sie lachten.

Das Boot ruckte auf dem sandigen Strand. Friedrich sprang barfuß ins Wasser und hob Rebekka auf das Trockene.

Ausgelassen ließ sie sich auf den Strand fallen und grub ihre Zehen genüsslich in den warmen Sand. Er setzte sich hinter sie, winkelte seine Beine an und ließ zu, dass sie seine Füße eingrub.

Er wirkte, als ob er grübelte. „Rebekka, als du damals in Hamburg aus dem Schiff gestiegen bist ... da hast du mich nur aus Angst geheiratet, ein Kind im Bauch zu haben.“

„Ja.“ Sie hörte auf, im Sand zu graben.

„Und jetzt? Bist du nur aus diesem Grund zu mir zurückgekehrt?“

Rebekka setzte sich ruckartig auf und drehte den Kopf zu ihm um. „Nein, Friedrich. Dieses Mal war es anders.“

Sie ahnte, was er hören wollte. Und es war höchste Zeit, es ihm zu sagen. „Ich bin zurückgekehrt, weil ich mich für *dich* entschieden habe.“ Sie kniete sich vor ihn in den weichen Sand. „Ich liebe dich!“

Sanft strich sie mit den Daumen über die kurzen Koteletten und blickte in die meerblauen Augen. „*Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein.*“ Mit den Worten der Bibel näherte sie sich seinem Mund.

„*Ich komme in meinen Garten und pflücke meine Myrrhe*“, flüsterte er die Verse aus dem Hohelied weiter und tastete nach den Knöpfen

auf ihrem Rücken. Er legte sich mit ihr zurück auf den Strand. Ihre Lippen verschmolzen.

„Vater! Mutter! Wo seid ihr?“

Die helle Stimme ließ sie erstarren. Erschrocken sahen sie einander an.

„Jakob“, knurrte Friedrich.

Das Gras raschelte. Hastig zog Friedrich die Hände zurück und sie setzten sich auf. Rebekkas Herz klopfte.

„Jakob? Georg?“, rief Friedrich.

Atemlos und mit roten Gesichtern kamen die Jungen auf sie zugerannt, vom Haar bis zu den nackten Füßen völlig verdreckt.

„Wo kommt ihr denn her?“ Rebekka konnte es nicht fassen.

„Wir haben einen Gang entdeckt!“ Jakob konnte vor Aufregung kaum sprechen.

„Von unserer Höhle ... tief in die Erde runter!“ Georg fand als erster die Sprache wieder. „Wir sind durchgekrabbelt!“

„Der Zugang zur Liebesinsel! Ich hätte es nie geglaubt!“ Friedrich sprang auf. „Der Küster hatte recht! Die Legende ist wahr!“

„Ja, Vater, schnell! Wir kennen den Eingang!“ Jakob fasste seine Hand.

„Gleich, Kinder!“ Friedrich drehte sich zu Rebekka um und half ihr auf. „Kommst du mit dem Boot allein zurecht?“

Sie schmunzelte, wie Friedrich plötzlich den Jungen glich, die vor ihr zappelten.

„Ja“, rief sie, „aber gib mir vorher den weißen Kragen!“

Die Jungen ergriffen Friedrich an den Händen und zogen ihn mit. Rebekka stolperte im langen Kleid hinterher. Sie wollte wenigstens sehen, in welchem Loch die Drei verschwanden. Neben einem Steinhauken nahm Georg eine Laterne hoch. Dann stieg einer nach dem anderen hinter dem Licht in die dunkle Öffnung hinab, die unter einer Hecke verborgen lag.

„Bis auf der anderen Seite!“ Friedrich zwinkerte ihr zu, bevor sein Kopf in den Gang abtauchte. Weg waren sie!

Rebekka schauderte beim Gedanken, durch so einen Tunnel zu kriechen. Unmöglich mit einem Kleid! Wie gut, dass sie die Aufgabe hatte, das Boot zurückzubringen. Sie lächelte und schlenderte zum Strand zurück.

War das nicht Friedrichs Traum gewesen? Den Zugang zur Liebesinsel zu finden – mit ihr?

Die Sonnenstrahlen wärmten ihre Haut. Versonnen setzte sie sich in den Sand. Im Pfarrhaus würde es mit der Ruhe vorbei sein – viele Menschen und Aufgaben würden auf sie warten. Doch Rebekka empfand ein freudiges Kribbeln bei dem Gedanken.

Mit hochgeschürztem Kleid watete sie in das kühle Wasser, zog das Boot mit sich und kletterte hinein. Entschlossen lehnte sie sich in die Ruder und spürte, wie der Kahn in Schwung kam. Nach ein paar Ruderschlägen hielt sie inne, um zu verschnaufen. Ihr Blick schweifte über die Bäume und Büsche am Seeufer entlang hin zum Pfarrhaus – ihrem Zuhause. „Danke, Heiland. Einfach danke!“

Ein Sonnenstrahl ließ das Metall des Kreuzes auf dem kleinen Kirchturm aufblitzen, als ob ihr der Himmel zuzwinkerte.

Dann riss Schreien und Johlen sie aus den Gedanken.

„Schiff ahoi!“ Drei Gestalten winkten ihr auf dem Steg am Strand des Pfarrgartens zu. So schnell sie konnte, hob und senkte sie die Ruder.

Je näher sie dem Ufer kam, desto weniger konnte sie glauben, was sie sah. Sie kniff die Augen zusammen. War das Friedrich? So verdeckt und ausgelassen?

Er hatte Jakob auf dem Rücken und Georg am Arm hängen. Beide Jungen waren nicht weniger schmutzig. Gut gelaunt plappernten und turnten sie vor Aufregung an ihm herum.

Für einen Augenblick erinnerte sich Rebekka daran, wie sie Friedrich steif und in schwarzer Amtstracht an jenem kalten Aprilmorgen im Hamburger Hafen zum ersten Mal erblickt hatte. War es wirklich der Fremde von damals, auf den sie jetzt zuruderte?

„Und?“, keuchte sie.

„Gefunden!“, rief Friedrich strahlend. „Wir kennen den Zugang zur Liebesinsel! Komm, ich zeige es dir!“

„Aber wie seht ihr denn aus?“ Sie konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen. Die drei Höhlenforscher sahen an sich herunter.

„Hört ihr? Mutter will, dass wir baden.“ Friedrich warf zuerst Jakob und dann Georg in hohem Bogen vom Steg ins Wasser.

Die Jungen quietschten vor Vergnügen.

Zuletzt sprang er selbst hinein und schwamm in großen Zügen auf ihr kleines Schiff zu.

Epilog

Du Sturmbewegte ...



... siehe, ich will deine Grundfesten
mit Saphiren bauen.
Jesaja 54,11

Grünheide, 28. August 1888

Sie saß in der vordersten Kirchenbank und ahnte, dass er sie von hinten musterte. Wahrscheinlich hatte er sich wie beim letzten Mal in eine der hinteren Reihen gesetzt. Eigentlich war ihr das recht so. Nicht jeder in Grünheide sollte den dunkel gelockten Fremden bemerken – oder gar die Ähnlichkeit mit ihrem Kind.

Das goldene Licht des Spätsommertags tanzte durch die runden Kirchenfenster in bunten Lichtflecken über sie.

Einmal im Jahr erlaubte Friedrich ihm zu kommen. Er hatte es ihm damals beim Abschied versprochen. Anfangs hatte das in ihr für Seegang gesorgt. Doch nun, nach fünf Jahren, war sie in der Gewissheit zur Ruhe gekommen, dass sie nach all den Stürmen sicher im Heimathafen vor Anker lag. Es plagten sie keine Zweifel mehr, für wen ihr Herz schlug.

Die Klänge der Orgel durchspülten das Kirchenschiff. Ihr Blick glitt vom Gesangbuch hinüber zu Friedrich, der im Talar zur Schriftlesung vor den Altar trat. Er blinzelte ihr zu. Ihm war bewusst, dass der Besuch für sie herausfordernd war. Gewiss, es war vergeben und vergessen, aber Josef sollte es nie, nie ...

Friedrich lächelte ihr zu. Er sah es anders, das wusste sie. Im Grunde bewunderte sie Friedrichs Großmut und Größe, den alten Rivalen zu empfangen.

Überhaupt, wie sich Friedrich mit ihr durch den Sturm gekämpft hatte – damit hatte er ihr Herz gewonnen! Zugegeben, nach all den Stürmen waren sie beide nicht mehr dieselben gewesen. Das war wohl im Himmel so geplant gewesen ...

Ihr Blick wanderte zum Glasfenster hinter dem Altar. Beständig lächelte ihr dort der Gute Hirte entgegen, das verletzte Schäfchen in den Armen geborgen. *Deine Liebe hat uns durchgetragen – auf die andere Seite des Sturms. Dafür werde ich dir ewig dankbar sein!*

Friedrich sagte „Amen“. Dies war das Zeichen für Mütter und Kinder, mit ihr zur Sonntagsschule in den Garten zu gehen. Kurz nickte sie Jakob zu. Der schlaksige Dreizehnjährige strahlte voller Vorfreude, weil er sich nach dem Gottesdienst mit seinem siebzehnjährigen Bruder um den Kapitän zu kümmern hatte. Das erlaubte ihr, Pierrot später in Ruhe mit Friedrich im Garten zu begrüßen.

Ihre jüngeren Kinder sprangen ihr unter dem Nussbaum entgegen, als sie mit dem fröhlich schwatzenden Rudel von Frauen und Kindern hinter dem Pfarrhaus eintraf.

Die zwölfjährige Lene hatte mit den achtjährigen Schwestern Sofie und Grete alle Stühle aus dem Haus getragen. Erleichtert stellte Rebekka fest, dass die kleine Elisabeth im Kinderwagen neben der Veranda schlummerte. War sie wach, hielt sie alle auf Trab, denn mit ihren acht Monaten krabbelte sie bereits überallhin.

„Josef, du begrüßt nachher mit mir als Erster artig den Gast!“ Rebekka zupfte mit einer Hand den blauen Matrosenkragen des Fünfjährigen zurecht. „Keinen Schabernack, hörst du!“

„Aye, aye, Kapitän!“ Der Junge führte die Hand zum Kadettengruß an die dunkle Lockenmähne. Rebekka schmunzelte – wie oft brachte der quicklebendige Kerl sie alle zum Lachen.

„Ich will auch!“ Ihr vierjähriger Sohn hing sich an sie.

Sie strich ihm über das blonde Haar. „Nein, Fritz. Du deckst nachher drinnen mit den Mädchen den großen Tisch im Salon.“

Der Junge setzte sich schmallend zwischen die Kinder unter dem Baum. Rebekka holte tief Luft und begann zu erzählen ...

Mit dem Läuten der Glocken eine halbe Stunde später verabschiedete Rebekka die Schar vor ihr etwas eiliger als sonst. Mit ein paar Anweisungen nahm sie ihre Kinder mit hinein.

Es galt, in der Küche das Essen aufzuwärmen und Elisabeth zu füttern. Rebekka spähte dabei aus dem offenen Küchenfenster in den Garten und begann, das Feuer zu schüren. Kaum rührte sie den Haferbrei für die Kleine, hörte sie draußen Stimmen. Die Holzstühle ächzten. Ein Korken schnalzte.

„Und was machen die Geschäfte, Kapitän?“

„Nun, ich bin zumeist auf hoher See.“

Sie erkannte sofort die volle tiefe Männerstimme, die selbst den Sturmwind durchdrungen hatte. Mit Elisabeth im Arm schob sie die Gardine einen Spalt zurück. Gut sah er aus – wie immer. Die Haare kürzer, ordentlich rasiert ... – ungewohnt waren nur die Kragenbinde und die fein gewirkte Weste unter dem Gehrock.

Pierrot sprach von seinen Anteilen in der Reederei, der wachsenden Speicherstadt in Hamburg, den Dampfseglern sowie neuen Schifffahrtsrouten nach Amerika. Friedrich nickte interessiert. Fast hatte es den Anschein, die beiden könnten Freunde werden.

„Sie sind da, Mutter! Kann ich raus?“ Josef hopste in die Küche und flitzte davon. Rebekka hastete hinter dem Jungen her und beeilte sich, das Baby im Salon Lene in den Arm zu schieben.

„Vater!“ Josef sprang aus der Tür der Veranda und rannte auf die Männer zu. Die beiden erhoben sich. Der Junge sprang in Friedrichs Arme.

Rebekka blieb gerührt hinter dem Fenster stehen.

Liebevoll nahm Friedrich den Jungen hoch, küsste ihn, flüsterte ihm etwas ins Ohr und zeigte auf Pierrot. Dann stellte er Josef ab.

Der Kleine trat auf den Gast zu und streckte ihm die Hand hin. „Guten Tag, Kapitän Salmas!“

Schimmerten Pierrots Augen feucht – oder täuschte sie sich?

„Ahoi, kleiner Mann, du bist groß geworden!“ Sichtlich bewegt ergriff er die kleine Hand. „Hast du das Segelschiff zu Wasser gelassen, das ich dir letztes Jahr gebracht habe?“

„Ja, vorne am Ufer. Jakob hat mir einen Hafen gebaut.“ Josefs Locken wippten. „Sollen wir es holen?“

Der Kapitän nickte und der Junge rannte mit Jakob davon. Pierrot sah ihnen nach. „Mir schmilzt das Herz, wenn ich Josef sehe. Dass nach so viel Schiffbruch so ein Schatz übrig bleibt ...“ Er wandte sich Friedrich zu. „Und dass Sie mir erlauben, ihn zu sehen – das rechne ich Ihnen hoch an.“ Pierrot kniff die Augen zusammen. „Warum tun Sie das?“

„Ich habe selbst in meinem Leben vieles geschenkt bekommen, das ich nicht verdient habe. Die Bibel nennt das Gnade.“

Rebekka gab sich einen Ruck und trat auf die Veranda. „Grüß dich, Pierrot.“

Seine dunklen Augen leuchteten auf. Er trat auf sie zu, half ihr galant die Steinstufen herab und küsste ihr die Hand. Seine Lippen berührten ihre Finger. Sie schluckte über das Zeichen der Vertraulichkeit, spürte aber keinerlei Seegang in sich. Ein lauer Wind strich sanft über ihr Haar. Friedrich trat lächelnd neben sie.

Sie lehnte sich vor und küsste Pierrot dezent auf die Wange, wie einen Bruder. „Ich erwarte euch in einer halben Stunde zum Essen im Salon.“

Die Männer nickten.

Rebekka schmunzelte beim Anblick des Fünfjährigen, der mit einem großen Holzschiff vom Seeufer über die Wiese auf sie zuwackelte, Jakob helfend an der Seite. Sie trat ins Haus.

„Ich trage mich mit dem Gedanken, zu heiraten, Pastor Hoffmann.“ Pierrots Stimme klang freudig erregt. „Sie ist die Tochter meines Geschäftspartners und ... nicht übel.“

Rebekka hielt inne hinter dem Vorhang neben der Verandatür.

„Gut.“ Friedrichs Glas erklang. „Darauf stoßen wir an!“

Rebekka schluckte und atmete doch zugleich auf. „Ich wünsch dir alles Gute, Pierrot!“, flüsterte sie in den Stoff.

„Nun ja, ehrlich gesagt, irgendetwas fehlt mir zum Glück.“ Pierrot leerte sein Weinglas. „Wenn ich Sie hier so sehe mit Rebekka ... Da komme ich mir vor wie im Ruderboot neben einem Dampfschiff.“

„Ein Rat von mir, Kapitän Salmas!“ Friedrich beugte sich vor. „Wenn Sie nach vorne wollen, lassen Sie die Vergangenheit in Frieden los. Rebekka und ich, wir haben das auch tun müssen.“

„Leicht gesagt!“ Ratlos hob er die Brauen. „Sie scheinen einen Verbündeten im Himmel zu haben, der mir fehlt.“

„Was hindert Sie, einen Pakt mit Gott zu schließen?“ Friedrich lehnte sich zurück.

„Mit Gott?“ Pierrot schüttelte den Kopf. „Der ist mir ein religiöses Rätsel geblieben.“

Friedrich nickte, stand dann auf und klopfte Pierrot auf die Schulter. „Kommen Sie mal mit! Im Hauseingang hängt ein Holzbild, das meine Frau aus China mitgebracht hat. Damit kann ich Ihnen besser erklären, was das Geheimnis von Gottes Pakt mit uns Menschen ist.“

Pierrot erhob sich und stellte das Glas ab.

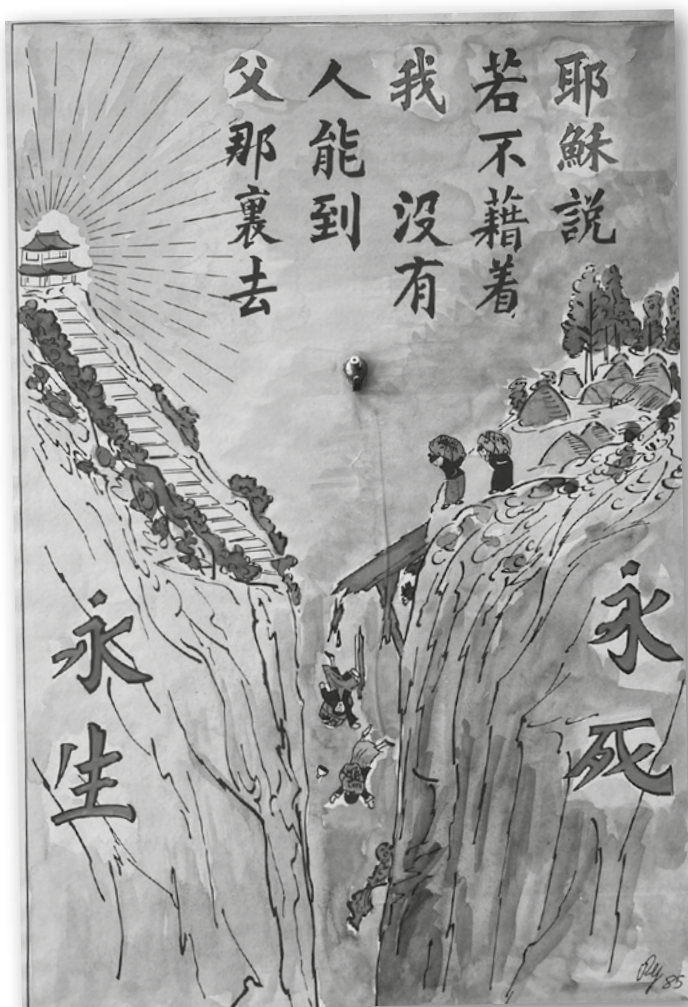
In diesem Moment kamen die Jungen mit geröteten Köpfen bei ihnen an und Josef streckte dem Kapitän das Segelschiff hin.

„Ahoi, Schiffsjunge! Nur die Segel musst du anders setzen – das zeige ich dir nachher am See.“

„Darf ich auch mal auf dein richtiges Schiff?“ Flehend sah ihn Josef an. Rebekka schluckte hinter der Gardine.

„Lass mich mal prüfen, ob du schon schwer genug bist oder ob dich der Wind von Deck bläst!“ Behutsam nahm Pierrot den Jungen auf den Arm. „Ein richtiger Pfundskerl, würde ich sagen!“

Er lächelte Friedrich zu und folgte ihm dann mit Josef auf dem Arm. „Komm, dein Vater will uns was zeigen! Vielleicht kann ich noch was Wichtiges von ihm lernen.“





Aus der Romanwerkstatt:

Nachwort der Autorin

Den ersten Anstoß für die Person der Rebekka gab mir die Lebensgeschichte von *Aimee Semple McPherson*, einer kanadisch-amerikanischen Evangelistin, die mit ihrem Mann 1910 nach China ausreiste. Dort angekommen, musste sie den Geliebten bereits nach zwei Monaten beerdigen.

Verwitwet als Neunzehnjährige, kam sie mit ihrem Baby zurück und entschloss sich, wieder zu heiraten. Die zweite Ehe scheiterte jedoch an den zu unterschiedlichen Lebensentwürfen der beiden und ihr Mann ließ sich nach sechs Jahren Ehe von ihr scheiden. Aber wir müssen uns um Aimee Semple McPherson keine Sorgen machen. Aus ihr wurde eine berühmte Predigerin und Radio-missionarin. Sie hat die *Foursquare*-Bewegung ins Leben gerufen, zu der sich heute noch weltweit Tausende von Gemeinden zählen, in Deutschland gehören sie zum Dachverband von Foursquare Deutschland.

Bei meinen Recherchen stellte ich fest, dass auch deutsche Missionen im 19. Jahrhundert in China aktiv waren – eine davon war die *Berliner Mission*, die ab 1869 die ersten Missionare nach China sandte und 1882 ihre Arbeit dort offiziell begann.

Das historische Missionshaus steht bis heute in Berlin-Friedrichshain und wird von der EKBO (*Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz*) sowie dem *Berliner Missionswerk* genutzt. Natürlich musste im Roman jemand an den herrlichen Steinfiguren der Backsteinfassade herumturnen. Ich habe Rebekka mit den ersten Missionaren nach China aufbrechen lassen, damit sie wie der legendäre englische China-Missionar Hudson Taylor mit dem Segelschiff unterwegs sein konnte.

Die Kirche „Zum Guten Hirten“ in Grünheide mit der grünen Pfarrhaus-Villa am See fand ich, als ich nach einem romantischen Schauplatz für meine Hauptfiguren Ausschau hielt. Das Innere der Villa sowie den Garten am See habe ich umgestaltet. Einige Fakten aus der Geschichte von Grünheide habe ich in künstlerischer Freiheit in das Romangeschehen einfließen lassen, hier die historisch korrekten Sachverhalte:

Die Kirche wurde 1891/92 erbaut, etwas später als in meiner Geschichte – damit sind Verwechslungen mit echten Pastoren ausgeschlossen. In der Zeit um 1880 erlebte die Region vor den Toren Berlins insgesamt Veränderungen. Man konnte sie per Schiff und Bahn erreichen, vielerorts entstanden Kirchen, Villen und Ausflugslokale. Die Industrialisierung trieb die Menschen in die Stadt. Berlin wuchs und damit die Anzahl der Fabrikschlote und Elendsviertel. Die Villen in Grünheide entstanden ab der Jahrhundertwende und namhafte Industrielle hatten dort ihr Domizil.

Ein weiterer Impuls für den Roman war die Legende, nach der ein unterirdischer Gang von der Kirche in Grünheide zur „Liebesinsel“ im Werlsee führen soll, den man bis heute nicht gefunden hat.

Die Teerköhler spielten bei der frühen Besiedlung von Grünheide eine Rolle – ihnen habe ich mit Rebekkas Freunden einen Platz im 19. Jahrhundert gegeben.

Vielen Dank an:

Lothar Runge, Vorsitzender des Heimatvereins Grünheide, für alle wertvollen Informationen zur Geschichte und die engagierte Führung durch das Heimatmuseum im Schulhaus.

Pfarrerin Barbara Deml vom Berliner Missionswerk für die Führung durch die Missionsausstellung der *Berliner Mission* und die sachkundige Unterstützung.

Steffen Madloch, Pfarrer in Grünheide, der mir das Pfarrhaus zeigte und nichts dagegen hatte, es mit Romanfiguren zu teilen.

Das *Deutsche Schifffahrtsmuseum* in Bremen sowie Dr. Ursula Feldkamp für ihre wertvollen Hinweise, wie Frauen früher an Bord gereist sind. Durch sie landete Rebekka unter Deck ...

Bettina Golz vom *Landeskirchenarchiv Berlin*, die für mich unzählige Missionsberichte aus China abgetippt hat. Die Geschichten, die ich meiner Hauptfigur in die Erinnerung lege, basieren alle auf wahren Missionsberichten.

Kerstin Stanullo für ihre fachkundige Beratung als Hebamme und Freundin.

Allen, die mich unterstützt haben, diesen Roman ins Ziel zu bringen: Nicola Vollkommer (du hast von Anfang an daran geglaubt), Titus Müller (dein Schreibseminar hat beflügelt), meine Testleserinnen Kirsten Grimault, Conny Taut, Inge Rapp und Simone Wanner sowie meine Brunnen-Lektorin Carolin Kotthaus (eine Unterstützung wie beim E-Bike-fahren).

Meinen Eltern, die mir zeigten, wie man durch Stürme geht.

Und meinem Mann, mit dem ich etliche durchgestanden habe. Einige davon finden sich in meiner Biografie „Eine Badewanne voll Glück – Wie meine Träume laufen lernten“ (Brunnen 2020).

Gertraud Schöppflin

Eine Badewanne voll Glück

Wie meine Träume laufen lernten –
in Kinderlosigkeit, Adoption,
Mutterglück & offenen Familienfrage

176 Seiten, gebunden

ISBN Buch 978-3-7655-0735-9

auch als E-Book erhältlich



Ein Baby! Jahrelang schreibt Gertraud Schöppflin ihren sehnlichsten Wunsch ihrem Mann zu Weihnachten auf den Wunschzettel. Doch der Himmel scheint verschlossen. Ihr Herzenswunsch bleibt unerfüllt – trotz aller Tränen, Gebete und medizinischer Hilfe.

Dann kommt der Moment, in dem ihnen eine junge Frau ihr Neugeborenes in die Arme legt.

Werden sie dieses Kind behalten dürfen? Fühlt sich so ein Wunder an?

Ein starkes biografisches Buch über unerfüllte Lebensträume: Hilft Gott? Wie hilft Gott ... in der Auseinandersetzung mit (noch) unerfüllten Lebenswünschen?

BRUNNEN VERLAG GIESSEN

www.brunnen-verlag.de

